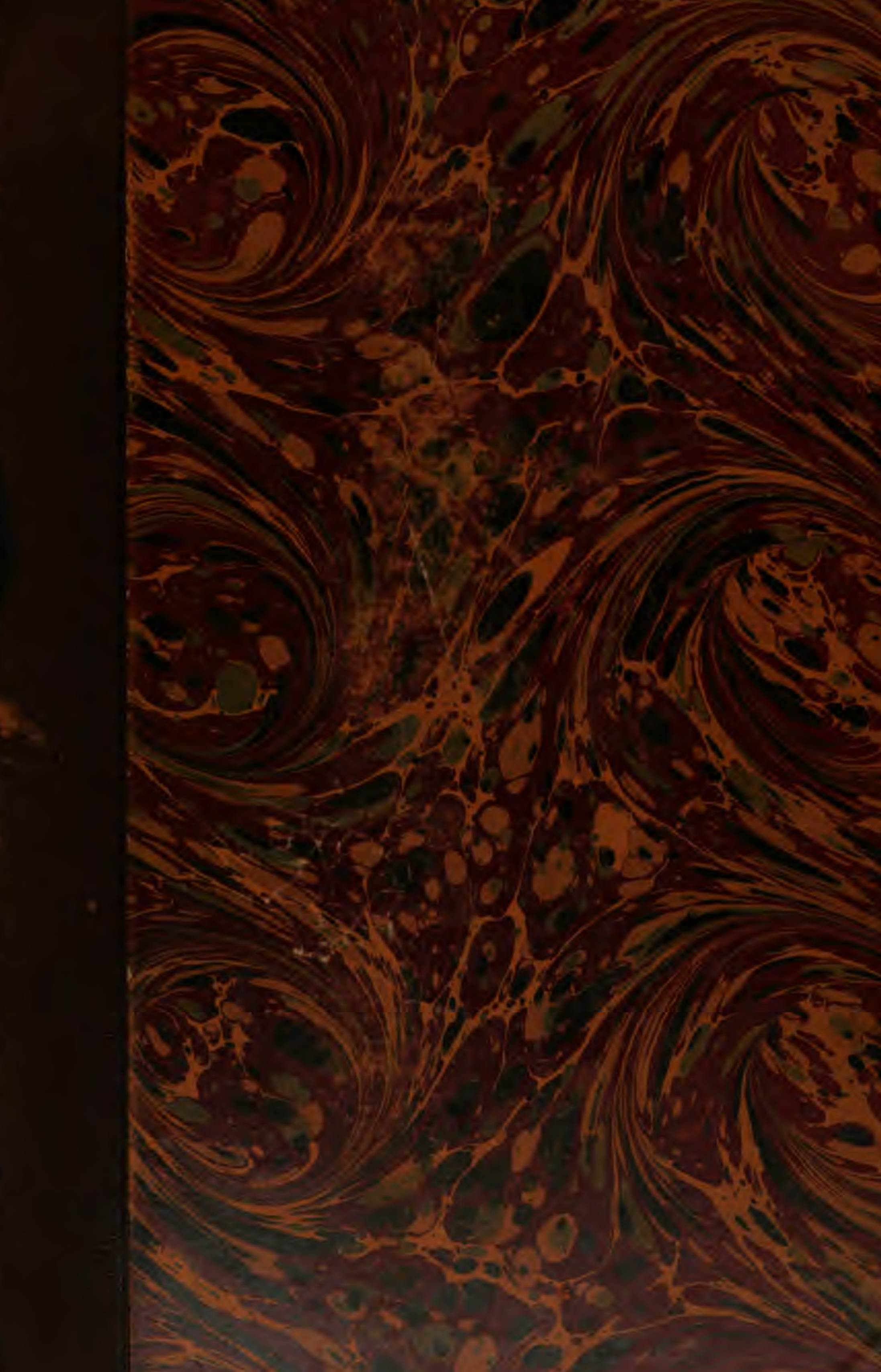



VE
RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Jugendgeschichte des Fürsten Bismarck

Geschichte

des

Fürsten Bismarck

in Einzeldarstellungen

Unter Mitwirkung

von

Alfred Biese, Val. von Bismarck, Gottlob Egelhaaf, Walter Gensel, Kurt Herrfurth, Eduard Heyck, Johannes Kreutzer, Osk. Pank, Georg Schmidt, Leon Zeitlin, Philipp Zorn u. a.

herausgegeben von

Johannes Penzler

II. Band:

Johannes Penzler

Jugendgeschichte des Fürsten Bismarck (bis 1851)

Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

1907

Jugendgeschichte des Fürsten Bismarck

(bis 1851)

Von

Johannes Penzler



Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
1907

Vorwort.

Eines empfehlenden Vorwortes bedarf eine Jugendgeschichte des Fürsten Bismarck nicht. Es kann ja kaum einen anziehenderen Stoff für den Historiker geben als diesen. Aber über die Gesichtspunkte, unter denen die hier vorliegende Bearbeitung erfolgt ist, sei ein begleitendes Wort gesagt.

Es ist vermieden worden, wo eine anerkannt authentische Bearbeitung für eine Periode der Jugendgeschichte vorlag, denselben Stoff in neue Form zu kleiden; sondern die vorhandene Form ist beibehalten und in dieses Werk übernommen worden; so Krigars Darstellung des Lebens in der Plamannschen Anstalt, so Professor O. Mejers fleißige Studie über die Göttinger Zeit. Diese ist so erschöpfend, daß der Prorektor der Georgia Augusta die Bitte des Verfassers um Mitteilungen aus den Universitätsakten mit der Erklärung beantwortete, es sei gar nichts mehr vorhanden, da Mejer alles verwertet hätte.

Sodann sind wir bemüht gewesen, den Fürsten Bismarck selbst so viel wie möglich zu Worte kommen zu lassen. Dazu hat uns nicht allein die Überzeugung bestimmt, daß die von ihm entlehnten Abschnitte aus Briefen, Reden und aus den „Gedanken und Erinnerungen“ die besten Teile des ganzen Buches sind, sondern auch der Umstand, daß die Bücher, aus denen wir unsere Zitate entlehnt haben, den breiten Schichten der Bevölkerung, für

die unser ganzes Werk bestimmt ist, nicht oder nur ausnahmsweise zugänglich sind.

Im allgemeinen sind wir beflissen gewesen, eine schlichte und schmucklose Darstellung des Stoffes zu geben; sie entspricht am besten dem Wesen des großen Mannes, der im Mittelpunkt des Buches steht, und dem Zweck, den sich das ganze Werk gesetzt hat.

Gern würden wir hier und da noch mehr Proben aus Briefen und Reden mitgeteilt haben, aber es galt, mit Rücksicht auf den Raum uns Beschränkung aufzuerlegen. Die beiden schriftlichen Arbeiten für die Auskultatorprüfung werden als die ältesten Schriftdenkmäler, die wir vom ersten Reichskanzler besitzen, hoffentlich vielen Lesern des Buches eine willkommene Beigabe sein.

Leipzig, Ende September 1907.

Johannes Penzler.

Inhaltsverzeichnis.

1. Die Jahre der Kindheit

Am 1. April 1815 wurde Otto von Bismarck im Herrenhause von Schönhausen in der Altmark geboren. Eigenartig war die Zeit, eigenartig der Ort, eigenartig waren auch seine Eltern.

Die Zeit. Noch war die Schmach und die Not der französischen Fremdherrschaft in deutschen Landen nicht verwunden. Frisch waren noch die Gräber der Helden, die freudig ihr Herzblut für die Befreiung des Vaterlandes vergossen hatten. Die Begeisterung, mit der Deutschlands mannigfach geartete Stämme sich zur Säuberung deutschen Bodens von fremdem Kriegsvolk zum erstenmal, wenn auch zum Teil nur widerwillig, vereinigt hatten, war noch unvergessen. Der sogenannte Erste Pariser Friede war geschlossen, Napoleon nach Elba verbannt worden, in Wien waren die Diplomaten mit großem Prunk zu einem Kongresse zusammengetreten, der die Früchte der gemeinsamen Siege nun praktisch zu verwerten berufen war. Da unterbrach die Beratungen und die zahlreichen mit ihnen verbundenen Festlichkeiten plötzlich die Kunde von Napoleons Wiedererscheinen auf französischem Boden und von seiner Ankunft in Paris. Am 20. März begann die Geschichte der hundert Tage. In ihren Anfang fiel Bismarck's Geburt; ihr Ende bezeichneten die deutschen Kämpfe von Ligny, Quatrebras und Waterloo.

Eigenartig war auch der Ort. Schönhausen, in dem Winkel zwischen Elbe und Havel gelegen, ist sehr alt, es gehört zu der Dotation, mit der Kaiser Otto der Große im Jahre 946 das Bistum Havelberg ausstattete. Die Kirche, ein schöner Basilikenbau, ist von Bischof Siegebodo von Havelberg erbaut und am 7. November 1212 eingeweiht worden. Solange das Bistum Havelberg bestand, hob sich der Ort von Jahrhundert zu Jahrhundert, wurde um die Mitte des

16. Jahrhunderts sogar Flecken, hatte abermals hundert Jahre später aber schwer unter den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges zu leiden, bald durch die Schweden, bald durch die Kaiserlichen. Von 48 Bauernstellen blieb damals eine einzige übrig; 1642 wurde das Schloß geplündert und ausgebrannt. Das war schon zur Zeit der Bismarcks.

Sie waren vorher in Burgstall schloßgesessen gewesen, hatten aber auf Drängen des brandenburgischen Kurprinzen Johann Georg, des damaligen Verwesers des Bistums Havelberg, der Burgstall gern zur Abrundung seines Letzlinger Jagdreviers haben wollte, wenn auch mit schwerem Herzen, 1562 in den Tausch Burgstalls mit Schönhausen gewilligt und waren am dritten Ostertage mit Schönhausen belehnt worden.

Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts schritt man zur Erneuerung des Schloßbaues. Er wurde auf den alten Fundamenten aufgeführt, das Schloß wurde etwa um 1700 wieder bezogen. Dann verging ein volles Jahrhundert, das friedlich zwar nicht für Deutschland, aber für das damals noch ziemlich weltabgeschiedene Schloß und Dorf Schönhausen verfloß. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts machte sich das über Deutschland von Westen hereinbrechende Unheil auch dort fühlbar. Am 14. Oktober 1806 war das stolze Heer Friedrichs des Großen der Übermacht der Napoleonischen Truppen bei Jena und Auerstedt erlegen. Die Trümmer des geschlagenen Heeres wälzten sich von der Saale her über Naumburg und Tangermünde in nordöstlicher Richtung. In der Nacht des 16. Oktobers wohnte auch Königin Luise im Schlosse von Tangermünde; zwei Tage später kam der König selbst diesen Weg.

Am 26. Oktober schlug Marschall Soult sein Hauptquartier in der alten Kaiserstadt auf, am 28. wurden die ersten französischen Soldaten in der Nähe von Schönhausen gesehen. Bald folgten plündernde Heereshaufen. Der Gutsherr mit seiner jungen Frau flüchtete nach dem nahegelegenen „Trüben", einem trockengelegten Erlenbruche in der Nähe des Ortes. Der mit vier Falben bespannte Reisewagen wurde von den Franzosen durchsucht; nur mit Mühe konnte der Gutsherr die Gattin vor Roheiten schützen. Im Schlosse wurden alle Zimmer und Kammern nach verborgenen Schätzen durch-

sucht, gefunden wurde nichts von erheblichem Werte. Unwillig über ihren Mißerfolg ließ die enttäuschte Soldateska ihren Grimm an dem im Bibliothekszimmer hängenden Bismarckschen Stammbaum aus und zerfetzte ihn mit Säbelhieben und Bajonettstichen. Die Spuren davon sind noch jetzt sichtbar.[1]) Dem Knaben Otto von Bismarck haben sie während seiner Schönhausener Zeit täglich vor Augen gestanden.

Die Eltern Ottos von Bismarck waren sehr verschieden in ihrer Lebensanschauung, ihrer Begabung und ihrem ganzen Wesen. Der Vater Karl Wilhelm Ferdinand war der jüngste der vier Söhne Karl Alexanders und der Christiane Charlotte Gottliebe, geb. von Schönfeld, deren Mutter eine Schwester seiner Mutter, eine von Dewitz, gewesen war. Karl Alexander war am 26. August 1727 in Gollnow geboren und hatte sich am 5. März 1762 vermählt; seine Gattin war am 25. Dezember 1741 geboren, starb aber schon am 22. Oktober 1772; sie hinterließ ihrem Gemahl vier Söhne: Ernst Friedrich Alexander, geboren in Uenglingen am 14. Februar 1763, gestorben am 17. Oktober 1820 als Oberst und Brigadier; Friedrich Adolf Ludwig, geboren am 1. August 1766, gestorben am 2. April 1830 als Generalleutnant a. D.; Philipp Ludwig Leopold Friedrich, geboren den 21. Februar 1770, Major im Mecklenburgischen Husarenregiment, gestorben am 25. Oktober 1813 in Halle an der Saale an den in der Schlacht bei Leipzig (bei Möckern) erhaltenen Wunden; endlich Karl Wilhelm Ferdinand, den Vater Ottos, der am 13. November 1771 geboren wurde. Der Vater dieser vier Söhne hatte sich der Diplomatie widmen wollen, war auch für diesen Beruf durch seine Umgangsformen, guten Geschmack und regen Wissenstrieb sehr geeignet gewesen; auf Wunsch König Friedrichs II. aber widmete er sich ohne besondere Neigung der Offizierslaufbahn; als Rittmeister nahm er seinen Abschied. Als er Witwer wurde, zählte sein ältester Sohn erst neun, der jüngste, Ferdinand, noch nicht ein Jahr.

Der zeitgenössischen Mode entsprechend verfaßte Karl Alexander

---

[1]) Näheres über diese Zeit und die folgenden Jahre findet der Leser in dem phantasiereichen, aber anziehenden Buche von Hermann Jahnke, Eiserne Zeiten (1806—1815). Berlin 1900, A. Hofmann & Co.

eine Lobrede auf seine früh verstorbene Gattin,[1]) die, in elegantem Französisch geschrieben, noch heute im Buchhandel vorkommt. Wenn sie auch, dem damaligen Geschmack entsprechend, ziemlich schwülstig gehalten ist, so offenbart sie doch ein warmes Herz und zartes inniges Empfinden für die Verstorbene. Mit vieler Sentimentalität verbindet sich darin auch feiner Sinn und echte Leidenschaft; sie zeigt uns den Verfasser als einen für die damalige Zeit feingebildeten und im Gebrauch der Feder gewandten Mann. Daß sein Interesse weit über die nächstliegenden Dinge hinausragte, beweist auch eine Menge französischer Zeitungen, die von ihm noch in Schönhausen aufbewahrt werden.

Leider hat sich von den schöngeistigen Eigenschaften des Vaters nichts oder wenig auf seine Söhne vererbt. Den militärischen Beruf, dem der Vater nur auf höheren Wunsch sich gewidmet hatte, ergriffen sie sämtlich, weil es ihnen damals am nächsten lag. Das Vaterland brauchte Soldaten, so wurden sie es. Drei von ihnen zogen mit ins Feld, als es galt, das fremde Joch abzuschütteln, zwei von ihnen bezahlten ihren Opfermut mit dem Leben, der älteste und der dritte; der zweite war 1813 Kommandant von Leipzig und 1814 von Stettin. Nur der vierte und jüngste, Karl Wilhelm Ferdinand, hatte schon am Anfang des Jahrhunderts als Rittmeister den Abschied genommen und sich im Sommer 1806 vermählt; er mußte, als Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen rief, in der Heimat zurückbleiben, um die Verwaltung der Güter zu leiten. Er organisierte in der Altmark den Landsturm.

Ferdinand von Bismarck war der Typus des altmärkischen Landedelmanns: tüchtig in der Wirtschaft, auf die sich sein Interesse hauptsächlich konzentrierte; königstreu vom Scheitel bis zur Sohle; gesellig und nicht ohne trockenen Humor; gut und besonders gerecht gegen seine Untergebenen — überwog doch noch nach seinem Tode bei der Frau Inspektor Bellin in Schönhausen die Erinnerung an den

---

[1]) Éloge ou Monument, érigé à la Mémoire de C. G. G. Bismarck, née de Schoenfeld, par Charles Alexandre de Bismarck. Berlin 1775. Neudruck von Julius W. Braun, Berlin 1885.

alten gnädigen Herrn den berechtigten Stolz auf dessen Sohn Otto, als dieser schon Ministerpräsident war; gut auch und fast allzu nachsichtig war er gegen seine Kinder; gut nicht minder und zu seinem eigenen und seiner Kinder Besten fügsam gegen seine Gattin.

Am 7. Juli 1806, also wenige Monate vor der Schlacht bei Jena, vermählte sich Ferdinand von Bismarck mit der auch von seinem zweitältesten Bruder Friedrich sehr umworbenen schönen siebzehnjährigen Luise Wilhelmine Mencken, geboren am 23. Februar 1790 in Berlin. Obgleich sie sich für den um fünf Jahre jüngeren Bruder entschied, blieb das geschwisterliche Verhältnis zwischen beiden Brüdern ungetrübt; Friedrich blieb aber unvermählt.

Luise Wilhelmine Mencken entstammte der bekannten Leipziger Gelehrtenfamilie dieses Namens, von der ein Mitglied, eben der Vater Wilhelmines, „nach Preußen in den auswärtigen und in den Hofdienst geraten war". [1]) Anastasius Ludwig Mencken war am 2. August 1752 in Helmstedt geboren; sein Vater, vorher außerordentlicher Professor in Leipzig, war 1749 als ordentlicher Professor dorthin berufen worden. Aber er starb schon am 24. Oktober 1762, die vortreffliche Mutter ließ ihrem Sohne trotz nur mäßigem Vermögen eine sorgfältige Erziehung zuteil werden. 1772 widmete er sich in Helmstedt, später noch ein Jahr in Leipzig dem Studium der Rechte. Schon waren alle Vorbereitungen für die juristische Doktorpromotion getroffen, als der 23jährige Mann plötzlich aus Helmstedt verschwand. Erst aus Berlin ließ er wieder von sich hören. Durch einen glücklichen Zufall wurde er 1776 in die Pépinière, damals eine Pflanzschule für den diplomatischen Dienst, versetzt. Da war er im richtigen Fahrwasser. Schon im folgenden Jahre folgte er dem Grafen Nostitz als Legationssekretär nach Stockholm; im September erhielt der Gesandte den Grafen Keller als Nachfolger; in der Zwischenzeit führte Mencken die Geschäfte. Da gelang es ihm, ein sehr unliebsames Mißverständnis zwischen König Gustav III. und seiner Mutter, einer Schwester Friedrichs des Großen, auszugleichen. Dadurch wurde der König aufmerksam auf ihn. Im Januar 1782 wurde die Stelle

[1]) Gedanken und Erinnerungen, I 14.

des Kabinettssekretärs für das Chiffrieren und Dechiffrieren der Depeschen frei, Mencken wurde nach Berlin berufen, am 26. März nach Potsdam beschieden und durfte hier dem Könige eigenhändige Briefe Gustavs III. und der Königin-Mutter übergeben. Er gefiel dem König und erhielt schon zwei Tage darauf seine Bestallung als Kabinettssekretär mit 1500 Talern Gehalt.

Am 5. November 1786 wurde er zum Geheimen Rat ernannt. Aber seine zarte Gesundheit vermochte den Anstrengungen des Dienstes nicht dauernd zu widerstehen; dazu hatte er sich ein schweres Augenübel zugezogen. Als er im Sommer 1790 Friedrich Wilhelm II. zum Reichenbacher Kongreß begleitete, mußte er am 23. August den König dringend um Erleichterung seines Dienstes angehen. Als Mann von freieren politischen Anschauungen hatte er unter diesem König die reaktionären Männer General von Bischoffswerder, den Günstling Wöllner und den Geheimen Kabinettsrat von Beyer gegen sich, während der Minister v. d. Recke sein Gesinnungsgenosse war. Aus der Champagne, wohin er dem König 1792 folgte, wurde er Ende des Jahres nach Berlin zurückgeschickt. Wenn er auch nicht vollständig in Ungnade gefallen war, so blieb doch der König gereizt gegen ihn. Sein letzter Auftrag für ihn unter dieser Regierung war eine Instruktion für die Organisation der neu erworbenen polnischen Provinzen, die er mit Struensee und dem bekannten Juristen Svarez zu bearbeiten hatte. Aber nichts von seinen Vorschlägen kam zur Ausführung. Er selbst berichtet, die Arbeit „sei mit Enthusiasmus aufgenommen, von dem König persönlich eingeschärft, hiernächst mit Stumpfsinn beherzigt, mit Einseitigkeit debattiert, mit Ränken eludiert und zum Schluß mit keiner Silbe erfüllt worden".

Mencken war der einzige von den Räten Friedrich Wilhelms II., den Friedrich Wilhelm III. gleich bei seiner Thronbesteigung reaktivierte. Er verfaßte die Kabinettsorders, die der König nach seiner Thronbesteigung erließ und deren warmer Ton dem jungen Könige das Vertrauen seines Volkes in reichem Maße zuwandte. Als Probe sei hier eine Verfügung des Königs vom 11. Januar 1798 mitgeteilt, die auch Mencken zum Verfasser hat. Darin heißt es über des Königs religiöse Grundsätze:

„Ich selber verehre die Religion, folge ihren beglückenden Vorschriften und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hat; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit fördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in allen Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen."

Wir sehen daran, daß der Verfasser dieser Erklärung von dem tiefen Wesen des Christentums keine Ahnung hatte, daß er vielmehr gänzlich von dem seine Zeit beherrschenden Rationalismus gefangen genommen war; diesen aber verkündete er in freimütiger und wohlwollender Form. Es ist das Christentum des gebildeten Bürgertums beim Übergang aus dem 18. ins 19. Jahrhundert, wie wir es lange Jahrzehnte hindurch auch noch bei Kaiser Wilhelm I. beobachten.

Viel bezeichnender für Mencken's Art und Wesen ist ein Nachruf auf ihn: „Mencken war ein Mann von mittlerer Größe, mit einem freundlichen Zug im Gesicht und sanftem Lächeln, wenn er mit Freunden sprach. Deutsch schrieb er klassisch, liebte die schöne Literatur, war im Umgange äußerst gefällig und ein angenehmer Gesellschafter, scherzhaft, wo es hingehörte, und mit Witz und Laune begabt. Er besaß viele Gegenwart des Geistes und Gewandtheit in passendem Ausdruck. Da er einst gegen jemand, der den näheren Zutritt zu König Friedrich Wilhelm III. hatte, die Bemerkung machte, es schiene, daß der König mit ihm nicht zufrieden sei, und dieser ihm erwiderte: Seine Majestät halten Sie für einen Jakobiner, antwortete er sogleich mit Lebhaftigkeit: Ein Niederträchtiger, der das dem König gesagt hat; ein Schwacher, der es glaubt; ein Feiger, der es besser weiß und nicht widerspricht. Über das alles aber und, was am Ende der menschlichen Laufbahn mehr gilt als alles, was er an Geistesvorzügen

besaß, war Mencken ein treuer Staatsdiener, ein zärtlicher Gatte und liebreicher Vater." [1])

Mencken's zarter Körper war durch Dienstgeschäfte überanstrengt worden, mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts fing er an zu kränkeln und starb am 5. August 1801. Nach dem gewiß unverdächtigen Urteil des Freiherrn vom Stein war Mencken „ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender, wohlwollender Mann von den edelsten Gesinnungen und Absichten. Er wünschte das Wohl seines Vaterlandes und wollte es befördern durch Verbreitung von Aufklärung, Verbesserung des Zustandes aller Klassen und durch Anwendung liberaler, menschenfreundlicher Grundsätze; aber seine Entfernung vom Kriege wirkte im entscheidenden Augenblick nachteilig; seine zu wortreich und philanthropisch gefaßten Kabinettsorders, seine zu große Milde verbreiteten über die Regierung den Schein von Schwäche."

Vermählt war der Geheime Kabinettsrat Mencken mit Johanna Elisabeth Böckel, die in erster Ehe mit Direktor Schock verheiratet gewesen war. Aus der ersten Ehe stammten zwei Töchter, deren eine, Johanna Friederike Luise, am 5. November 1841 unvermählt starb, während die andere, Angelika, des Generalleutnants von Kessel Gemahlin wurde. Aus der Ehe mit Ludwig Anastasius Mencken wurden noch zwei Kinder geboren: Luise Wilhelmine und Karl Samuel Ludwig. Frau Kabinettsrat Mencken war nicht nur eine sehr schöne Frau, sondern auch energisch und unternehmend und selbständig in ihren Entschlüssen und Handlungen. Nachdem sie am 5. August 1801 zum zweitenmal verwitwet war, widmete sie sich der Erziehung ihrer Kinder und verlor auch den Kopf nicht, als die schwersten Schicksalsschläge die preußische Monarchie trafen. Im Gegenteil, sie verstand noch geschickt die Situation zu benutzen, in der die königliche Familie sich zur Entäußerung von Krongütern gezwungen sah. Im Jahre 1812 erwarb sie die zur Herrschaft Wusterhausen gehörenden Vorwerke Königswusterhausen und Hohenlehme für ein Erbstandsgeld von 7500 Talern, von denen sie ein Drittel in Kurant und zwei Drittel in Staatspapieren erlegte, in Erbpacht und bezahlte dafür einen

---

[1]) G. Wolf, Bismarck's Lehrjahre. Leipzig 1907, Th. Weicher (S. 23).

jährlichen Kanon von 2073 Talern. Der König soll freilich, als die Verhandlungen mit ihr schwebten, geäußert haben: „Meiner lieben Mencken kann ich Königswusterhausen wohl schenken"; aber zum Schenken waren die Zeitläufte so wenig wie möglich angetan. Das Obereigentum verblieb indessen dem König Friedrich Wilhelm III. nach dem unter dem 14. August 1812 zwischen der Finanzdeputation der Königlich Kurmärkischen Regierung und der Frau Mencken geschlossenen, am 2. Dezember desselben Jahres von ihr gerichtlich vollzogenen und unterm 30. November 1813 von der Königlichen Immediatkommission zur Veräußerung der Staatsgüter bestätigten Erbpachtkontrakt.

Die beiden oben genannten Erbpachtsvorwerke nahm nach dem am 24. März 1818 in Potsdam erfolgten Tode seiner Mutter Karl Samuel Ludwig Mencken für den Wert von 17 500 Talern Kurant an, nachdem er sich zuvor durch Erbrezeß vom 26. Mai, 21. Juni, 27. Juni und 30. Oktober 1819 mit seinen durch mütterliches Testament vom 1. September 1815, publiziert am 8. April 1818, eingesetzten Miterben auseinandergesetzt hatte. Diese waren: seine Halbschwester Johanna Friederike Luise Schock, seine Halbschwester Angelika von Kessel, geb. Schock, und seine Schwester Luise Wilhelmine von Bismarck, geb. Mencken, die Mutter des späteren Fürsten Bismarck. Für Frau von Bismarck wurde am 3. April 1825 die Summe von 6500 Talern als Hypothek eingetragen; der Erbpächter Ludwig Mencken hatte durch Notariatsurkunde vom 7. Januar 1824 diesen Betrag als Erbgelder seiner Schwester schuldig zu sein, anerkannt. Die Verzinsung betrug fünf Prozent, beiden Teilen stand sechsmonatige Kündigung zu. Diese Hypothekenforderung wurde von Frau von Bismarck am 5. Januar 1826 der Frau Herzogin von Dino, Gräfin Talleyrand-Périgord, geborene Prinzessin von Kurland, zediert.

Bemerkt mag hierbei noch werden, daß Königswusterhausen später in andere Privathände überging. Auf Grund der preußischen Ablösungsgesetze wurde gegen entsprechende Ablösung die Erbpacht in Eigentum umgewandelt. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das Gut, das damals einem Herrn Baudouin gehörte, seitens des Königlichen Hausfideikommisses zurückerworben und gehört jetzt wieder zur Königlichen Hausfideikommißherrschaft Wusterhausen.

Das Erbpachtsvorwerk Hohenlehme befindet sich aber auch heute noch in Privatbesitz.[1])

Des Geheimen Kabinettsrates Mencken nachgelassene Tochter Wilhelmine wurde, wie erwähnt, die Mutter Ottos von Bismarck. Nicht ohne Stolz erwähnt dieser, daß König Friedrich Wilhelm IV. von ihr im Andenken an Kinderspiele als „Minchen“ gesprochen habe. Da sie aber ganz ihres Vaters Tochter war, besonders einer durchaus liberalen Anschauung huldigte, erklärte er ausdrücklich: „Unter diesen Umständen waren die Auffassungen, die ich mit der Muttermilch einsog, eher liberal als reaktionär, und meine Mutter würde, wenn sie meine ministerielle Tätigkeit erlebt hätte, mit der Richtung derselben kaum einverstanden gewesen sein, wenn sie auch an den äußeren Erfolgen meiner amtlichen Laufbahn große Freude empfunden haben würde. Ich darf es demnach für eine ungerechte Einschätzung meiner Auffassung in jüngeren Jahren erklären, wenn mir die ‚Vorurteile meines Standes‘ angeheftet werden und behauptet wird, daß Erinnerung an Bevorrechtung des Adels der Ausgangspunkt meiner inneren Politik gewesen wäre.“ [2])

Bei ihrem alljährlichen Winteraufenthalt in Berlin hatten Friedrich und Ferdinand von Bismarck die schöne Tochter des verstorbenen Geheimen Kabinettsrats Mencken kennen und lieben gelernt. Obwohl sie bürgerlicher Herkunft war, setzte Ferdinand sich über die Bedenken seines Standes hinweg — in dieser freieren Anschauung vielleicht nicht ganz unbeeinflußt durch den vertrauten Umgang mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen —, verlobte sich mit ihr, und am 7. Juli 1806 wurde die Hochzeit gefeiert. Den vorurteilsfreien Blick und den hellen Verstand ihres Vaters verband Luise mit großer Schönheit und feinem weiblichen Takt; und so wurde manches übelwollende Gerede über nicht standesgemäße Heirat bald zum Verstummen gebracht. Die Interessen des Landadels wurden auch bald darauf durch viel wichtigere Vorgänge, die sich auf dem Welttheater abspielten, vollauf in Anspruch genommen.

[1]) Ausführlicher mitgeteilt, weil diese aus amtlichen Quellen stammenden Nachrichten unseres Wissens anderweitig bisher noch nicht veröffentlicht wurden. D. Verf.

[2]) Gedanken und Erinnerungen, I 14.

Schon oben wurde der ersten Kriegsnöte gedacht, denen wenige Tage nach der Schlacht bei Jena das Dorf und Gut Schönhausen ausgesetzt war. Die durch die Franzosen erwachsenen Unkosten gab Ferdinand von Bismarck als Besitzer der einen Hälfte von Schönhausen I im Jahre 1809 auf 7997 Rtlr. an. In diese Summe waren eingerechnet 3106 Rtlr. für die Verpflegung eines Offiziers 1052 Tage lang, während fast beständig drei auf dem Schlosse in Quartier lagen, 200 Rtlr. für eine französische Dame 100 Tage lang, 254 Rtlr. für einen französischen Bedienten 509 Tage lang, 2504 Rtlr. Einbuße durch die Plünderung und 1071 Rtlr. Kriegssteuer, die vorher nach dem Westfälischen (also in die Kassen des Königs Jérôme) abgeführt worden war. Außerdem betrug die von der Kriegssteuer-Repartitionskommission dem Gut auferlegte Steuerlast für die Jahre 1807 und 1808 2233 Rtlr. Dann kamen mancherlei Hoffnungen und Enttäuschungen familiärer Art über das Haus der Gutsherrschaft selbst. Schon am 13. April 1807 schenkte Frau von Bismarck ihrem Gatten ein Knäblein, das die Namen Alexander Friedrich Ferdinand erhielt; es starb aber schon am 23. Dezember 1809. Ebenso verlor das Ehepaar ein am 3. November 1808 geborenes Töchterchen Luise Johanna Angelika wieder am 19. März 1813. Am 24. Juli 1810 wurde das dritte Kind geboren, wieder ein Knabe, der auf den Namen Bernhard Alexander Ferdinand Romanus getauft wurde, der spätere Landrat von Naugard. Ihm folgte nach fast fünfjähriger Pause der Sohn, dem diese Blätter gelten.

Obgleich noch kein volles Jahrhundert uns von dem Tage seiner Geburt trennt, so hat doch schon die geschäftige Sage diesen mit romantischen Ranken umschlungen und umwoben. Es war kurz vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1814, so erzählt Hermann Jahnke in dem schon erwähnten Buche „Eiserne Zeiten 1806—1815“, als in dem Bismarckschen Hause in Berlin, Behrenstraße 53, eine große Abendgesellschaft stattfand, die zugleich die Abschiedsfeier vor der Rückkehr des in Berlin sehr beliebten Paares nach Schönhausen sein sollte. Ein frohes Familienereignis wurde erwartet; deshalb kehrte man früher in die ländliche Ruhe zurück als in anderen Jahren.

Als man nach der Polonaise die Plätze wieder eingenommen

hatte, erschienen im Saale zwei Frauengestalten, die mit lebhafter Freude begrüßt wurden. Es war eine schöne junge Zigeunerin, begleitet von einer alten. Man hielt ihr Auftreten zuerst für einen Maskenscherz, den sich Damen aus der Gesellschaft ersonnen hätten, um den Gästen eine Überraschung zu bereiten. Auf einen Wink der Alten aber ertönte die Musik wieder, die junge Zigeunerin begann eine zierliche Tarantella, die beide mit dem Tamburin begleiteten. Als der Tanz beendet war, erbat sich die Alte die Erlaubnis, den Damen und Herren der Gesellschaft wahrsagen zu dürfen; das wurde bereitwillig gestattet. Sie trat zur Frau des Hauses und ergriff deren Hand.

„Hohes und Großes steht in den Linien dieser Hand geschrieben", sagte sie feierlich. „Ihr gesegneter Schoß, gnädige Herrin von Schönhausen, wird dem deutschen Vaterlande einen Sohn geben, der zu großen Dingen ausersehen ist. Starken Geistes, eisernen Willens, wie die Zeit, aus der er geboren, wird er ein Held sein, ein Held des Geistes, größer als die Helden des Schwertes unserer und seiner Zeit." [1])

Ein allgemeines Bravo erhob sich nach diesen Worten. Man umringte Frau von Bismarck und beglückwünschte sie. Hohes Erstaunen aber bemächtigte sich der Gäste, als sie erfuhren, daß die Zigeuner echt waren.

Am 1. April wurde das verheißungsvolle Kindlein geboren. Tags darauf sandte der glückliche Vater folgende Anzeige an die Spenersche Zeitung nach Berlin:

„Die gestern erfolgte Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne verfehle ich nicht, allen Bekannten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815.

Ferdinand von Bismarck."

Der 15. Mai war der Tauftag. Von sechzehn geladenen Taufzeugen waren zwölf erschienen, unter ihnen Oberstleutnant von Katte auf Altbellin, Major von Goldbeck auf Warburg, Herr von Bredow auf Wagnitz, Herr Krug von Nidda auf Parny, Hoffiskal Nathan

[1]) Jahnke versichert, daß diese Weissagung „geschichtlich verbürgt" sei —?

aus Stendal, Oberamtmann Witte aus Hohengöhren, Frau Major von Katte, Frau Gräfin von Sparr geb. von Bismarck aus Jerichow und Fräulein Emilie Petri aus Schönhausen, des Pfarrers Tochter. Sie hielt das Kind über die Taufe, nicht ahnend, was für ein Riese einst aus ihm werden würde.

Der Geistliche, ein Freund des Bismarckschen Hauses, legte der Taufrede den Text Luk. 1, 66 zugrunde: „Was meinst du, will aus dem Kindlein werden, denn die Hand des Herrn war mit ihm". „Hohe Gedanken", so hieß es am Schluß der Taufrede, „haben die Seele der Mutter bewegt, die Ideen unserer großen, bewegten Zeit ihren Geist erfüllt. Mögest du, Kindlein, als dein geistiges Erbteil sie mit hinausnehmen ins Leben, sie in deinem Geiste weiterspinnen, ausbauen und umsetzen in große Taten! Helden haben dich gesegnet, ehe du geboren warst! Werde dereinst auch ein Held zur Freude des edlen Geschlechts, dem du entsprossen bist, zum Heil und Segen deines Volkes und Vaterlandes! Und so taufe ich dich auf den Namen Otto Eduard Friedrich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Nach Otto wurden dem Ferdinand Bismarckschen Paare noch zwei Kinder geboren: ein Sohn Franz am 20. Juni 1819 (gestorben am 10. September 1822) und am 29. Juni 1827 Franziska Angelika Malwine, die noch jetzt lebende achtzigjährige Witwe des Königlichen Kammerherrn und Landrats a. D. Oskar von Arnim auf Kröchlendorff, die unter dem Namen Malle berühmt gewordene Schwester ihres Bruders Otto, deren Tochter Sibylle im Jahre 1884 sich mit dieses Bruders zweitem Sohne, dem Grafen Wilhelm von Bismarck, vermählte.

Doch nun zurück zu Otto von Bismarck. Sein erstes Lebensjahr verlebte er mit den Eltern in Schönhausen. Noch ehe dies Jahr herum war, fielen durch Erbvertrag die im pommerschen Kreise Naugard belegenen Güter Kniephof, Külz und Jarchelin an den Vater. Als „Einjähriger" siedelte daher Otto mit den Eltern nach Kniephof über, während die Bewirtschaftung von Schönhausen dem bewährten Gutsinspektor Bellin überlassen wurde. Kniephof wurde nun der Ort, an dem Otto die schönsten Jahre seiner Kindheit verlebte, ein frischer

Knabe, der sich draußen nach Herzenslust tummelte und enge Freundschaft schloß mit den Haustieren, wie mit denen des Waldes und Feldes. Die Vögel kannte er genau am Gefieder, am Flug und am Gesang. Die Karpfen im Teiche waren sogar seine Freunde und machten ihm dadurch Freude, daß sie die von ihm ins Wasser geworfenen Brocken eifrig aufschnappten. Als er ein paar Jahre alt war, gab es kaum ein größeres Vergnügen für ihn, als sich auf ein Pferd heben zu lassen und so in die Zampel zur Schwemme zu reiten.

Groß ist die Zahl der Anekdoten, die aus dieser Zeit von Otto von Bismarck erzählt werden, ohne daß man sie auf ihre Echtheit prüfen kann. In der Aussprache sollen ihm die Buchstaben L und R besondere Schwierigkeiten bereitet haben, zum großen Vergnügen seines um fünf Jahre älteren Bruders Bernhard. Er neckte ihn namentlich dann, wenn er aus dem Bilderbuch die Geschichte vom Bären und den Bienen erzählte und folgendermaßen kauderwelschte:

„Honna, ihr Bienen, bummt der Bär,
Gneich gebt mir euren Honig her!“

Inwiefern darin aber ein Vorzeichen auf seine spätere abgerissene und etwas stockende Redeweise liegen soll, ist uns nicht klar geworden.

Recht nett sind ein paar kleine Züge, die die große Wahrheitsliebe des Knaben bekunden. Einmal merkte die Mutter einen eigentümlichen Geruch an ihm. Sie ging der Ursache mit Fragen nach und bekam die Antwort: „In Vaters Stube stand eine Flasche, die habe ich an den Mund genommen; getrunken habe ich aber nicht davon, denn sie stankte so.“

Eines Abends fragte die Mutter beim Gutenachtsagen, ob er sein Süppchen gegessen hätte. Er überlegt einen Augenblick und verschwindet. Gleich darauf kommt er wieder und sagt: „Ja, Mama!“ Er war in der Küche gewesen und hatte sich danach erkundigt; er selbst hatte es inmitten des lebhaften Spiels vergessen.

Die Tage und Jahre der fast zügellosen Freiheit nahmen aber für ihn allzufrüh ein Ende. Im Sommer wurden stets einige Monate in Schönhausen, im Winter ebenso einige Monate in Berlin verbracht; denn ganz mochten die Eltern auf das Berliner Leben beide nicht verzichten; dazu waren sie gesellschaftlich dort viel zu fest gewurzelt.

Mit den Eltern war dann natürlich auch Otto in Berlin. Seine Erinnerung reichte noch in späteren Jahren auffallend weit zurück. Hier ein paar Beispiele davon nach seinen eigenen mündlichen Mitteilungen. Er erinnerte sich noch genau des Brandes des Berliner Schauspielhauses, der sich im Jahre 1818 ereignete. Bismarck erzählte einmal: „Ich bin damals etwa drei Jahre gewesen, es war am Gendarmenmarkt auf der Mohrenstraße, gegenüber dem Hotel de Brandebourg an der Ecke, eine Treppe hoch, da wohnten damals meine Eltern. Von dem Brande selbst weiß ich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Aber als Egoist weiß ich — vielleicht auch nur weil man mir's nachher oft erzählt hat —, wir hatten da vor den Fenstern noch so eine Stufe, auf der Stühle und der Nähtisch meiner Mutter standen. Und wie es brannte, da stieg ich hinauf und hielt an der einen Seite meine Hände an die Scheiben und zog sie gleich zurück, weil es heiß war. Hierauf ging ich an das rechte Fenster und machte es ebenso."

Wir schließen hieran noch einige andere von dem Fürsten später gelegentlich zum besten gegebene Erinnerungen aus der frühesten Berliner Zeit. „Ich erinnere mich noch, daß ich einmal fortlief, wie mein älterer Bruder mich mißhandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hätte eigentlich Strafe bekommen sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt."

„Als ich noch ganz klein war, wurde einmal ein Ball oder so was der Art gegeben, und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in irgendeiner Ecke, wo mehrere Herren saßen. Die wunderten sich über den kleinen Gast, drückten sich dabei aber französisch aus. Wer das Kind wohl sein möchte? ‚C'est peut-être un fils de la maison ou un fi—', da sagte ich ganz dreist: ‚C'est un fils, Monsieur,' was sie nicht wenig in Erstaunen setzte."

„Später war da ein Gesandter in Berlin, der gab auch solche Bälle, wo bis um drei Uhr getanzt wurde und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft hingingen, zuletzt lehnten wir jungen Leute uns auf. Als es spät wurde, zogen wir Butterbrote aus der Tasche und verzehrten sie. Hernach, das

nächste Mal, gab es was zu essen, aber wir waren nicht wieder eingeladen."

„Ich besinne mich, obwohl ich damals noch sehr klein war, es muß im Jahre 1821 oder 1822 gewesen sein, da waren die Minister noch sehr große Tiere, angestaunt, geheimnisvoll. Da war einmal bei Schuckmann große Gesellschaft, was man damals Assemblee nannte. Was war der als Minister für ein schrecklich großes Tier! Da gingen meine Eltern auch hin, ich weiß es noch wie heute. Meine Mutter hatte lange Handschuhe an, bis hierher (er zeigte es am Oberarm), ein Kleid mit kurzer Taille, aufgebauschte Locken zu beiden Seiten und auf dem Kopfe eine große Straußenfeder."

An die Braut schrieb er später einmal aus Schönhausen am 23. Februar 1847: „Heut war der Geburtstag meiner verstorbenen Mutter. Wie deutlich schwebt es mir vor, als meine Eltern in Berlin am Opernplatz wohnten, dicht neben der katholischen Kirche, wenn ich des Morgens durch den Jäger aus der Pension geholt wurde, das Zimmer meiner Mutter mit Maiblumen, die sie vorzüglich liebte, mit geschenkten Kleidern, Büchern und interessanten Nippes garniert fand; dann ein großes Diner mit viel jungen Offizieren, die jetzt alle alte Majors sind, und schlemmenden alten Herren mit Ordenssternen, die von den Würmern verzehrt sind. Und wenn man mich als gesättigt vom Tisch geschickt hatte, so nahm mich die Kammerjungfer in Empfang, um mir mit beiseite gebrachtem Kaviar, Baisers und dergleichen den Magen gründlich zu verderben. Was stahlen doch alle diese Domestiken! Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem, lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen und viel werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt gegen mich sei."

Und die Summe aller dieser Erinnerungen an das Elternhaus kommt in einem Briefe an Herrn von Puttkamer vom Dezember 1846 zum Ausdruck; da heißt es: „Ich bin in meinem elterlichen Hause in frühester Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkte geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb."

Die strenge Mutter, die schon von jeher Bernhard zum Landrat und Otto zum Diplomaten bestimmt hatte, fürchtete von dem vielfachen Wohnungswechsel zu große Zerstreuung für ihre Söhne, vielleicht auch von dem nachsichtigen Vater zu wenig straffe Zucht. Denn nicht mit Unrecht hieß es von Bismarcks, daß der Vater das Herz, die Mutter den Verstand des Hauses repräsentiere. Die Mutter setzte es deshalb durch, daß die Söhne, sobald es irgend anging, in eine gute und strenge Pension kamen.

Bernhard war schon über Jahr und Tag in die damals in den Kreisen des Adels gut renommierte Plamannsche Erziehungsanstalt in Berlin gebracht worden. Dort hatte sie erst im Haugwitzschen Palais, Lindenstraße 4, ihr Heim gehabt, war dann aber nach der Wilhelmstraße 139 verlegt worden. Als Otto gerade erst sechs Jahre alt war, kam auch er Ostern 1821 in das Plamannsche Institut.

Wer war Plamann, dem für sechs lange Jahre die Erziehung dieses zu großen Dingen berufenen Knaben anvertraut wurde? Dr. phil. Professor Johann Ernst Plamann war am 22. Juli 1771 in Repzin im pommerschen Kreise Schivelbein geboren; seine Eltern waren unbemittelte Bürgersleute; trotzdem wurde es ermöglicht, daß er erst in Berlin die Königliche Realschule, dann das Joachimstalsche Gymnasium besuchte und im Alter von 19 Jahren Michaelis 1790 mit dessen Reifezeugnis zum Studium der Theologie die Universität Halle besuchte. Er wurde Hauslehrer, unterrichtete an Instituten und fühlte sich überhaupt durch die Pädagogik mehr angezogen als durch die damals in einem tiefen Gärungsprozesse begriffene Theologie. Eine Erholungsreise in die Schweiz führte ihn im Sommer 1803 mit Pestalozzi zusammen. Aus der Bekanntschaft wurde Freundschaft. Der schweizerischen Pädagogen Grundsätze, den Schülern nicht nur einen möglichst umfangreichen Wissensstoff zu überliefern, sondern ihnen vor allen Dingen Anweisung zum eigenen Nachdenken zu geben und sie zum eigenen Arbeiten und Üben anzuleiten, erschienen Plamann als einzig richtige Pädagogik. So gern ihn auch Pestalozzi an die Schweiz gefesselt hätte, Plamann brannte förmlich darauf, das, was er in der Schweiz gesehen und gelernt hatte, nun in seiner Heimat auch in die

Tat zu übersetzen. Mit tüchtigen Lehrern, von denen aus der glücklichsten Zeit seines Instituts Friedrich Friesen, Ludwig Jahn, Ernst Eiselen, Friedrich Harnisch, Ernst Ferdinand August, J. M. Friedrich Schmidt und Franz Marggraff genannnt werden, begann er 1805 an seiner neu begründeten Erziehungsanstalt Pestalozzi's Methode nicht nur zu verwirklichen, sondern noch wesentlich zu vertiefen. Er verfaßte dazu eine „Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi" (Halle 1805). Die Zahl seiner Schüler vermehrte sich rasch, so daß er schon 1811 eine Pensions- und Erziehungsanstalt für die von auswärts kommenden Schüler mit ihr vereinigen mußte. Später sah er bei der immer größeren Ausdehnung, die sein Institut gewann, und als er die gemieteten Räume nicht mehr behalten konnte, sich sogar gezwungen, ein Haus zu kaufen und dies für seine Zwecke auszubauen. Da er so wie so schon die ganze Anstalt mit fremdem Gelde eingerichtet hatte und infolgedessen aus materiellen Sorgen eigentlich niemals ganz herausgekommen war, überstieg das seine wirtschaftlichen Kräfte vollständig; im Jahre 1830 sah er sich gezwungen, seine Anstalt aufzugeben. Er starb am 3. September 1834.

Über das tägliche Leben im Plamannschen Institut erzählt Ernst Krigar[1]) unter der Versicherung, „streng nach der Wahrheit zu berichten", folgendes. Morgens um sechs wurden die Zöglinge durch das Läuten einer kleinen Glocke geweckt. Das Frühstück bestand in Milch und etwas Brot. Darauf begannen nach einer kurzen Morgenandacht die Lehrstunden und dauerten bis 10 Uhr; dann eine halbe Stunde frei fürs zweite Frühstück, bestehend aus trocknem Brot und Salz, im Sommer mit etwas Obst. Punkt zwölf Mittagsessen; Frau Direktor Plamann und eine Nichte legten jedem einzelnen vor; das Essen war sehr einfach, aber gut und kräftig zubereitet. Wer noch eine zweite Portion haben wollte, mußte mit seinem Teller selbst zu Frau Direktor gehen und darum bitten. Bei Lieblingsgerichten, wie geriebenen Kartoffeln, die seltener vorkamen, war der Andrang oft so groß, daß die letzten leer ausgingen. Wer aber seine Portion nicht auf-

[1]) Ernst Krigar, Kleine Mitteilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck in der Plamannschen Pensionsanstalt, Berlin 1873, Rauckische Buchhandlung.

essen konnte oder wollte, mußte nach Tisch auf der Gartenterrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Von zwei bis vier waren wieder Lehrstunden; als Vesper gab es abermals Brot mit Salz und dann wurde weiter unterrichtet bis um sieben. Dann kamen die Arbeitsstunden und Spiele im Freien. Zum Abendbrot gab es gewöhnlich Warmbier oder belegte Butterbrote. Die vielen Lehrstunden wurden täglich durch zwei Turnstunden unterbrochen und dadurch für die Knaben aufs angenehmste verkürzt.

Ein großer Teil der sogenannten ganzen Pensionäre, die vollständig in der Anstalt wohnten, während die Halbpensionäre, die ihre Eltern in Berlin hatten, tagsüber in der Anstalt waren, dort auch zu Mittag aßen, aber zu Haus schliefen — also ein großer Teil der ganzen Pensionäre waren Söhne adliger Gutsbesitzer aus Brandenburg und Pommern. Unter ihnen werden aus der Zeit, als Otto von Bismarck zu Plamann kam, folgende Namen genannt: von Puttkamer, von Wolzogen, von Goldberg, von Bismarck, von Hagen, von Bredow, von Trützschler und Falkenstein, von Goßler, von Briesen, von Schmalensee usw. Der Preis für die ganze Pension betrug jährlich 300 Taler. Wenn behauptet wird, die finanziellen Verhältnisse Ferdinands von Bismarck wären zu beschränkte gewesen, als daß er für seine beiden Söhne hätte einen Hauslehrer halten können, und deshalb hätten beide Brüder Bernhard und Otto so früh zu Plamann gemußt, so wird das am besten durch den Pensionspreis widerlegt. Wer billigen Unterricht für seine Kinder haben will, der wird leichter das Honorar für einen Hauslehrer aufbringen als jährlich 600 Taler für die Pension zweier Kinder.

Die neuaufgenommenen Schüler hatten den alten gegenüber in der Regel einen ziemlich schweren Stand. Zeigten sie sich willfährig und gefügig und freundlich gegen die alten, so wurde ihre Aufnahme in den Freundschaftskreis wesentlich erleichtert. Wehe aber denen, die sich störrisch und widerwillig zeigten. Sie mußten lange zur Zielscheibe des Spottes dienen und manchen Puff aushalten, wie es der damaligen Turnerart entsprach, bei der eine recht rauhe Außenseite als besonders „forsch“ galt, ehe sie als gleichberechtigt angesehen wurden. Zu dieser zweiten Kategorie, zu der der Widerwilligen, gehörte Otto von Bismarck; der

Widerstand, den er den kindischen Gebräuchen der Plamannschen Schülerschaft entgegensetzte, war bis dahin geradezu unerhört. Eine solche Ablehnung, sich den hergebrachten Sitten zu fügen, machte die Mehrzahl anfänglich stutzig, der Spott aber verstummte. Die Mehrzahl jedoch plante Rache, die bei der ersten besten Gelegenheit in die Tat umgesetzt werden sollte. Nur eine kleine Minorität überlegte die Worte des schlanken Knaben mit der hohen Stirn und die Gründe, die ihn zu seinem Widerstande bestimmten. Sie fing an, sich für den kleinen Renitenten zu interessieren; und als man dann merkte, daß er keineswegs unverträglich war, sondern nur einen festen Willen zeigte, da fing er schon an, ohne es zu wollen, seinen Mitschülern zu imponieren.

Aber auch noch bei andern Gelegenheiten zeigte es sich, daß Otto von Bismarck durchaus nicht gesonnen war, sich trotz seiner sechs Jährchen von den Mitschülern als quantité négligeable behandeln zu lassen. Beim Baden im Schafgraben hatten sich schon viele darauf gefreut, den kleinen selbstbewußten Burschen in der Taufe gehörig zu demütigen und Wasser schlucken zu lassen. Ehe sie aber dazu kamen, stand Otto am Rand des Grabens, sprang kaltblütig hinein, tauchte unter und kam am andern Ufer wieder zum Vorschein; ein staunendes „Ah!“ folgte dieser überraschenden Tat, und keiner wagte es, den kühnen kleinen Taucher auch nur anzurühren.

Die Spiele der Schüler in den Freistunden waren bis dahin mehr Turnübungen gewesen. Mit Otto Bismarck's Erscheinen bekamen sie einen ganz anderen Charakter: man teilte sich in zwei Parteien und nahm kriegerische Übungen vor. Otto entwarf ordentliche Schlachtpläne und behandelte die ganze Sache mit solchem Ernst, daß er ein regelrechtes Tagebuch führte, in das er alle für die Knaben wichtigen Ereignisse gewissenhaft eintrug.

Ganz überraschende Kenntnisse entwickelte er in der Geschichte; er übertraf darin alle Mitschüler, und wer näher mit ihm verkehrte, mußte oft staunen über ihn. Besonders waren seine Urteile über griechische und römische Helden und seine Vergleiche der Helden oft so treffend, daß selten einer eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht halten konnte. Diese Vorliebe für das klassische Altertum bekam ganz neue Nahrung,

als ein Schüler zu Weihnachten „Becker's Erzählungen aus der alten Welt“ als Geschenk erhalten hatte. Bald war das hübsche Buch in vielen Händen, zumal der Trojanische Krieg. Der erste, der diesen Teil beinahe auswendig konnte, war Otto von Bismarck. Am Ende des Gartens, nach der jetzigen Königgrätzer Straße hinaus, stand ein großer Lindenbaum; es war der einzige Baum des Gartens, auf den die Knaben klettern durften; er war in den Freistunden ihr liebster Aufenthalt. Auf ihm wählte Otto von Bismarck seinen Platz, wenn er aus dem Trojanischen Krieg vorlas; die Zuhörer bestiegen ebenfalls den Baum, soweit sie Platz darauf fanden, die übrigen lagerten sich in seinem Schatten. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten sie dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldentaten der Griechen vor Troja vernommen. Es dauerte auch nicht lange, da hatte jeder von den Schülern den Namen eines der großen gefeierten Helden angenommen. Bismarck konnte kein anderer sein als der Telamonier Ajax.

Das Baden in dem schon erwähnten Schafgraben war nicht bloß der Reinlichkeit wegen eingeführt, sondern auch als Vorbereitung für den Schwimmunterricht, der in der alten Pfuelschen Schwimmanstalt vor dem Schlesischen Tore erteilt wurde. Was war das für ein reger Wetteifer unter der munteren Schar! Ein Wetteifer im Springen von der sogenannten Abrichtung, ein Wetteifer aber besonders darin, wer zuerst den sogenannten Spreegang machte und so das Patent als Fahrtenschwimmer erreichte. Otto von Bismarck war auch hier mit wenigen anderen einer der ersten, der das Ziel erreichte.

Hinaus wurden die Knaben gefahren zur Schwimmanstalt, den Heimweg mußten sie zu Fuß zurücklegen, und der war weit. Wie oft hat sie da der Hunger gequält, Geld aber durften sie nicht bei sich haben, um Gebäck zu kaufen. Da sind sie manchesmal den Feldhüter auf dem Köpenicker Felde angegangen und haben sich ein paar Stauden Kohlrabi erbettelt, um mit dem rohen Gemüse ihren Heißhunger zu stillen, die adeligen Gutsbesitzersöhne nicht minder wie die schlichten Bürgerkinder, denn der Hunger war bei allen derselbe.

Die langen Winterabende wurden teils durch Vorlesen guter historischer Bücher oder auch Walter Scottscher Romane verkürzt, teils

zum Fechten benutzt. Eiselen war der tüchtige Lehrmeister in diesen Stunden. Otto von Bismarck aber war auch in diesen Leibesübungen unübertroffen, er entwickelte große Fertigkeit in den Fechtstunden und legte hier den Grund für die Meisterschaft, die er im Führen der Klinge auf der Universität bewiesen hat.

Das waren im wesentlichen die Erlebnisse und Erfahrungen in der Plamannschen Anstalt, soweit sie Krigar uns mitteilt. Auf einem ganz anderen Blatte steht aber, wie sich Bismarck dort gefühlt und wie er später über diesen Aufenthalt geurteilt hat.

Für den von Heimweh gepeinigten und in mancher Hinsicht verwöhnten Knaben war der Aufenthalt in einer Anstalt, deren Erziehungsgrundsätze vor allem strenge Zucht und Abhärtung bezweckten, eine ständige Qual und Strafe, so urteilt sein Biograph Johannes Kreutzer.[1]) Das dürfte doch nur auf die erste Zeit zutreffen. Ganz kann man aber beistimmen, wenn Kreutzer fortfährt: „Für den jungen Otto von Bismarck war der Aufenthalt in einer ihm widerwärtigen Umgebung eine unvergleichliche Schule der Willensstählung und Selbstzucht. Dazu lernte er im täglichen Umgang mit Alters- und Leidensgenossen einiges, was in der Familie, unter den strengen oder zärtlichen Augen der Eltern, sich nicht so leicht entfaltet hätte: andere, seinesgleichen, beobachten, überreden und leiten.“

Bismarck's eigene Erinnerungen an die Plamannschen Jahre waren durchaus nicht rosig angehaucht: es habe dort ein „künstliches Spartanertum“ geherrscht, erzählte er in späteren Jahren. Niemals habe er sich da satt gegessen. Immer habe es in dem Institut „elastisches“ Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber die Zähne konnten nicht damit fertig werden. Und Mohrrüben — „roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke“! Mehrfach hat Bismarck in späteren Jahren die Anstalt direkt als „Zuchthaus“ bezeichnet, das ihm den Genuß seiner jungen Jahre verdorben habe.

Interessant und im wesentlichen zutreffend sind die Ausführungen, die Gustav Wolf in seinem schon oben erwähnten Buche über „Bis-

---

[1]) Johannes Kreutzer, Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk. 2 Bde. Leipzig 1900, R. Voigtländer.

marck's Lehrjahre" gibt.[1]) Wir geben sie hier in ihrem Wortlaute wieder:

„Bismarck hat die Tatsache, daß er schon mit sechs Jahren aus dem Hause kam und nur während der Ferien und während des Berliner Winteraufenthalts seiner Eltern bei diesen wohnen konnte,[2]) lebenslänglich als einen unnatürlichen und vorzeitigen Durchbruch der Familiengemeinschaft betrachtet. Das schließt aber nicht aus, daß Bismarck's frühe Unterkunft bei fremden Leuten bestimmte, für seine Richtung und Charakterbildung bleibend wichtige Folgen gehabt hat. Schon daß sich wegen des Aufenthaltes bei Plamann eine tiefe Unzufriedenheit in Bismarck's Gemüt einfraß, war nicht ohne Bedeutung für sein ganzes Werden, und die Wirkungen dieses Eindrucks waren keineswegs nur schädlicher Art. Von der Mutter mochte das Kind die Anlage geerbt haben, sich über Personen und Dinge, die ihm auf dem Lebenswege begegneten, eigene Gedanken zu machen und keine fremden Maßstäbe aufdrängen zu lassen. Die Frühreife begünstigte an sich die rasche Entwicklung seiner Anlage. Hinzu kam nun die an keinem Kinde spurlos vorübergehende Versetzung auf einen fremden Boden. In einem Alter, wo sich Kinder sonst der besonderen Sorgfalt ihrer Eltern erfreuen, von diesen in der ersten Entwicklung ihres Geistes und Charakters gehütet werden und dies mit einem fast blinden Vertrauen zu Vater und Mutter belohnen, gewöhnte sich Bismarck auch den Eltern gegenüber an eine unabhängige Ansicht. Allerdings genügte auch seine Reife noch nicht, um mit einer gewissen Unbefangenheit Vorzüge und Nachteile seiner jetzigen Lage gegeneinander abzuschätzen. Das Ergebnis seiner Erwägungen floß weit mehr aus unbewußter Empfindung wie verstandesmäßiger Überlegung. Die ungünstigen Erfahrungen wurzelten so tief in Bismarck's Seele, daß zur Auffassung der guten kein Raum blieb. Auch hat Bismarck, als er noch in späten Jahren seinen tiefen Groll über den Aufenthalt bei Plamann offenbarte, hierbei in erster Linie sich die Erinnerung an die äußeren Härten, nicht an die inneren Gesichtspunkte der Erziehungsmethode be-

[1]) Dort S. 27 ff.

[2]) Das scheint uns während des Aufenthaltes bei Plamann nicht der Fall gewesen zu sein, sondern erst in der folgenden Periode.

wahrt und, soweit er über die letzteren später nachgedacht hat, sie vorzugsweise aus den gefühlten abstoßenden Einseitigkeiten und Übertreibungen abgeleitet, nicht aber umgekehrt diese aus jenen. Nichtsdestoweniger bleibt die Tatsache bestehen, daß Bismarck durch sein Verbringen in die Plamannsche Anstalt schon als Knabe kritisch geschult worden ist.

„Der Tadel, welchen Bismarck noch nach langen Jahren in scharfe Worte kleidete, richtete sich namentlich gegen einen Mangel, der vielen Zeitgenossen anhaftete, gegen die Vergewaltigung der menschlichen Persönlichkeit durch störende Eingriffe, welche nicht tieferer Erkenntnis der natürlichen Lebensbedingungen und Anlagen, sondern bestimmten, von vornherein gefaßten Grundsätzen entsprangen. Diese Zusammenhänge waren natürlich dem sechs- bis zwölfjährigen Knaben nicht gegenwärtig, aber schon damals offenbarten sich ihm gewisse augenfällige Erscheinungen durch einen Vergleich zwischen Elternhaus und Schule. Was das Kind vor allem abstieß, war die rauhe spartanische Zucht. Die Zeit der Befreiungskriege legte den Erziehern die Auffassung nahe, nicht nur ein geistig und politisch hochstrebendes, sondern auch ein körperlich gestähltes Geschlecht heranzubilden, welches die Waffentaten von 1813—15 fortsetzen konnte. Zu diesem Zwecke wählten die Lehrer nicht immer die tauglichen und namentlich nicht die für ein zartes Kind tauglichen Wege. Die sorgfältig geleiteten Turnstunden, die namentlich aus England entlehnten Jugendspiele gehörten zu den besonderen Vorzügen der Anstalt; aber sie wurden teils übertrieben, teils gingen neben ihnen auch andere, für Kinder weniger geeignete Maßnahmen einher. Man wollte die Knaben abhärten, und namentlich auch von vornherein an Entbehrungen gewöhnen, damit sie als Vaterlandsverteidiger widerstandsfähiger wären. Deshalb wurden sie der Kälte ausgesetzt, sie wurden besonders auch übertrieben einfach und sogar absichtlich ungenügend ernährt. Um alle diese Heilmittel den Zöglingen schmackhaft zu machen, dazu hätte es neben einer sparsamen Anwendung auch eines den Kindern eingepflanzten unerschütterlichen Vertrauens, einer in ihnen erregten inneren Lust an solchen soldatischen Sitten bedurft. Hier aber versagte Plamann's Schule, wenigstens für die Eigenart des kleinen Bismarck. Wohl trug die ganze Anstalt

einen familiären Charakter; der enge Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, die großen, sich oft über mehrere Tage erstreckenden gemeinsamen Ausflüge, welche sich auf eine für die damaligen Verkehrsverhältnisse erhebliche Entfernung ausdehnten, die vielen persönlichen Erlebnisse, deren Schilderung Plamann selbst in seine Stunden, namentlich in den Religionsunterricht, einzustreuen pflegte, schufen ein gemeinsames Band für alle und begründeten eine Schaffensfreudigkeit, welcher selbst Männer, die später in ihren Anschauungen mit Plamann weit auseinanderkamen, ein dankbares Andenken bewahrt haben. Indessen paarten sich diese Eigentümlichkeiten mit anderen, welche für Bismarck etwas Befremdendes hatten und darum die Lichtseiten in den Hintergrund drängten, und überdies hatte sich das Kind schon viel zu sehr mit Trotz und Unbehagen erfüllt, um für die guten Einrichtungen der Schule hinreichend empfänglich zu sein. Schon in den Augen des Kindes hatten die Bemühungen der Lehrer, die Ansichten der Freiheitskämpfer den Zöglingen einzuimpfen, etwas Krampfhaftes und Gemachtes. Wie ein religiöser Lehrstoff wurde den Schülern ein glühender Haß gegen die Franzosen und der sich in der Ablehnung aller Standes- und Klassenunterschiede offenbarende allgemeine Volksgeist eingeprägt. Hierbei wurde nicht immer mit der erforderlichen schonenden Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse jedes einzelnen Kindes verfahren. Derartiges ließ sich auch von den oft noch jugendlichen Lehrern, die selbst vom Strome der Begeisterung hingerissen wurden und ihrer Aufgabe mehr im Herzensdrang als mit abgeklärtem Verstande dienten, nicht erwarten. Der Unwille des Kindes, welches daheim durch den Verkehr mit schlichten Leuten den Wert der persönlichen engen Beziehungen zwischen Herren und Gutspersonal und die Anhänglichkeit des letzteren an seine Familie kennen lernte, bäumte sich auf gegen die ihm von vornherein schon mißfälligen Lehrer, welche solche Zustände als den nicht mehr lebensfähigen Überrest vergangener Zeiten ansahen und darum zum Niederreißen beitragen wollten. Die Lehrer aber ihrerseits erblickten in Bismarck's offenem oder verhohlenem Widerspruchsgeist die Anfänge jenes junkerlichen Hochmutes, welchen sie für die jüngst überstandenen Schicksalsschläge des Vaterlandes verantwortlich machten, und glaubten aus allgemein erzieherischen wie aus politischen Gründen bei-

zeiten dem kleinen Otto mit Strenge und Strafen solche Gesinnungen austreiben zu müssen. Die Folge dieses Einschreitens auf Bismarck's Gemüt war nur wachsende Verbitterung und stetige Verletzung seines persönlichen Feingefühls.

„Aber diese rauhe Schale barg einen für Bismarck's Charakterbildung wertvollen Kern. Im Verkehr mit Fremden, durch den Wechsel zwischen Pension und Heimat, durch das gespannte Verhältnis mit den Lehrern, welches den Knaben früh auf sich selbst stellte, ist dieser eher herangereift, wie das sonst der Fall gewesen wäre. Er konnte Gymnasium und Universität viel zweckmäßiger als der Durchschnitt der Besucher dieser Anstalten für seine persönlichen Bedürfnisse ausnützen; dadurch war es ihm vergönnt, daß er auf diese Jahre nicht als auf rein verlorene zurückzublicken brauchte, daß er seinen Lehrern auf dem Gymnasium dauernd dankbar blieb.[1]) Aber nicht bloß die Tatsache seiner früheren geistigen Selbständigkeit an sich, sondern auch die ganze Richtung seines späteren Urteilens wurde durch Bismarck's Aufenthalt bei Plamann gefördert, wo nicht begründet. In seinem Mißmut über die erlittene Behandlung grübelte er nach den Ursachen, welche die Lehrer bestimmt hatten, legte sich Rechenschaft ab über die gemachten Fehlgriffe und ihre Tragweite, vertiefte seine gesamte Anschauung. Damals tat er unbewußt die ersten Schritte, die ihn zu seiner späteren Meinung vom beschränkten Wirkungskreis eines Staatsmannes führten. Denn die Überzeugung, daß Menschen und Dinge, Staaten und Familien wie die Früchte aus bestimmten Keimen entsprießen, daß man die Regeln ihres Wachstums erkennen müsse, nicht aber ihnen beliebige Gesetze aufzwingen und Treibhauspflanzen züchten dürfe, war eine selbst errungene, früh am eigenen Leibe gemachte Erfahrung.

„Schon wenn die Jahre bei Plamann nichts weiter gewirkt hätten, als diese Auffassung in Bismarck's Innerm zu befestigen, so würde ihnen ein allerdings ungewollter, aber trotzdem wichtiger Anteil an seiner Entwicklung gebühren. Indes wäre es falsch, den Grundsätzen der Anstalt überhaupt nur einen negativen Einfluß auf Bismarck's Werden zuzuschreiben. Gewiß kam für dasselbe das Zusammenleben

---

[1]) Nur zum Teil richtig; vgl. unten.

so vieler gleichaltriger Zöglinge unter der Leitung von Lehrern, die mit Freiheitsgefühl und Nationalbewußtsein den Zöglingen ihre besten Erfahrungen glaubten mitteilen zu müssen, nicht zur vollen Geltung. Aber die Auswüchse und die Aufdringlichkeit der Lehrweise störten wohl das Gedeihen der jungen Pflanze, vermochten jedoch nicht, dasselbe durchaus zu hindern. Wenn Otto auch von den Kameraden, die an seiner adligen Abstammung sich stießen, durch eine tiefe Kluft getrennt wurde und deshalb aus der Möglichkeit eines engen Verkehrs nicht den nötigen Nutzen zog, wenn er auch mit Mißtrauen gegen Anschauungen erfüllt wurde, die ihm gewaltsam und übertrieben beigebracht wurden und sich im Widerspruche zu sonstigen Empfindungen und außerhalb der Anstalt gemachten Wahrnehmungen befanden, so blieben doch genug Eindrücke übrig, welche sich in die Anlagen und sonstigen Erlebnisse des Knaben harmonisch einfügten. Große Frühreife, eine für solches Alter seltene Unbefangenheit des Urteils und Selbständigkeit im Denken und Lernen, aber auch ein starker Einfluß der damals herrschenden nationalen Stimmungen begleiteten demnach Bismarck schon in seine Gymnasiastenlaufbahn."

Ein interessantes Zeugnis, wie es in Bismarck's Innerm ausgesehen hat, als er bei Plamann war, gibt uns aus späterer Zeit ein Brief an seine Gattin. Am 18. Februar 1851 schrieb er ihr nach einem Besuche in der Anstalt, die damals längst in anderen Händen war: „Wie klein ist doch der Garten, der meine ganze Welt war, und ich begreife nicht, wo der Raum geblieben ist, den ich so oft atemlos durchlaufen habe, und mein Gärtchen mit Kresse und türkischem Weizen, und alle die Geburtsstätten verfallener Luftschlösser und der blaue Duft der Berge, die damals jenseits des Bretterzaunes lagen. Die Bäume waren alte Bekannte, ich weiß noch die Obstsorten davon, und die Hühner waren noch da, die mir immer soviel Heimweh nach Kniephof machten, wenn ich sie ansah und die Stunden und Viertelstunden anstrich, die noch verfließen sollten, bis die Ferien da waren und der Stettiner Postwagen. Wie sehnte ich mich damals in das Leben und die Welt; die ganze Erde, wie sie mir damals existierte mit ihren Wäldern und Burgen und allen den Erlebnissen, die meiner darin warteten, tauchten vor mir auf, als ich in dem Garten stand,

und ich hätte weinen können, wenn der prosaische Hans[1]) mich nicht rief und trieb, und ich mich erinnerte, daß ich jetzt ganz genau weiß, wie der Garten ein kleiner Fleck in der Wilhelmstraße ist und nicht viel Besonderes rings umher hinter den Zäunen, und die Hasenheide, wo wir Sonntags spielten, ein kleiner dünner Kiefernwald, und der Dornberg in Kniephof 16 Morgen groß, und daß wir Geschäfte mit General Gerlach hatten. Ich könnte stundenlang in dem Garten sitzen und träumen. Wenn Du wieder hier bist, mußt Du mit mir hingehen."

Nach einem Aufenthalt von sechs und einem halben Jahre verließ Otto von Bismarck Michaelis 1827 endlich die Plamannsche Anstalt und trat in die Untertertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in der Kochstraße in Berlin ein. Sein Bruder Bernhard besuchte damals schon die Untersekunda derselben Schule. Einesteils mögen die Eltern der Ansicht gewesen sein, daß ihr Sohn nunmehr besser ins Gymnasium als zu Plamann gehöre; anderenteils mögen wirtschaftliche Rücksichten diesen Wechsel mit veranlaßt haben. Die Eltern kamen zum Winter wie gewöhnlich nach Berlin, da wohnten denn die beiden Söhne bei ihnen, und zwar in dem Hause Behrenstraße 52. Sie behielten Wohnung und Wirtschaft jetzt aber auch in Berlin bei, während sie selbst in Kniephof oder in Schönhausen wohnten; Leiterin des kleinen Haushalts war in der stillen Zeit eine biedere Schönhauserin, Trine Neumann mit Namen. Sorgte sie für der Knaben leibliches Wohl, so war die Beaufsichtigung der Schularbeiten und die Erteilung von Nachhilfestunden, besonders in den neueren Sprachen, jungen studierten Männern übertragen. Da finden wir im Jahre 1827 den Kammergerichtsreferendar Hagens, dann 1828 für die Dauer eines Halbjahres einen jungen Genfer namens Gallot und 1829 einen tüchtigen Philologen, einen Dr. Winkelmann; er war ein begabter, aber leichtsinniger Mensch; eines Tages ist er mit der kleinen Wirtschaftskasse durchgebrannt und hat Trine Neumann und seine beiden Zöglinge allein zurückgelassen.

Über die treue Köchin Trine Neumann äußerte sich Bismarck einmal gesprächsweise: „Trine Neumann stammte von meinem väter-

[1]) Sein Freund Hans von Kleist-Retzow begleitete ihn auf dem Wege.

lichen Gut Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungens herzlich lieb und tat alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: ‚Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!' und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie ein Rohrsperling schimpfen: ‚Na wart, Jungens, ut ju wart't in'n Leben nix Vernünftiges — de Kauken sind all wedder afbackt!' Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre ‚afbackten Kauken' uns Jungen schmeckten."

Über den Eindruck den Otto von Bismarck bei seiner Aufnahme auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (Herbst 1827) gemacht hat, erzählt Professor Bonnell in den Aufzeichnungen über sein Leben: „Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf mich, bei welcher Gelegenheit die neu Aufgenommenen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander saßen, so daß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck saß, wie ich mich noch deutlich erinnere, mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Obertertia kam. Michaelis 1829 wurde ich ans berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging. Ostern 1831 kam er als Pensionär in mein Haus, wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte, und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig und ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen."

Das Friedrich Wilhelms-Gymnasium besuchte Bismarck von der Untertertia bis zur Absolvierung der Untersekunda. Ostern 1830 hatte sein Bruder Bernhard das Gymnasium absolviert. Da wurde der von Trine Neumann verwaltete Haushalt aufgelöst, und Otto kam abermals unter fremde Leute: er wurde zum Professor Prevost vom Gymnasium zum Grauen Kloster, das damals schon über 250 Jahre bestand, in Pension gegeben; dieser wohnte Königstraße 61. Damit wurde gleichzeitig ein Wechsel des Gymnasiums vorgenommen: Otto ging am 4. Mai 1830 über in die „Groß" (Ober)-Sekunda des Grauen Klosters; ein Jahr zuvor war auch sein Lieblingslehrer Professor Dr. Bonnell an diese Anstalt versetzt worden. Während wir über Bismarck's Beziehungen zu seinen Lehrern am Friedrich Wilhelms-Gymnasium nichts Näheres wissen, fließen die Quellen darüber beim Grauen Kloster etwas ergiebiger. Ordinarius der Obersekunda war Professor Bellermann, der Lehrer des Griechischen; Latein unterrichtete Professor Wendt, ebenso Geschichte; Professor Giesebrecht Deutsch, Professor Fischer Mathematik und Physik und ein gewisser Frings Französisch. Ihn hat Bismarck förmlich gehaßt; Professor Wendt war ihm unter seinen Lehrern der liebste; Bellermann und Fischer waren ihm unsympathisch.

Es ist Hans Krämer's Verdienst, aus den Akten des Grauen Klosters sehr dankenswertes und interessantes Material über Betragen, Fleiß, Schulbesuch und Leistungen des Schülers Otto von Bismarck gelegentlich des achtzigsten Geburtstages ausgegraben zu haben. Wir entnehmen die nachfolgenden Mitteilungen seiner Arbeit über „Bismarck's Schuljahre" in Anton Bettelheim's Biographischen Blättern [1]). Bismarck zeichnete sich weder durch tadellosen Fleiß, noch durch immer einwandfreie Aufführung, noch durch sonderlich regelmäßigen Schulbesuch aus. Daher war es denn auch nicht zu verwundern, daß auch seine Leistungen nur gerade den Anforderungen entsprachen, die an einen mittelguten Schüler gestellt zu werden pflegen.

Johannis 1830 erhielt er die erste Zensur auf dem Grauen Kloster. Darin wird von seinem Fleiße gesagt: „Regelmäßig und

[1]) Berlin 1895, Ernst Hofmann & Co., Bd. I, Heft II, S. 140 ff.

durch gute Vorbereitung auf die Autoren bewährt. Auch regelmäßig in der Mathematik, nur muß er noch mehr Sorgfalt auf das Äußere wenden. Nicht vermißt im Deutschen und Französischen.“ Mit der Aufmerksamkeit sah es weniger gut aus: „Meistens teilnehmend, aber in den französischen Lehrstunden plaudert und unterhält er sich nicht selten mit seinem Nachbar Roß.“ [1]) Bedenklich war die Zensur im Betragen; sie lautete: „Im ganzen gut; um so befremdender war ein einmaliger Ausbruch höchster Unbescheidenheit. Auch scheint er überhaupt die seinen Lehrern schuldige Achtung aus den Augen setzen zu können.“ Über die Leistungen sagte die erste Zensur: „Zeigen sich in den alten Sprachen zu seinem Lobe, ebenso in der Geschichte. Bemerkt in der Mathematik, einige in der Physik. Werden erwartet im Deutschen. Einige im Französischen.“

Zu der Note im Betragen gibt Fedor von Köppen den Aufschluß. Er erzählt, [2]) daß sich Bismarck nicht mit allen Lehrern des Gymnasiums gut stand. Da war es besonders der Lehrer des Französischen, Frings, der durch seine Behandlung den Trutz des Knaben herausforderte und ihn zu Äußerungen reizte, die ihm einmal einen ernsten Tadel des Direktors Köpke zuzogen, ohne daß indessen das Verhältnis zwischen jenem Lehrer und Bismarck gebessert worden wäre. Die Spannung zwischen beiden hielt auch noch an, als Bismarck schon in die Prima versetzt worden war. Es widerstrebte denn auch dem Selbstgefühle des Schülers, sich das Abiturientenzeugnis etwa von einem Lehrer verderben zu lassen, von dem er glaubte, schikaniert zu werden. Da er die Wahl hatte, eine französische oder eine englische Prüfungsarbeit zu schreiben, vertauschte er noch kurz vor dem Examen das Französische mit dem Englischen und entging dadurch jener Gefahr; für sich selbst erreichte er aber den Vorteil, daß er nun in den beiden Sprachen fest wurde, die er später mit völliger Sicherheit beherrscht hat.

Doch wir kehren zurück zu den Zensuren. Die Michaeliszensur,

---

[1]) Graf Friedrich Roß war ein vier Jahre älterer Mitschüler Bismarck's, ein Sohn des evangelischen Bischofs Roß in Berlin.

[2]) Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler, von Fedor von Köppen Leipzig, 1875, S. 60.

so weiß Krämer weiter zu berichten, war etwas günstiger als die von Johannis; sie nannte den Fleiß „regelmäßig“, die Aufmerksamkeit „stets teilnehmend“, die Aufführung „gut“, obwohl es bedauerlich sei, „daß er durch seine Reisen große Lücken bekommen“; sie konstatierte ferner Fortschritte im Griechischen, in Latein und in Geschichte, nannte sie in der Mathematik „merklich“, während sie im Deutschen „nicht vermißt“ und auch im Französischen als „vorhanden“ anerkannt wurden. Otto von Bismarck war damals der fünfzehnte unter achtzehn Schülern, wurde aber doch nach Prima versetzt. Hier war sein Ordinarius, Professor Giesebrecht, Direktor Köpke hatte den Geschichtsunterricht, Professor Heinsius gab Deutsch und Philosophie.

Die erste Zensur in der Prima vermochte sich zu keiner vollen Anerkennung durchzuringen. Die Aufführung war zwar „gut“; aber von der Aufmerksamkeit hieß es, daß sie „im ganzen teilnehmend“ sei, jedoch „zuweilen durch Mitteilung an seine Nachbaren unterbrochen“ werde. Der Fleiß wurde allerdings als regelmäßig bezeichnet; aber nach Ansicht des Lehrers hätte er in den lateinischen Aufsätzen „noch angestrengter“ sein können. Von den Fortschritten wurde gesagt, daß sie sich im Latein und in der Geschichte erhoffen ließen, ebenso im Sophokles, daß sie „nicht bedeutend genug“ seien in der griechischen Grammatik, „wohlbemerkt“ dagegen im deutschen Stil und daß sie auch in Mathematik, Physik und in Geographie „sich erhoffen ließen“.

Ostern 1831 hieß es von der Aufführung, daß sie „regelmäßig und gut“, von der Aufmerksamkeit, daß sie „teilnehmend“ und vom Fleiß, daß er „nirgend vermißt“ sei, auch nicht im Deutschen, getadelt wurde nur die „sehr schlechte Handschrift“. Die Fortschritte im Latein und im Griechischen wurden „merklich“ genannt und die in den griechischen Dichtern, in Demosthenes und in der Grammatik „nicht vermißt“. Bei den übrigen Fächern war es geblieben wie in der vorigen Zensur.

Auch Johannis erschien die Aufführung „regelmäßig und gut“, die Aufmerksamkeit „ungestört, nicht ohne meistens lebhafte Teilnahme“, doch genügte der Fleiß zwar für den Horaz, nicht aber für den Tacitus, und auch im Griechischen „hätte er noch angestrengter sein dürfen“. Fortschritte wurden anerkannt in der Geschichte, im lateinischen Stil, in Cicero und Quintilian, im Homer wurden sie „erwartet“.

Im nächsten Vierteljahr kam eine böse Störung vor: Otto von Bismarck mußte nicht weniger als 198 Schulstunden versäumen. Das kam so. Körperlich hatte er sich prachtvoll entwickelt: von hoher, schlanker Gestalt und frischem Aussehen war er zu einem stattlichen Junker herangewachsen, und sein offener, leuchtender Blick, sagt Köppen, die helle Stirne schienen zu bekunden, daß seine geistige Entwicklung mit der körperlichen Schritt gehalten hatte. Von jeher ans Reiten gewöhnt, mochte er auf diesen Genuß auch in Berlin nicht verzichten. Seger's Stall mußte ihm die passenden Pferde liefern. Aber Mietsgäule im gewöhnlichen Sinne konnte er nicht leiden, denn er war kein Sonntagsreiter; die unruhigsten Pferde waren ihm zum Austoben gerade ruhig genug. Solches Pferd war der Nerestan aus dem genannten Stalle; auf dem Rücken zwar kitzlig und deshalb schon unruhig beim Aufsteigen — aber was machte das dem jungen Bismarck! Er ritt allem Abraten des Stallmeisters zum Trotz von Seger's Stall fort, die Linden hinauf, um nach Friedrichsfelde zu kommen; von dorther mußte ja die von ihm sehnlich erwartete Cholera ihren Einzug in Berlin halten, bei dem dann sofort die Schulen geschlossen werden sollten. Aber er kam nicht weit. Er befand sich gerade der Neuen Wache gegenüber, als der Posten „Heraus“ rief. Das konnte der braune Wallach nicht leiden. Er scheute, der Reiter hatte nicht ordentlich aufgepaßt; der Gaul glitt aus, und Bismarck lag mit dem rechten Knie unter ihm. Frau Professor Bonnell war sehr erschrocken, als ihr Pensionär die zwei Treppen hoch aus der Droschke hinaufgebracht wurde; der Gatte nicht minder, als er von seinem Ausgang heimkehrte. Der junge Herr hatte eine derbe Quetschung davongetragen. Und als die Cholera längst in Berlin war, als die Schulen schon alle geschlossen waren, da lag er noch immer geduldig bei Bonnells und machte kalte Umschläge.

Da gab es denn für dieses dritte Quartal auch nur eine kurze Zensur. Von der Aufführung hieß es: „Gut. Es ist zu bedauern, daß er im letzten Vierteljahr eine bedeutende Lücke bekommen.“ Die Aufmerksamkeit war „ungestört“, der Fleiß „durch Versäumnisse unterbrochen“, und von den Fortschritten wurde gesagt, sie „würden überall sichtbarer sein, wenn er nicht zum Schlusse des Vierteljahres viel versäumt hätte“.

Die letzte Zensur von der Schule gab es Weihnachten 1831. Sie war fast ganz gut: Aufführung „regelmäßig und gut", Aufmerksamkeit „von Teilnahme zeugend"; Fleiß „bemerkt im Plautus und in der Geschichte, aber zu verstärken im Quintilian"; auch in der griechischen Grammatik „nicht immer sorgfältig genug, bemerkt im Plato, nicht vermißt in den griechischen Dichtern; nicht vermißt im Deutschen, desgleichen in der Mathematik". Fortschritte zeigten sich in der Geschichte und im Latein, fehlten nicht in der griechischen Grammatik, wurden in den griechischen Dichtern nicht vermißt und zeigten sich auch im Deutschen, in der Mathematik und Physik.

Mitte März begann dann endlich für Otto von Bismarck und neunzehn Mitschüler das schriftliche Abiturientenexamen. Die Arbeiten selbst sind nicht mehr vorhanden, aber die Aufgaben hat Krämer noch ermitteln können. Es waren folgende.

1. Lateinisch, zugleich alte Geschichte: Bella Romanorum adversus Macedonum reges gesta.
2. Neuere Geschichte: Über die politischen Verhältnisse der Hauptstaaten Europas im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.
3. Deutscher Aufsatz: Wodurch erlangte und bewahrte sich Europa die Überlegenheit über die übrigen Weltteile?
4. Mathematik: Der Inhalt einer Figur, die von einem Parabelbogen und mehreren geraden Linien beliebig begrenzt wird, zu finden.
5. Griechisch: Übersetzung und grammatischer Kommentar zu Sophokles' „Ajax" V. 940—970, ed. Brunck (*οἱ δ'οὖν γελώντων — ὥσπερ οὖν μέλει*) und ein Exerzitium.

Von den Zensuren, die diese Arbeiten Bismarck's erhielten, ist nur die des lateinischen Aufsatzes bekannt, die Köppen a. a. O. berichtet; sie lautete: „Oratio est lucida ac latina, sed non satis castigata".

Schon am 3. April folgte die mündliche Prüfung, der als königlicher Kommissar der Wirkliche Oberkonsistorialrat Nolte beiwohnte. Aus dem Protokoll geht hervor, daß Direktor Köpke in lateinischer Sprache Fragen aus dem Gebiet der ägyptischen, persischen und griechischen Geschichte stellte und daran eine Prüfung der Kenntnisse in der mittleren und neueren Geschichte vom Ende der Kreuzzüge bis zur

Zeit Napoleons I. knüpfte; Bismarck's Antworten gehörten zu den besten. Auch eine fließende Übersetzung aus den Annalen des Tacitus wird lobend erwähnt; in der Mathematik, dem Griechischen und der Philosophie (über die „Kräfte der Seele") erschien sein Wissen „genügend". Auf Grund der günstigen Ergebnisse der Prüfung wurde allen zwanzig Primanern das Zeugnis der Reife erteilt; acht von ihnen erhielten Nummer eins, die übrigen, unter ihnen auch Otto von Bismarck, mußten sich mit Nummer zwei begnügen. Am 14. April 1832 fand die Entlassung statt; bei ihr erhielt der spätere Reichskanzler folgendes Zeugnis:

Entlassungszeugnis.

Nummer zwei.

1. Name des Geprüften und Stand seines Vaters:
Leopold Eduard Otto von Bismarck, 16 3/4 Jahr alt, evangelischer Konfession, aus Schönhausen in der Altmark, Sohn des Gutsbesitzers auf Kniephof in Pommern.
2. Zeit des Schulbesuchs:
Er war zwei Jahre, von Sekunda ab, Schüler des Gymnasii und 1 1/2 Jahr in Prima.
3. Aufführung gegen Vorgesetzte und Mitschüler:
Stets anständig und wohlgesittet.
4. Fleiß:
War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuch unausgesetzte Regelmäßigkeit.
5. Kenntnisse:
Sind im Lateinischen gut, sowohl im Verständnis der Schriftsteller als in seinen schriftlichen Übungen; im Griechischen ziemlich gut; im Deutschen besitzt er eine sehr erfreuliche Gewandtheit, und in der Mathematik, Geschichte und Geographie ein befriedigendes Maß von Kenntnissen. Von den neueren Sprachen hat er die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolge getrieben.

Er wird in Bonn, Genf und Berlin Jura und Kameralia studieren, und wir entlassen diesen fähigen und wohlvorbereiteten Jüngling mit unsern besten Segenswünschen und der Hoffnung, daß

er mit erneutem Eifer an seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung arbeiten möge.

Berlin, den 3. April 1832.

Verordnete Prüfungskommission
des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster.

Noch haben wir einen Akt aus der Kindheitsgeschichte Ottos von Bismarck nachzuholen: die Konfirmation. Wie vor ihm sein Bruder Bernhard hat auch Otto von Bismarck den Konfirmandenunterricht bei dem damaligen Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, bei dem Doktor und Professor der Theologie Friedrich Schleiermacher genossen. Am 31. März 1831, also am Tage vor seinem Geburtstage, wurde er in der genannten Kirche konfirmiert. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß in dem Nachlasse des großen Theologen sich unter drei sorgfältig nachgeschriebenen Konfirmationsreden auch die befunden hat, die zur Konfirmation Ottos von Bismarck von ihm gehalten worden ist. Sie sind im Besitze des Professors D. Dr. Siegfried Lommatzsch in Berlin, der Kirchenältester der Dreifaltigkeitskirche ist; von ihm ist diese Rede nebst der voraufgegangenen Predigt im Einvernehmen mit dem Gemeindekirchenrat der Dreifaltigkeitskirche gelegentlich des achtzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck im Jahre 1895 herausgegeben und dem ehemaligen Konfirmanden zugeeignet worden. [1])

Nach dem Eingangsliede Nr. 328 des alten Berliner Gesangbuches „Wer Ohren hat, der höre die reine Gotteslehre“ predigte Schleiermacher zunächst, und zwar in vortrefflicher Weise, über den Text Apostelgeschichte 2,41: „Die nun sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen; und wurden hinzugetan an dem Tage bis dreitausend Seelen. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“. Nachdem die Namen der Konfirmanden verlesen worden und von der Gemeinde das Lied gesungen war „Erhör', o Vater, du das Flehn der Kinder,

---

[1]) Berlin 1895, Druck und Verlag von Georg Reimer (30 Seiten, Preis 50 Pf.).

die hier vor dir stehn", hielt Schleiermacher die nachfolgende Ansprache an die Konfirmanden: [1])

„Meine geliebten Kinder! Ich habe euch im Laufe unseres Unterrichts die heilige Handlung, um derentwillen ihr hier versammelt seid, öfters dargestellt als die eigentliche Besieglung dessen, was ohne euer Wissen und ohne eure Zustimmung in den ersten Jahren eures Lebens mit euch vorgegangen ist; als den eigentlichen letzten Augenblick jener Handlung, die damals auf unvollständige Weise in der Hoffnung und in der Kraft des christlichen Glaubens in euch vollzogen ist — unvollständig, weil eure eigene Zustimmung und euer eigenes Bekenntnis dabei fehlte. Aber ihr werdet auch oft genug gehört haben, daß man diese Handlung nennt die Ergänzung und Bestätigung des Taufbundes, und dieser Ausdruck kann euch fremd klingen, wie sehr er auch unter Christen gewöhnlich ist. Was wäre es für ein Bund, den der Mensch machen könnte mit Gott? Das erinnert uns an jene unvollkommene Vorstellung älterer Zeiten, wo es aber auch mit diesem Bund Gottes und eines bestimmten göttlichen Volkes etwas anderes war, als was wir jetzt in Gemeinschaft der Christenheit von Gott erwarten. Es hat aber dieser Ausdruck seinen Grund und Ursprung in dem Worte der Schrift: 1. Petri 3,21, wo gesagt wird: Daß das Wasser jetzt in der Taufe uns selig mache, insofern sei sie der Bund eines guten Gewissens mit Gott. Aber derselbe Apostel in der Rede, die ich schon vorher angeführt habe, wo er zuerst das Volk ermahnte, sich taufen zu lassen auf den Namen Jesu Christi, wußte nichts von einem Bunde, der zu machen sei, wohl aber führte er sie zurück auf die Verheißungen, welche Gott von sich gegeben durch den Mund der Propheten, daß in den Tagen, da er es beschlossen, sein Geist sollte ausgegossen werden über alles Fleisch. Aber es ist auch nicht das Wort, dessen sich der Apostel in seinem Briefe bedient, was wir in unserer deutschen Bibel lesen, sondern er sagt: es sei die Taufe eine weitere Frage eines guten Gewissens an Gott, und dies Wort, meine geliebten Kinder, möchte ich euch noch recht ans Herz legen.

„Das gute Gewissen, wie solltet ihr wohl dazu kommen? Die

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers hier im Wortlaut wiedergegeben.

Tage der Unschuld sind längst vorüber für euch alle! Ihr wißt es, daß ihr alle mannigfach gefehlt habt, ihr habt das gemeinschaftliche Schicksal aller Menschenkinder geteilt, daß die Erkenntnis des Guten und Bösen der Reife und der Kraft des Willens vorangeht, und das ist eben die Verurteilung des Gewissens; und so oft ihr hierher kommen werdet, um mit der Gemeinde des Herrn euch zu dem heiligen Mahle des Herrn zu bereiten, so werdet ihr erwartet und stellet euch dar als solche, die sich anklagen, daß ihr nicht nachgekommen seid dem euch wohlbekannten heiligen Willen Gottes, sondern mannigfach dagegen gesündigt habt. Und der Apostel, als er das Volk ermahnte, sich taufen zu lassen, fordert er sie auf, Buße zu tun und setzt auch wohl keineswegs ein gutes Gewissen bei ihnen voraus. So könnt ihr denn leicht denken, daß auch dies Wort in einem anderen Sinn gebraucht ist, als in dem es gewöhnlich genommen wird. Es wird sich aber leicht zeigen, was es damit für Bewandtnis hat, wenn wir es in seinem Zusammenhange lesen. Was fragt denn das gute Gewissen weiter bei Gott in der heiligen Handlung der Taufe, welche uns, wie der Apostel sagt, selig macht? Das Fragen und Bitten, meine geliebten Kinder, geht so ineinander über und ist so sehr eins, daß sich beides nicht unterscheiden läßt; und jede Frage ist Bitte und Antwort, und jede Bitte ist Frage, ob der, dem wir etwas wünschen, etwas zu gewähren hat und es gewähren will. Aber der Apostel sagt nicht nur eine Frage, sondern eine weitere Frage und setzt also voraus, daß schon etwas vorhergegangen ist, und in Beziehung auf dies Vorhergegangene und auf diese weitere Frage und Bitte an Gott verlangt er ein gutes Gewissen und reines Bewußtsein bei den Menschen. Was ist also das, was die weitere Frage und Bitte bei denen, die in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden sollen, vorausgesetzt? Das, meine geliebten Kinder, was bei euch geschehen ist, daß euch bekannt gemacht ist das Wort Gottes zu eurer Seligkeit; daß ihr unterrichtet seid in dem ewigen Ratschluß Gottes, alles unter die Sünde zu beschließen, damit er sich aller erbarme in seinem Sohn, und damit er allen das Leben, das sie in sich selber nicht haben, gebe aus dieser gemeinsamen ursprünglichen Quelle. Diese Erkenntnis ist euch mitgeteilt worden; das Bewußtsein des Bedürfnisses einer

göttlichen Hilfe, damit euer ganzes Dasein eurer Erkenntnis womöglich gleich werde, ist in euch erregt; und ihr habt euch oft und willig zu demselben bekannt. Das also, das ist die erste Darbietung Gottes an euch gewesen. Und nun sagt der Apostel, sollt ihr mitbringen ein gutes Bewußtsein zu der weiteren Frage an Gott, die ihr heute tut, indem ihr die heilige Taufe zu ihrer Vollständigkeit und Erfüllung bringt. So ist denn nicht die Rede, daß ihr ein gutes Gewissen haben sollt in Beziehung auf das, was ihr bisher in eurem Leben getan habt und geworden seid, in Beziehung auf die Vollkommenheit und Tugend, die schon in euch sei; vielmehr sollt ihr wissen und wisset, daß das gute Gewissen wir alle nur suchen, daß wir demselben immer mehr näher kommen sollen, aber daß wir nie, in keiner Zeit unseres Lebens, dahin kommen können, daß wir als rein uns darstellen vor Gott durch uns selbst, sondern allein in der Gemeinschaft mit dem, von welchem alle diese Gaben allein ausgehen. Aber was ist dies gute Bewußtsein, das ihr mitbringen sollt, und was ist eure weitere Frage? Es ist diese: ob euch Gott immer weiter fördern will auf diesem Wege des Heils und der Seligkeit; ob ihr teilhaben sollt an allen den geistigen Gaben, die er begründet hat und die sich immer wieder erneuern in der Gemeinschaft der Christen; ob ihr teilhaben sollet an der festen Zuversicht zu dem Erlöser, welcher das Leben wieder ans Licht gebracht hat, und in dem Gott war, um die Welt mit sich zu versöhnen und der Feindschaft des menschlichen Geschlechts gegen ihn ein Ende zu machen und die Liebe zu ihm auszugießen in unsere Herzen! Und was könnt ihr zu dieser Frage an Gott für ein gutes Gewissen mitbringen? Kein anderes, als daß ihr das wirklich von Herzen begehret; daß ihr kein Gut höher achtet als den Frieden mit Gott durch unseren Herrn und Erlöser; daß ihr wißt, in allem diesen vergänglichen Wesen findet das menschliche Gemüt nicht seine Ruhe und seinen Frieden, sondern nur in der Wiedervereinigung mit Gott, in der Liebe zu unserem himmlischen Vater, in der Gemeinschaft mit dem, der uns den Weg des unvergänglichen Lebens gezeigt hat, und in der Gemeinschaft mit denen, welche sich nach seinem Namen nennen und unter denen das Wort des Friedens wohnet und sich von ihnen aus weiter verbreitet und

welche gemeinsam bauen am geistigen Tempel Gottes. Das, meine geliebten Kinder, ist das gute Gewissen, das ihr mitbringen sollt zu diesem wichtigen Augenblick eures Lebens, daß es nichts Wichtigeres für euch gibt, als die geistigen Güter des Glaubens und der wahren Gemeinschaft mit Gott, der Lust und Freude an seinem heiligen Willen, des Wohlgefallens daran in dem inneren Menschen, und als das Bewußtsein, daß der, von dem das Wollen und das Vollbringen kommt, auch gern aus der Fülle der Regungen, welche in Christo, seinem Sohne, liegen, ein immer reicheres Maß von geistigen Kräften ausgießt über die, welche ihn darum bitten.

„Diese Frage aber, die ihr an Gott tut, die richtet ihr zugleich an die christliche Kirche, denn durch sie allein kann Gott sie euch gewähren, und sie ist es, die euch in seinem Namen auf diese Frage antwortet. Und was tut sie anders als sie von ganzem Herzen bejahen? Wie freut sie sich, wenn heilsbegierige junge Gemüter begehren, in die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe aufgenommen zu werden! Wie freut sie sich, wenn sie Lust und Liebe bezeugen am göttlichen Wort; wenn die Stimme des Geistes in ihnen ruft und sie vertritt mit unaussprechlichem Seufzen, indem sie begehrt, in das Heiligtum des geistigen Tempels Gottes einzudringen! Wie freut sie sich der beständigen weiteren Frage nach den Gütern des Heils, die da sind in der Gemeinschaft der apostolischen Lehre, des christlichen Lebens, der Zeichen der göttlichen Gnade und des Gebets. Ja, sie bejaht die Frage, sie will euch gern aufnehmen in ihre Gemeinschaft; sie bejaht sie nicht für sich, sondern im Namen Gottes, von dem allein alle guten Gaben kommen; und das gute Gewissen, das ihr zu dieser Frage mitbringt, das nimmt sie an als ein teures Unterpfand dafür, daß ihr immer werdet gewarnt werden durch die Stimme eures Gewissens, wenn ihr irgend abweichen wollt vom richtigen Wege; daß ihr immer Hunger und Durst mitbringen werdet zur Austeilung aller geistigen Güter, welche in der Gemeinschaft der Christen liegen; daß ihr alle eure Sorgen und Bedürfnisse werdet niederlegen in die Hand eures treuen Vaters im Herrn; daß ihr, wenn ihr fraget nach dem, was recht ist vor Gott, nur sehen werdet auf den, der der Anfänger und Vollender unseres Glaubens geworden ist und uns ein Vorbild

gelassen hat, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen; daß ihr eben, weil ihr fragt nach diesem guten Gewissen, auch wachsen wollt in richtiger Erkenntnis der christlichen Wahrheit und reicher werden wollt an den Schätzen der Liebe zu Gott, zu Christo und denen, die seinen Namen bekennen, daß ihr die Gemeinde der Christen zu seiner Zeit schmücken wollet durch Werke des neuen Menschen, der da geschickt ist zu allem guten Werk, was ihm vorhanden kommt zu tun, und daß, wie ihr jetzt fragt und jetzt die trostreiche Antwort von Gott und seiner Gemeinde bekommt, so zu eurer Zeit ihr werdet bereit sein zu antworten auf Fragen und Bitten, die an euch ergehen, und wenn ihr reich geworden seid an den geistigen Gaben, denen mitzuteilen, die derselbigen bedürfen, und selbst Hand anzulegen und mit zu bauen an dem geistigen Tempel Gottes und euch immer mehr zu verklären von einer Klarheit zur anderen in dem Licht, das uns allen zugeteilt ist von oben. Das, meine Konfirmanden, ist die niemals vergebliche weitere Frage eines guten Gewissens vor Gott und seiner Gemeinde, auf welche Frage ich euch im Namen derselbigen ein freudiges, gläubiges, liebevolles Ja zurufe.

„Und so glaubet denn auch dem Wort des Apostels, daß es eben diese Frage an Gott ist, welche euch fertig macht. Ein großes Wort, meine geliebten Kinder! und wir wissen es wohl, einer allein ist selig: das ist Gott! und alles was endlich ist, alles was dem Wechsel und dem Tode unterworfen ist in seiner äußeren Erscheinung, ist auch in dem Innern des Geistes dem Wechsel unterworfen; aber das Bild des alleinseligen Gottes ist erhaben über allen Wechsel, und das wissen wir, war unser Erlöser, aus welchem uns die Seligkeit des göttlichen Friedens in den Zügen seines teuren Bildes entgegenstrahlt, und von dem wir wissen, daß er das Bewußtsein der Sünde nur hatte in seinem Mitgefühl, in dem Erbarmen seines Herzens gegen die, die des Ruhms ermangeln. Aber er ist es eben, der die mühseligen und beladenen Herzen zu sich ruft, damit sie nicht allein Ruhe finden für ihre Seelen, sondern auch mit dieser Ruhe die Fülle der Seligkeit, soweit sie in diesem irdischen Leben dafür empfänglich sind! Diese, meine geliebten Kinder, diese haben wir in dem festen Glauben an unsern himmlischen Vater, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge

zum Besten dienen müssen. In diesem Glauben geht auch ihr gestärkt als neue Glieder der Gemeinde des Herrn in dem Bewußtsein der heiligen Weihe, die ihr empfangt, dem Leben, das vor euch liegt, entgegen. Fürchtet nichts und scheuet nichts, was auch in demselben vorkommen kann; jeder glaube an die göttliche Liebe, welche alles zum Besten meint, und kommt nur wieder und fraget mit dem guten Bewußtsein, daß ihr nur die himmlischen und ewigen Gaben sucht, wie ihr dies, was auch Gott sendet, zu eurem Heil benutzen sollt; dann wird er euch auch antworten durch sein Wort und die Stimme seines Geistes in eurem Herzen. Diese Hoffnung, selig zu werden, durch die Gemeinschaft der Christen, in welche ihr tretet, die habt ihr in der festen Zuversicht, daß von Gott kommt das Wollen und Vollbringen, und daß sein Geist in jeder Seele erweckt Glauben zu gemeinsamem Nutzen und jeden tüchtig macht, der sich ihm zum Werkzeug hingibt, zu wahren und Gott wohlgefälligen Werken des Glaubens und der Liebe. Und mit dieser Zuversicht gehet in den Beruf des Lebens, der sich vor euch eröffnen wird auf die mannigfachste Weise. So fasset eure Pflichten ins Auge, daß ihr Werke Gottes zu verrichten habt, welche Zeugnis geben von der Kraft seines Geistes, daß ihr nicht suchen sollet auf eine weltliche und irdische Weise das Eure, sondern das Gemeinsame, aber zunächst das geistig Gemeinsame, daß nämlich das Wohlgefallen Gottes in euch wohne, und daß er Freude haben könne und wohne in dem gemeinsamen Geiste der Gemeinde der Gläubigen. Diese Hoffnung, selig zu sein, habt ihr an der Kraft des heiligen Wortes, zu dessen Gebrauch ihr eingeladen werdet, das sich euch immer mehr aufschließen soll durch die Verkündigung der apostolischen Lehre in der Gemeinschaft der Gläubigen; welches sich in euch verklären wird in den stillen Betrachtungen eines gesammelten Gemüts, in den heiligen Stunden des Gebets und in den gemeinsamen Stunden der Andacht; dessen Gewalt ihr werdet inne werden, so oft ihr euch zu seinem Glauben und zu seiner Nachfolge aufs neue vereinigt mit der Gemeinde der Christen. Und in diesem Sinne, meine geliebten Kinder, gebe ich euch dieses Ja auf eure Frage im Namen Gottes und unserer christlichen Kirche. Dafür aber bestätigt das Bekenntnis, auf welches ihr schon in den Tagen eurer Kindheit getauft worden seid."

Bei der Einsegnung der einzelnen erhielt Otto Eduard Leopold von Bismarck den Spruch Kolosser 3, 23: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn, und nicht den Menschen". Der feierliche Ernst dieser Konfirmationsstunde ist Bismarck lebenslänglich im Gedächtnis geblieben. Noch als Achtzigjähriger hat er gegen seine Schwester, Frau Malwine von Arnim, geäußert: „Ich weiß noch genau den Platz, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe; und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar trat, pochte mir gewaltig das Herz. Den Spruch, den mir Schleiermacher mitgegeben, glaube ich ziemlich richtig sagen zu können: Was ihr tut, das tut dem Herrn und nicht den Menschen." Auch Schleiermacher's erinnerte er sich allezeit mit Verehrung. Im Jahre 1895 hat er, so wird berichtet, unter Anspielung auf Schleiermacher's kleine verwachsene Gestalt mit dem gewaltigen Haupte bemerkt, was Mutter Natur bei Schleiermacher am Rückgrat gespart habe, das sei dem Gehirn zugute gekommen.

Überblicken wir die ganzen Kindheitsjahre Ottos von Bismarck, so dürfen wir nicht nur durch die Schulzeugnisse unser Urteil bestimmen lassen. Ihnen sieht man ja auf den ersten Blick an, daß sie damals schon so pedantisch abgefaßt wurden wie heute, daß sie schon damals ebenso wie auch heute nur ausnahmsweise von dem pädagogischen Talent der Herren Philologen, die ins Schulamt gehen, Beweise lieferten. Den Zeugnissen der Schule gleichberechtigt erschienen für Bismarck die Bekundungen seines Pensionsvaters Professor Dr. Bonnell, von denen oben eine Probe mitgeteilt wurde. Volles Verständnis für Bismarck's jugendliche Eigenart läßt sich erst daraus gewinnen. Er war eben kein Knabe, der mit dem Durchschnittsmaß gemessen werden wollte und durfte. Seine Eigenart verlangte freie Entwicklung. Wo ihm die gewährt wurde, wie im Bonnellschen Hause, da gab er sich wie er war: offen, liebenswürdig, lenkbar und fleißig. Denn er hat sich niemals damit begnügt, nur die Schularbeiten zu erledigen. Sein lebhafter Geist verlangte noch andere Kost. Aus Bonnell's Bibliothek war es die sechzehnbändige Weltgeschichte von Baumgarten und Semler, die sein besonderes Interesse erweckte und

ihn nur selten dazu kommen ließ, am Familientische eine Partie Whist mitzuspielen; in Schönhausen aber hatte es ihm das Theatrum Europaeum angetan, das sich in der dortigen Bibliothek befindet. Wenn er in diese dickleibigen Folianten vertieft war, dann konnte es ihm begegnen, daß er die Stunde des Essens vergaß und erst gerufen mit vom Eifer geröteten Wangen am Mittagstische erschien.

Eine besondere Vorliebe zeigte er schon früh für die Jagd, für Pferde und Hunde. Er konnte noch nicht lange ein Jagdgewehr regieren, da zog er schon durch Feld und Busch, um jagdbares Getier zu erlegen. Bekannt ist ja eins seiner Jagderlebnisse in Schönhausen, das wohl in die ersten Jahre der Plamannschen Zeit gefallen ist. Er war draußen herumgestreift, aber vergeblich, nichts Jagdbares war ihm vor die Augen, geschweige denn vors Rohr gekommen. Er überschritt die kleine Brücke zum Park; da stand, wie schon seit langen Jahren, die Sandsteinfigur des Herkules in klassischer Nacktheit, wie man sie noch heute vielfach in ländlichen Parkanlagen sehen kann. Otto von Bismarck war schlechter Laune und um den Schuß, den er in der Flinte hatte, loszuwerden, brannte er ohne langes Überlegen dem Herkules eins auf die Hinterfront; die Spuren der Schrotkörner sind noch jetzt sichtbar.

Das Landleben ging schon dem Knaben über alles. Wie sehnte er sich immer nach den Ferien, die ihn nach Kniephof oder nach Schönhausen führten! Das Reisen war freilich damals noch recht beschwerlich. Nicht einmal bis Stettin gab es eine durchgehende Chaussee; teils mußte der Postwagen noch über Feldwege dahin rumpeln. Aber in Stettin erwartete ihn dann regelmäßig schon väterliches Fuhrwerk. Welche Lust war es für Otto, nun die lieben eignen Pferde wieder klopfen und streicheln zu können, sich vom Kutscher unterwegs erzählen zu lassen von allen den kleinen Erlebnissen des Hofes und der Ställe; welche Lust, in Vaters Wagen zu sitzen, und je mehr man sich Naugard näherte, um so häufiger jeden Baum und Busch als alte liebe Bekannte grüßen zu dürfen. Dann die fröhliche Ankunft daheim: zuerst die Begrüßung der Eltern, dann aber auch so bald wie möglich ein erster Besuch bei den Pferden, bei den Hunden, ja sogar bei den

Karpfen, denen ein paar Brocken zur Begrüßung in die immer hungrigen Mäuler geworfen wurden.

Einmal freilich verlief die Reise ganz gegen alle Gewohnheit unbehaglich; das war im Sommer 1831, als Bismarck den oben erzählten Sturz mit dem Pferde getan hatte. Während er geduldig die Heilung seiner Quetschung abgewartet hatte, war die Cholera nach Berlin gekommen. Als er endlich die Reise nach Kniephof antreten konnte, mußte er sich allen den ängstlichen Vorsichtsmaßregeln fügen, die die Cholerafurcht für die Reisenden aus Berlin erzeugt hatte. In Bernau oder Werneuchen durften, wie Hesekiel erzählt, die Reisenden gar nicht aussteigen, damit die etwa schon verseuchten Beine den gesunden märkischen Boden nicht infizierten; sondern die Postwagen fuhren so nahe aneinander, daß aus dem einen direkt in den andern übergestiegen werden konnte. An einem andern Orte wurde zwar ausgestiegen, es durfte aber kein Haus betreten werden; ein Tisch mit bescheidenen Erfrischungen war unter freiem Himmel aufgestellt, und als Bismarck eine Magd herbeirief, um zu bezahlen, da wurde ihm bedeutet, er möchte sein Geld nur auf den Tisch legen. Noch schlimmer erging es ihm ziemlich am Ende seiner Reise: in Naugard wurde er ins öffentliche Arrestlokal in Quarantäne gesteckt, ebenso in Kniephof. Die sehr besorgte Mutter hatte sogar einen ehemaligen Militärarzt, Geppert mit Namen, der vor Jahren die Cholera in Rußland mit erlebt hatte, als besonderen Choleraarzt engagiert. Mit ihm hat sich Bismarck viel unterhalten, denn er wußte von seinen weiten Reisen gut und anschaulich zu erzählen. Bei solchem Verkehr wurden dann natürlich die strengen Quarantänevorschriften sehr milde gehandhabt.

Damals glaubte Bismarck überhaupt noch an keine Ansteckungsgefahr der Cholera. Furcht vor ihr hat er auch später nicht gekannt. Als beide Brüder, Bernhard und Otto, in späteren Jahren die Güter selbst bewirtschafteten, kam ein Cholerafall in Külz vor. Niemand wollte das Sterbehaus betreten; die beiden Bismarcks gingen aber hinein und erklärten, sie würden das Haus nicht eher verlassen, als bis sie regelrecht abgelöst würden. Das half.

Von sonstigen Reisen des Knaben Otto von Bismarck wissen wir wenig. Ab und zu hat er die Ferien oder einen Teil davon auf dem Gute Templin seines Oheims, des Generalleutnants Friedrich von Bismarck, verlebt und hat andächtig gelauscht, wenn dieser in seiner lebhaften Art von den Erlebnissen der Freiheitskriege erzählte. Einmal ist er auch in Thüringen gewesen, wir wissen aber nicht, wann. In seiner berühmten Rede vom Jenenser Marktfest erzählte er am 31. Juli 1892: „In Thüringen habe ich als Kind zuerst — das nordische Flachland in Brandenburg und Pommern sieht ja ganz anders aus — Felsen, Berge und Burgen mit ihren geschichtlichen Erinnerungen kennen gelernt. Diese großen Eindrücke der Kindheit haben um den Begriff Thüringen in meinen Empfindungen einen Nimbus der Romantik gewebt, der getragen wurde namentlich durch die Erinnerungen an die Wartburg, an ihre Vorzeit, an Luther, an die Reformation und auch an die Entwicklung unserer deutschen Sprache."

Zu Pferde ist Bismarck ein eigentlicher Schulreiter niemals gewesen, aber unerschrocken war er stets. Auch im Schwimmen war er gewandt, ebenso ein geschickter Fechter und Tänzer. Nur mit dem Turnen konnte er sich niemals recht befreunden, die Lust daran war ihm bei Plamann gründlich verleidet, und zwar weniger hinsichtlich der gesunden Leibesübungen, als wegen des damals bei der Turnerei für unerläßlich gehaltenen rauhen, fast rohen Tones, der für eine notwendige Betätigung teutonischen Geistes galt. Entschlossenheit und Ausdauer zeigte er in hohem Maße, aber lebhaft war er nicht; etwas Ruhiges und Beobachtendes wird seinem Wesen nachgerühmt. Wie er selbst zuvorkommend und gefällig war, so verlangte er ohne Nachsicht, daß man auch ihm taktvoll und höflich begegnete. Geschah das nicht, so konnte er recht unangenehm werden. In seiner Studentenzeit und seinem ganzen späteren Leben hat er davon vielfache Beweise gegeben.

Während bei anderen Knaben die Schulzeit am fruchtbarsten ist für den Abschluß von Freundschaften, war das bei Bismarck anders. Es lag etwas Zurückhaltendes in seinem ganzen Wesen. Zu den ältesten Freunden gehörten Moritz von Blanckenburg, Oskar von Arnim (der

spätere Gemahl seiner Schwester Malwine), Wilhelm von Schenk, Hans von Dewitz auf Großmilzow in Mecklenburg; später kommen zu diesen noch G. Scharlach, Hans von Kleist (=Retzow), Graf Keyserlingk aus Kurland, der Amerikaner Wenthworth Motley, der spätere Kriegsrat Oldekop in Hannover, der spätere Pfarrer Lauenstein in Altenwerder an der Elbe und — Graf Roon.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, möge noch eine Frage kurz berührt werden, die Bismarck durch eine Äußerung beim Empfang der alten Burschenschafter in Friedrichsruh am 21. April 1895 selbst angeregt hat. Er sagte damals:

„Ich war von den Berliner Gymnasien mit nationaler Gesinnung, ja, ich muß sogar sagen mit ziemlich republikanischer abgegangen, ohne daß irgendeine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war; aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, daß wir für Harmodios und Aristogiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute einem gehorchten, wenn er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtung als Herrscher nich entsprach."

Wie man aus diesen Worten den Schluß ziehen kann, daß der junge Bismarck auch nur zeitweilig republikanische Gesinnung gehegt habe, ist uns unverständlich. Man sehe doch genau hin, dann wird man sofort erkennen, daß er nur von den Folgen des Schulunterrichts spricht, die ohne Absicht des Lehrplanes dazu diese Empfindung in ihm wachgerufen habe. Hand aufs Herz; wer hat als Schüler nicht solche Männer, wie es diese Demokraten waren, mit ehrlicherer Sympathie begleitet als ihre Gegner? oder wer hat als Schüler an die Wirren der inneren griechischen und römischen Geschichte die Verhältnisse unserer gegenwärtigen politischen Zustände als Maßstab angelegt?

Außerdem: Bismarck erwähnte in der Rede an die Burschenschafter die Gründe, die ihn als jungen Studenten von der Burschenschaft ferngehalten haben; er berührte die ehemaligen Bestrebungen der deutschen Burschenschaft um die Herstellung der deutschen Einheit und

verglich sie mit den Zielen der Frankfurter Parlamentsredner in der Paulskirche — beide vergriffen sich in den Mitteln, mit denen das nationale Ziel erreicht werden sollte. Daran fügt er dann unmittelbar die Erklärung: „Ich bin (d. h. im Gegensatz zur Burschenschaft trotz der Sympathien für Harmodios und Aristogiton) erst als Beamter, als Diplomat zum erfolgreichen Nachdenken darüber gekommen, womit man dem deutschen Ziele näher treten könnte.“ Es hat sich also bei der ganzen Reminiszenz um nichts weiter gehandelt, als um eine Erinnerung an die Schulzeit, der ein reiferes, ein „erfolgreiches Nachdenken“ nicht zugrunde gelegen hat. Mit „republikanischen Perioden“ in Bismarck's Leben ist es also nichts.



2. Die Jahre des Studiums

„Er wird in Bonn, Genf und Berlin Jura und Kameralia studieren" — so hieß es im Abgangszeugnis vom Grauen Kloster. Aber es kam anders. Wie oft ändern sich die schönen Pläne, die vor dem Examen geschmiedet waren, in den Wochen der Mulusζeit. Was stolz ersonnen und gehofft war, das sinkt nachher, wenn praktische Erwägungen und materielle Fragen in den schäumenden Wein jugendlicher Begeisterung geschüttet werden, auf ein bescheidenes Maß zusammen.

Vor allen Dingen galt es, endgültig festzustellen, was Otto von Bismarck überhaupt werden sollte. Der ehemalige Botschafter der Vereinigten Staaten Andrew D. White erzählt [1]) darüber folgendes: Der Fürst erzählte uns mit überraschender Offenheit (es war im Jahre 1879), sein Vater hätte sehnlichst gewünscht, er solle Geistlicher werden um einer Pfründe willen; sie habe, wenn ich mich recht erinnere, 1500 Taler betragen, die der Familie erhalten bleiben sollte. Diese Bemerkung gab Anlaß zu einer sehr drolligen Unterhaltung zwischen ihm und der Fürstin, in der diese sich auszumalen versuchte, wie das Leben ihres Gatten sich unter solchen Verhältnissen gestaltet haben würde. Der Fürst sagte darauf lachend: „Du meinst gewiß, als Prediger wäre ich ein besserer Mensch geworden?" Seine Gattin entgegnete, daß es sehr unhöflich wäre, wollte sie Derartiges behaupten. „Ich glaube nur, du wärest viel glücklicher geworden," fügte sie dann noch hinzu.

Bei diesen detaillierten Angaben scheint ein Mißverständnis völlig ausgeschlossen zu sein; um so merkwürdiger, daß sich sonst nirgends eine Äußerung Bismarck's über derartige Wünsche und Pläne seines

[1]) Andrew D. White, Aus meinem Diplomatenleben, Leipzig, R. Voigtländer. 1906, S. 119.

Vaters findet; auch ist nicht klar, was das für eine Pfründe gewesen sein soll, die „der Familie erhalten bleiben“ sollte.

Wohl aber hat Bismarck oft davon gesprochen, daß er große Neigung einerseits für den Offiziersberuf, andererseits für den des Landwirts empfunden habe. Offizier war ja schon sein Bruder Bernhard, er sattelte aber nach mehreren Jahren um und widmete sich dem juristischen Studium. Der Liebe zur Landwirtschaft ist Bismarck sein Lebenlang treu geblieben. Wie er zum Berufe des Beamten stand, werden wir später noch näher sehen: halb zog es ihn hin dazu, dann aber gab es wieder eine Menge Gründe, die ihn fast gewaltsam davon abzogen. Seine Mutter ließ sich bei allem von ihrem längst gehegten Wunsche leiten, daß ihr Otto Diplomat werden sollte, ein Gedanke, von dem dieser vorläufig noch gar keine Notiz nahm.

Die zweite wichtige Frage galt dem Orte, wo Bismarck sein Studium beginnen, wo er sich der Jurisprudenz in die Arme werfen sollte. Er wäre gern nach Heidelberg gegangen; die Mutter hegte ernste Bedenken, weil ihr gesagt worden war, daß dort viel Bier getrunken würde; Berlin kam von vornherein nicht in Betracht, weil dort die Spionenriecherei noch kein Ende genommen hatte. Endlich zog man einen entfernten Verwandten, den Geheimen Finanzrat Kerl, zu Rate; dieser gab sein Votum für Göttingen ab. Göttingen galt damals als die Universität der vornehmen Welt. Das Bedenken der Frau von Bismarck gegen das Biertrinken in Göttingen wurde durch Herrn Kerl's beruhigende Versicherung beseitigt, daß auch der Wein dort gar nicht zu verachten sei — und so entschied man sich für Göttingen. Weil die Mutter es war, war auch der Vater damit einverstanden, denn er billigte vollständig den Grundsatz seiner Gemahlin: Sind wir einer Meinung, dann hast du recht; sind wir verschiedener Ansicht, dann habe ich recht. Otto fügte sich gern diesem Familienbeschlusse.

Auf der Durchreise durch Berlin focht er schon seine erste Paukerei aus mit einem jüdischen Jüngling namens Wolf; der kämpfte freilich nach der alten Parther Weise nur fliehend, aber er kämpfte. Es muß wunderlich inkommentmäßig bei dieser Mensur hergegangen sein; denn Bismarck wurde am Bein verwundet und seinem Gegner schlug er die Brille ab.

Vor dem Beginn des Studiums in Göttingen wurde noch eine Harzreise unternommen mit einem Herrn von Drenckhahn, so sagen die einen, mit dem nahe befreundeten Dewitz aus Mecklenburg, sagen die andern. Jedenfalls waren die meisten Teilnehmer junge mecklenburgische Edelleute. Man besuchte das Bodetal, Ilsenburg, den Brocken, Goslar und kehrte endlich nach Göttingen zurück. Da soll Bismarck nun den Reisegenossen ein Abschiedsmahl gegeben haben, bei dem es so froh und so ausgelassen herging, daß sogar eine Flasche durchs Fenster auf die Straße geworfen wurde. Anderentags wurde Studiosus Bismarck zum Universitätsrichter zitiert.

Bismarck wohnte zuerst im Hotel „Zur Krone“ auf der Weender Straße, das dem alten Friedrich Bettmann gehörte. Bismarck hat sich seiner noch in späten Jahren erinnert; 1895 sagte er zu einer Göttinger Deputation im Laufe des Gesprächs: „Es gibt nur einen Kronenwirt, das ist Bettmann.“ Ihn deckt längst der grüne Rasen, aber erst im Dezember 1906 ist seine hochbetagte Witwe heimgegangen; sie war, als Bismarck Anfang des Sommersemesters 1832 sein Studium in Göttingen begann, schon sieben Jahre verheiratet.

Über Bismarck's Göttinger Universitätszeit hat sich ein vollkommener Mythenkreis gebildet, eine solche Mischung von Dichtung und Wahrheit, daß eine Grenze kaum noch zu ziehen ist. Wir gehen deshalb den sichersten Weg und reproduzieren hier zunächst das Kapitel über diese Epoche aus Professor Dr. Otto Mejer's „Kulturgeschichtlichen Bildern aus Göttingen“ [1]. Sie beruhen auf so gründlichen Studien, daß der Prorektor der Georgia Augusta dem Verfasser dieser Blätter auf seine Bitte um Mitteilungen aus den Universitätsakten antwortete: „Alles, was wir von aktenmäßigen Aufzeichnungen über den Studiosus Otto von Bismarck-Schönhausen besitzen, ist in dem Buche so gründlich ausgeschöpft, daß auch nicht das Geringste mehr übrig bleibt“. Damit ist uns der angedeutete Weg ja direkt gewiesen. Das sechste Kapitel des Mejerschen Buches hat den Titel: „Aus des Reichskanzlers Göttinger Studentenzeit“ und berichtet darüber folgendes:

Bekanntlich hat Fürst Bismarck seine ersten akademischen Semester

[1] Linden-Hannover, Verlagsanstalt von Carl Manz 1889.

in Göttingen studiert. Um zu erfahren, welche Vorlesungen er dort gehört habe, suchte ein Verehrer des Reichskanzlers in den Universitätsakten das Konzept seines Abgangszeugnisses auf und fand ein vorläufiges solches Zeugnis vom 11. September und ein definitives vom 30. November 1833. Beide stimmen bis auf die Angabe der Vorlesungen, die nur in dem letzten enthalten ist, überein, und sind beide unterschrieben von dem damaligen Prorektor, dem gründlichen, aber trockenen Kirchenhistoriker Gieseler.

Im ersten Semester hat sich Bismarck das „fünf Stunden habt ihr jeden Tag“ gesagt sein lassen. Er hörte morgens um sieben bei Heeren Länder- und Völkerkunde, um acht bei den Ästhetiker Amadeus Wendt Logik und Metaphysik. Dann eine Stunde Pause, wohl für den Fechtboden. Um zehn Uhr Rechtsenkyklopädie bei Hugo, um elf Institutionen bei Göschen. Zwölf Uhr war damals in Göttingen Mittagszeit. Nachmittags um eins hatte der junge Studiosus nochmals Vorlesung, eine um jene Zeit viel von Juristen besuchte bei Thibaut über reine Mathematik.

Im zweiten Semester, Winter 1832—33, hörte er die Institutionen, jetzt mit Rechtsgeschichte verbunden, noch einmal bei einem schon nicht mehr jungen Privatdozenten Dr. Meno Valett, aus dem später nichts Akademisches als ein Universitätsquästor geworden ist, der aber ein „Handbuch des praktischen Pandektenrechts“ geschrieben hatte und für praktisch galt. Die Vorlesung lag morgens acht Uhr. Um neun ging es wieder zu dem alten feinen Heeren in die Statistik und Geschichte der europäischen Staaten, um zehn zum ältesten Mitglied der Göttinger Juristenfakultät, dem Geheimen Justizrat Meister, ins Kriminalrecht. Der alte Herr hieß bei den Studenten „Strittig“, weil er jede Kontroversenerörterung einzuleiten pflegte: „Meine Herren, das ist nun strittig“.

Eigentlich hätte Bismarck in dem Winter Pandekten hören sollen, und zwar bei Göschen, bei dem er Institutionen gehört hatte, um neun und um elf morgens; weshalb das aber nicht geschehen sei, läßt sich vielleicht aus einer Bemerkung des Zeugnisses vermuten. Es wurden um jene Zeit noch Fleißzeugnisse in die Testimonia geschrieben, und zwar durch den Pedellen von den Lehrern eingeholte, aus denen dann

eine allgemeine Formel zusammengezogen ward. Die für Bismarck lautet: „Fleißig, eine Vorlesung aber unfleißig". Wenn man nun weiß, daß Göschen aus aufrichtiger, aber schwer zu ertragender Gewissenhaftigkeit vom ersten Augenblick der Unterrichtsstunde bis zum letzten ununterbrochen diktierte, ohne auch nur ein Wort hinzuzufügen, außer am Anfang: „Meine Herren" und am Schlusse: „Davon morgen", so wird begreiflich, daß Bismarck, wenn er morgens von sieben Uhr an gehört und dann Kontra geschlagen und wieder gehört hatte, das Nachschreiben von elf bis zwölf nicht lange aushielt, sondern wegblieb und sich auch zu den Winterpandekten, in denen gegen Schluß des Semesters, wenn das übliche Doublieren begann, bis zu sechs Stunden den Tag nachgeschrieben werden mußte, nicht entschlossen hat.

Er hörte im Sommer 1833 die Pandekten um neun und um elf Uhr bei Valett. Also im ersten Halbjahr fünf, im zweiten drei, im dritten zwei Stunden täglich. Es wuchsen wohl die Verbindungsgeschäfte und ließen für die Kollegien weniger Zeit. Am meisten Freude und am meisten Nutzen dürfte der Reichskanzler von den Vorlesungen Heeren's gehabt haben, der zwar schon ein sehr bejahrter Mann, aber immer noch geistreich und anregend war.

In seinem übrigen Teile lautet das Zeugnis: „Wir Rektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusts-Universität bezeugen hierdurch, daß der Studierende Leopold Eduard Otto von Bismarck aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studierenden aufgenommen ist und sich von der Zeit an bis jetzt Studierens halber hierselbst aufgehalten hat. Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß, außer einigen weniger erheblichen Rügen, zehn Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann, neben der bedingten Unterschrift des Consilii Abeundi, drei Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Duelle und viertägiges strenges Karzer wegen Überschreitung des für die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs gegen ihn erkannt worden sind. Gegeben unter meiner des jetzigen Prorektors Unterschrift unter Beidrückung des Universitätssiegels."

Was Bismarck betrifft, ist alles von Interesse, und so zog der Suchende noch einen Folianten zu Rate, welcher den Titel führt: „Ver-

zeichnis der seit 1820 Bestraften", und in der sauberen Handschrift des guten, gelehrten, stets verlegen lächelnden Universitätssekretärs Riedel die durch die Universitätsbehörde erkannten Ahndungen Tag für Tag unerbittlich meldet. Über die bedeutenderen Vorkommenheiten lagen daneben noch Verhandlungsprotokolle vor. Aus diesen zuverlässigsten Geschichtsquellen ergibt sich, daß der Reichskanzler, obwohl er, wie bekannt ist, gleich im Beginn seiner Göttinger Studienzeit bei den „Hannoveranern" ins Korps eintrat — sie sind erst später die „Roten" zubenannt, als sie eine Zeitlang „grüne" neben sich hatten —, doch während der ganzen ersten Hälfte seines Aufenthaltes in Göttingen nur ein einziges Mal mit der akademischen Ordnung in Konflikt gekommen ist, und zwar wegen „Auswerfens einer Bouteille" aus dem Fenster. Hoffentlich war sie vorher ausgetrunken. Er erhielt aber einen Verweis und mußte einen Gulden Strafe zahlen.

Nicht so friedsam blieb er in der zweiten Hälfte seines Aufenthaltes gegenüber dem Universitätsgerichte; denn aus dem „vollkommen bescheidenen Fuxe", als der er von seinen älteren Korpsbrüdern im Anfang charakterisiert wurde, war ein gewichtiges und zuletzt ein führendes Mitglied der „Hannovera" geworden. Aber wenn das Verhältnis auch kein friedliches mehr ist, der Krieg ist ein ehrlicher und guter, und das Universitätsgericht erkennt das schließlich selber an.

Auf einem Balle im Januar 1833 hatte ein aus Cumberland stammender Student Knight mit einem anwesenden Fremden, Baron von Grabow, Streit gehabt, der, wie beide Teile anerkannten, auf Mißverständnis beruhte. Aber ein Pistolenduell war kontrahiert, und wenigstens eine Kugel sollte gewechselt werden. Zum Kampfplatz wurde eine Stelle unweit des Rischenkruges, einer einsamen Wirtschaft, die eine Stunde westlich von Göttingen im Walde liegt, gewählt, und auf Ansuchen Knight's fuhr Bismarck mit hinaus, um als Dolmetscher zu dienen, übernahm aber, nachdem sich gezeigt hatte, daß Herr von Grabow ohne Sekundanten war, die Rolle des Unparteiischen. Als Sekundanten fungierten ein englischer Studierender Marcus Wright, und ein Hannoverscher, der später Oberjägermeister geworden ist, von Reden. „Die übrigen, welche bei dem Duell zugegen gewesen, würden es ihm bezeugen können," so verzeichnet ein Protokoll vom 1. Februar

die Aussage des ohne weiteres geständigen Studiosus von Bismarck, „daß er die Streitenden veranlaßt habe, die anfangs verabredeten drei Schritt Barriere in zwölf Schritt zu verwandeln. Eigentlich zwar seien zehn Schritt verabredet; als er aber die Mensur genommen, habe er noch zwei Schritte zugesetzt und dies auch dem Arzte gesagt. Auch habe gerade er die Mensur genommen, um sie möglichst lang zu machen. Die Pistolen habe, wie er glaube, Knight mitgebracht, er aber habe sie geladen. Außer dem Arzte sei noch der Studiosus Wright zugegen gewesen." Neden nannte er nicht. „Es sei nur eine Kugel gewechselt worden, wie dies auch gleich anfangs verabredet gewesen sei. Eine förmliche Versöhnung habe seines Wissens nicht stattgefunden, doch haben die Duellanten nachher wieder miteinander gesprochen." Verwundet war niemand. Das Protokoll verzeichnet noch, daß Bismarck zu zehn Tagen Karzer und, weil er auf die erste Ladung nicht erschienen war, zu einem elften verurteilt worden sei. Das alte Konzilienhaus, in dem er sie absaß, steht nicht mehr; aber die Tür des Gefängnisses mit Bismarcks eingeschnittenem Namen darin ist glücklich gerettet worden. Neden erhielt gleichfalls zehn Tage Karzer, Wright nur acht, aber daneben mußte er das bedingte Konsilium Abeundi unterschreiben. Knight wurde auf unbestimmte Zeit von der Universität verwiesen.

Knight und Wright waren wegen einer anderen Sache in Untersuchung, und zwar zusammen mit Bismarck's näherem, vielleicht einzigem Göttinger Freunde, J. Lothrop Motley, gewöhnlich bloß Motley genannt, dem Sohne eines Bostoner Kaufmanns. Er studierte, von Cambridge kommend, gleichfalls Jura in Göttingen und ist später nordamerikanischer Gesandter in London gewesen.[1]) Die drei hatten Streit mit Gendarmen gehabt, unter deren Aufsicht damals die Göttinger Studenten standen, und die mit jungen Leuten gebildeter Stände nicht immer umzugehen wußten, hatten solche „Landdragoner", wie sie hießen, beleidigt und wurden hierfür Knight zu zwei Monaten, jeder der beiden anderen zu vier Wochen Festungshaft verurteilt. Diese

---

[1]) Motley war 1861—67 Gesandter der Vereinigten Staaten in Wien und 1869—71 Gesandter in London.

mußten in Hildesheim, wo sich ein Staatsgefängnis befand, verbüßt werden, und als im Beginn der Osterferien 1833 Knight und Wright dahin abzugehen im Begriff waren, hatten sie zum Abschiedsfeste auch Bismarck und einen Herrn von Firks, der ein besonders munterer Student gewesen zu sein scheint, eingeladen, und die Gesellschaft sollte beim nächtlichen Heimwege Laternen zertrümmert haben. Das konnte teuer zu stehen kommen; denn nach alter, um jene Zeit wohl noch nicht aufgehobener Ordnung hatte der Täter die ganze, seit das letztemal jemand bei dieser Untat ergriffen worden war, für zerschlagene Laternen aufgelaufene Rechnung zu bezahlen. Diesmal zeigte sich, daß Firks allein der Täter war; wieviel er hat bezahlen müssen, steht nicht geschrieben.

Die sonstigen Karzerstrafen, von denen Fürst Bismarck's Zeugnis erzählt, samt seiner Unterschrift des Konsiliums hingen mit seinem Korpsleben zusammen.

Als er bei den Hannoveranern eintrat, waren in Göttingen Studentenverbindungen nicht verboten, mußten aber angezeigt werden, und jede einzelne bedurfte einer besonderen, immer nur für ein Semester erteilten Erlaubnis, deren Bedingungen durch ein von Göschen ausgearbeitetes Regulativ vom 26. April 1832 allgemein festgesetzt waren. Keine „Gesellschaft“ durfte mehr als dreißig Mitglieder haben, diese mußten der Behörde angezeigt sein; immer sollte sie in einem und demselben, gleichfalls der Behörde zu nennenden Lokale und ordentlicherweise nur an einem Abende der Woche sich versammeln, sollte nicht Abzeichen irgendwelcher Art tragen, nicht gemeinsame Waffen besitzen, sollte überhaupt alles vermeiden, was die Grenzen eines gesellschaftlichen oder literarischen Zweckes überschreite. Solcher Verbindungen bestanden, als Bismarck in Göttingen Student war, dort zehn: Hannoveraner, Lüneburger, Hildesheimer, Ostfriesen, Bremenser, Braunschweiger, Mecklenburger, Hessen, Westfalen und eine burschenschaftliche Verbindung. Keine aber hielt die Schranken des Regulativs ein; alle hatten Korpsverfassung, Korpsfarben, Korpswaffen usw., die ersten neun beschickten einen gemeinsamen, das Verbindungsleben regulierenden Korpskonvent. Die Universitätsdeputation, so hieß die akademische Aufsichtsbehörde, ignorierte dergleichen Überschreitungen. Für den

Sommer 1832 und ebenso für den folgenden Winter war die vorgeschriebene Erlaubnis auch von jeder „Gesellschaft“ eingeholt worden. Nachdem aber in den Osterferien 1833[1]) das Frankfurter Attentat stattgefunden und man zu erwarten hatte, daß die Deputation Anlaß nehmen würde, strenger zu sein, als bis dahin, zogen verschiedene Korps, und unter ihnen die Hannoveraner, vor, im Sommer ohne neu eingeholte Erlaubnis fortzubestehen.

Vielleicht hätte die Deputation selbst das ignoriert. Aber im Mai 1833 entstand ein Streit zwischen Westfalen und Lüneburgern, der weiter griff und nicht übersehen werden konnte. Zwischen dem Westfalen Albrecht von Röder und dem Lüneburger Schwarz war ein Duell ausgefochten und hierbei des ersteren Bruder und Sekundant Otto von Röder von dem Gegner beschuldigt worden, er habe ihn mit dem Sekundierkorbe gestoßen, worüber es zu einer neuen Forderung kam. Die Lüneburger fanden indes, Otto von Röder habe sich durch sein Verfahren Tätlichkeiten gegen Schwarz zuschulden kommen lassen, hielten das für „unhonorig“, brachten es vor den Seniorenkonvent, der in jenem Monat von den Hildesen präsidiert wurde, und verlangten, Röder solle für satisfaktionsunfähig erklärt werden. Da keine Absichtlichkeit angenommen wurde, ging ihr Antrag nicht durch. Allein jetzt wiederholte sich der Vorgang bei einem zweiten zwischen einem Westfalen und einem Lüneburger stattfindenden Duelle: als sich Otto von Röder mit dem Lüneburger Flügge schlug, behauptete dieser, von Röder's Sekundanten Waldeck mit dem Sekundierkorbe so stark gestoßen zu sein, daß er fast zur Erde gefallen wäre. Röder habe darüber gelacht. Neue Verhandlung vor dem Seniorenkonvente; wieder aber wurde die Absicht zu beleidigen in Abrede genommen und den Lüneburgern, als sie sich hierbei nicht beruhigen wollten, nur deren Beweis offen gelassen. Da sie, statt ihn anzutreten, erklärten, ihrerseits würden sie künftig weder Röder noch Waldeck als satisfaktionsfähig behandeln, fand die Mehrheit des Seniorenkonvents den Konvent selbst beleidigt und sprach die Satisfaktionsunfähigkeit über die Lüneburger aus. Zwar stellte man, wenn diese ihre Erklärung zurücknehmen

[1]) Am 3. April 1833.

würden, zugleich die Revision des Verfahrens gegen Röder und Waldeck in Aussicht, und die Lüneburger nahmen auch zurück. Aber nun war der Konvent mit der Form dieser Zurücknahme nicht zufrieden, beschloß, das Vorgefallene an die einzelnen Verbindungen zu bringen und veranlaßte sie, jede für sich darüber Beschluß zu fassen, ob nicht mit der Lüneburgia als der Satisfaktion unfähig jedes Verhältnis abzubrechen sei. Von den Hannoveranern, Mecklenburgern, Hessen wurde dies verworfen, von den Braunschweigern, Hildesen, Bremensen und Ostfriesen wurde es angenommen, jede Verbindung, die sich dieser Mehrheit nicht unterwerfe, sollte der Satisfaktionsunfähigkeit mit verfallen. Es folgten noch Verhandlungen, durch welche festgestellt ward, daß die Hannoveraner, Mecklenburger und Hessen auf Seite der Lüneburger fest blieben; dann sanktionierte ein unter braunschweigischem Vorsitze gehaltener Konvent der Senioren den Beschluß formell: die Satisfaktionsunfähigkeit der Lüneburger sollte bis zum 1. November, die der drei anderen Korps bis zum 1. August dauern.

Diese Sachlage wurde der Universitätsbehörde alsbald bekannt und von den Korps der Minorität auch ohne Umschweife, von denen der Majorität erst nach einigem Leugnen zugegeben. Die Untersuchung schloß mit einem Gewitterregen von Strafen. Bismarck war bei dem Duell Röder-Schwarz unter den Zuschauern gewesen und schon dadurch allein straffällig; denn der 32. Paragraph der damals gültigen akademischen Gesetze bestimmte, daß die, „welche sich, wissend, daß irgendwo ein Duell sein werde, dahin begeben oder daselbst verweilen, mit dreitägigem Karzer und der Unterschrift des Consilii Abeundi, bedingt für den Fall einer gleichartigen Übertretung, bestraft werden“. Nachher hatte Bismarck an dem Verlauf des Streites Anteil als Glied der Hannovera gehabt. Zur Zeit der Untersuchung bekennt er sich als Senior des Korps, Karl Seidenstücker aus Wülfel ist Konsenior, Albrecht Erxleben aus Achim, der sich später als Romanist ausgezeichnet hat und zuletzt Senatspräsident des Oberlandesgerichts in Rostock war, ist Sekretär. Er hatte Bismarck bei dessen erstem Duelle sekundiert, und von ihm stammt das früher erwähnte Zeugnis über dessen erstes Auftreten. Ob etwa die drei vorgeschoben wurden, weil ihr Konto beim Universitätsgerichte noch größere Strafsätze auf-

zunehmen fähig war, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Als übrige Mitglieder des Korps gab Seidenstücker an: Georg Haccius aus Hannover, Heinrich Wilhelm Klopp und Theodor Oldekopp ebendaher, Mitchell King aus Charleston, von Hademstorff aus Lindau, Ludwig Ulrich Fromm aus Hardegsen und Rudolf Wehner aus Otterndorff. Er dürfte einige, sei es dem Gerichte schon zu Bekannte, sei es nahe dem Examen Stehende verschwiegen haben. — Bismarck wurde gleich anfangs vernommen und schilderte den Gang der Sache zwar nur im Umriß, aber wahrheitsgemäß: den Hannoveranern sei der Antrag, in die Verrufserklärung wider die Lüneburgia zu willigen, durch die Braunschweiger gemacht, sei hierauf in einer Sonnabendsversammlung auf Seelen's Garten, dem gewöhnlichen Sitze der Hannovera, jetzt Marwedel, beraten worden, sei aber zurückgewiesen. In der entscheidenden Versammlung des Seniorenkonvents habe „im Auftrage der Gesellschaft“ er selbst für die Hannovera gestimmt. Da er zur Minderheit gehört hatte, so war er unter den weniger streng Bestraften; aber vier Tage strenges Karzer und die Unterschrift des Konsiliums wurde ihm doch auferlegt „wegen Überschreitung des Regulativs durch Teilnahme an einer ohne Erlaubnis fortbestandenen Gesellschaft, Teilnahme an den Beratungen der Gesellschaft, welche außer dem Kreise des Geselligen lagen, Beschickung des Seniorenkonvents durch Mitglieder der Gesellschaft und besonderer Tätigkeit hierbei“.

Er hatte das Konsilium also an einem Tage doppelt zu unterschreiben. Die eine Formel lautete: „Ich unterwerfe mich hierdurch der Strafe des Consilii Abeundi, falls ich mich eines der in § 32 der Akademischen Gesetze sub. litt. d angeführten Vergehen schuldig machen würde“; die andere Formel lautet: „Ich unterwerfe mich hierdurch der Strafe des Consilii Abeundi, falls ich wieder an einer unerlaubten Verbindung teilnehmen würde“. Der künftige Reichskanzler hat beide Formeln mit kräftigem Federzuge, der noch nicht so steifen Duktus wie sein heutiger hat, unterzeichnet: O. v. Bismarck. Man könnte meinen, aus den Zügen blicke eine gewisse Heiterkeit verständlich hervor. Daß nachher das Abgangszeugnis von Teilnahme an unerlaubten Verbindungen nicht redet, sondern nur von Überschreitung des für die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs, ist eine

bei den Regierungsbestimmungen von 1833 der Anerkennung werte Rücksichtnahme der Göttinger Universitätsdeputation. Die Behörde hat dem Studiosus von Bismarck später (7. Dezember 1833) gestattet, die verwirkte Karzerstrafe in Berlin abzusitzen.

Wie sie ihm wohlwollte, zeigt sich bei einer der „minder erheblichen Rügen", deren das Abgangszeugnis gedenkt. Mit zwei Grafen Schulenburg und noch anderen Bekannten Bismarck's zusammen in demselben am Göttinger Markt belegenen Hause wohnte ein wohlhabender Student aus Altona, der bei Gelegenheit eines Streites mit einem älteren Mitglied der Hannovera, Hoppenstedt, es sowohl an Takt wie an Mut hatte fehlen lassen. Eines Abends gegen Mitternacht nun, als Bismarck, der ihn nur entfernt kannte, in erhöhter Stimmung aus dem Zimmer eines der beiden Schulenburg kommend, nach Hause zurückkehren wollte, war er übermütig genug, in das Schlafzimmer jenes Vorsichtigen, der schon zu Bett lag, einzutreten, ihn zu erschrecken und ihm — immerhin mit einiger Unbarmherzigkeit — Furcht einzujagen. Der Geneckte verklagte ihn beim Universitätsgerichte. Zwar ein mit der Lichtschere ausgeführter Angriff auf Leben und Gesundheit, von welchem der Kläger ausführlich und mit rhetorischem Pathos sprach, war unzweifelhaft nicht vorhanden, aber ein Hausfriedensbruch oder dergleichen hätte in dem Tatbestande, den Bismarck nicht in Abrede nahm, wohl gefunden werden können. Das Gericht fand ihn aber nicht, sondern, nachdem Bismarck erklärt hatte, es habe sich um einen weitgetriebenen Scherz gehandelt, erkannte es auf bloßen Verweis; und als der Altonaer sich hierbei durchaus nicht beruhigen wollte, wurde er zuletzt ernstlicher zur Ruhe verwiesen als sein Gegner. — Die anderen Rügen, von denen das Zeugnis spricht, beschränkten sich darauf, daß der Reichskanzler einigemal einen Taler hat bezahlen müssen, weil er auf der Straße geraucht hatte: vor 1848 kostete das soviel.

Von des Fürsten eigenen Göttinger Waffentaten kann unsere Chronik, obwohl es der Überlieferung nach nicht ganz wenige gewesen sein sollen, nicht berichten; denn sie haben niemals zu einer Untersuchung und Bestrafung geführt. Die Universitätsakten erwähnen bloß, daß ihm zu zweien Malen bei Strafe der Relegation, wie das damals

üblich war, verboten worden sei, Duelle, die er kontrahiert hatte, zu vollziehen; zu Anfang Aprils 1833 wurde ihm solchergestalt untersagt, sich mit Volquart Momsen aus Hovestedt, Heinrich Schuster aus Weilburg und jenem Markus Wright, dessen früher erwähnt ist, zu Ende desselben Monats, sich mit August Wilhelmy aus Langenschwalbach zu schlagen. Es wird aber wohl doch geschehen sein.

Aus mündlicher Mitteilung wissen wir, daß er von seinem ersten Duelle an sich auf der Mensur in jeder Rücksicht auszeichnete und den Vorteil seiner hochgewachsenen Gestalt mit Geschick gebrauchte. Er habe, erzählte Erxleben, niemals provoziert, aber jedesmal vortrefflich seinen Mann gestanden. Nur einmal, einem Studiosus Biedenweg gegenüber, soll er nicht ganz gute Deckung genommen haben . . . .

Einige Zeit nachdem die vorstehenden Blätter entstanden waren, wurden sie dem Reichskanzler eingesandt. Er antwortete am 28. März 1885:

„Ew. usw. haben mich durch aktenmäßige Mitteilungen aus meiner Jugendzeit sehr erfreut, und ich habe mich bei der Lektüre Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewissen Wehmut in meine Jugendzeit zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitätsgericht nachsichtiger über mich urteilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente."

So weit Professor Mejer's aktenmäßige Darstellung der Studentenzeit Bismarck's in Göttingen, unleugbar eine sehr verdienstliche Arbeit, die mit liebevoller Sorgfalt zusammengestellt ist. Man darf ohne weiteres annehmen, daß die Akten des Universitätsgerichts Göttingen vollständig sind, und darf daraus den Schluß ziehen, daß die Strafen, von denen erzählt wird, daß sie über Bismarck verhängt seien, von denen aber nichts in den Akten steht, auch nicht auf Wahrheit beruhen. Dahin gehört gleich die erste, die die Fama berichtet. Als er zum erstenmal aufs Universitätsgericht zitiert wurde, habe er seinen großen Hund mit zu dem Richter genommen, und dieser sei, erschrocken über das mächtige und ihn unfreundlich anknurrende Tier, ängstlich hinter seinen Amtstisch geflüchtet und habe den Studiosus von Bismarck zunächst für diese Ungebühr zu fünf Talern Strafe verurteilt. Nach Mejer war die erste Strafe jener Taler, der für das Hinaus-

werfen einer Flasche aus einem Fenster der „Krone“ als Strafe erlegt werden mußte.

Aber auch ein anderes Erlebnis aus dem letzten Teil der Göttinger Studentenzeit Bismarck's erfährt durch Mejer's Arbeit eine sehr interessante Richtigstellung. In anderen biographischen Werken, so bei Fedor von Köppen, findet sich eine ausführliche Schilderung von einer Reise, die der Studiosus von Bismarck auf Einladung Jenenser Kommilitonen nach Jena unternommen habe, von der er aber schon nach wenigen Tagen durch Göttinger Pedelle im Auftrage des Senats nach Göttingen wieder zurückgebracht worden sein soll. Sogar die Namen der Pedelle werden angegeben, sogar bildlich wird die Abreise aus Jena dargestellt. Es erscheint unbegreiflich, daß die Akten des Universitätsgerichts von solcher Urlaubsüberschreitung, von solcher Wiedereinbringung eines Studenten durch akademische Beamte keinerlei Notiz genommen haben sollten.

Nun ist der Studiosus von Bismarck 1832 allerdings in Jena gewesen, er hat dort gefochten und hat auch die Musenstadt an der Saale unfreiwillig verlassen. Veranlaßt hat ihn dazu aber nicht der Senat von Göttingen, sondern der Jenenser Senat. Als am 10. Juli 1892 eine Deputation der Stadt und der Universität Jena nach Kissingen kamen, um dem Fürsten Bismarck die Einladung zum Besuche Jenas zu überbringen, brachte Professor Haeckel das Gespräch auf diese Vorgänge. Er erwähnte scherzhaft, die Universität habe an dem Fürsten eine besondere Schuld gutzumachen, denn als er vor sechzig Jahren als Student dort einzog, habe sie ihn wegen einer Paukerei dort ausgewiesen; es sei vielleicht das größte Vergehen, dessen sie sich jemals schuldig gemacht, daß sie den Fürsten Bismarck verhindert habe, ihr akademischer Bürger zu werden, und dies bedürfe der Genugtuung.

Eine andere Bestätigung dieses Vorganges lieferte der Fürst selbst, als er am 30. Juli bei der Begrüßung in Jena u. a. erwiderte: Was die von dem Vorredner berührte Sage betreffe, so sei sie historisch. Er habe als Student Thüringen mehrfach kennen gelernt und sich an seiner schönen Natur erfreut; er denke namentlich gern an die Tage zurück, wo er als Göttinger Student — vor sechzig Jahren — nach Jena

gekommen sei. Die Ausweisung aus dieser Stadt sei tatsächlich richtig; aber sie sei erfolgt noch vor Beginn des beabsichtigten Zweikampfes, den die akademischen Behörden rechtzeitig entdeckt hätten. Mit anderen Teilnehmern habe er das Schicksal der Ausweisung geteilt.

Was Mejer von Bismarck's Mensuren berichtet, ist durchaus zutreffend. Wie er häufig bei seinen Unterhaltungen auf die Universitätszeit zurückkam, so auch einmal 1870; er erzählte, er habe als Göttinger Student 28 Mensuren ausgefochten und sei immer gut davongekommen. Jemand sagte: Aber einmal haben Exzellenz doch etwas abgekriegt. Wie hieß doch der kleine Hannoveraner — Biedenfeld? Er erwiderte: Biedenweg; ja, aber klein war er nicht, fast so groß wie ich. Das kam aber bloß davon, daß seine Klinge absprang, die wahrscheinlich nicht fest eingeschraubt war. Die fuhr mir ins Gesicht und blieb stecken. Sonst habe ich niemals was bekommen. Doch einmal in Greifswald, da war's nahe daran. Da hatten sie eine solche wunderliche Kopfbedeckung eingeführt — wie ein Kaffeebeutel von Filz —, auch hatten sie Paukenschläger, an die ich nicht gewöhnt war. Ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ich wollte dem Gegner die Spitze von seinem Kaffeebeutel abhauen, und da gab ich mich bloß, und sein Hieb pfiff mir ganz nahe am Gesicht; doch bog ich mich noch zur rechten Zeit zurück.

Nach diesen Schilderungen könnte es scheinen, als wären Mensuren, Reibereien mit dem Universitätsgericht und das Korpsleben, daneben am Vormittag noch ein paar Stunden Kollegbesuch Bismarck's ausschließliche Tätigkeit in Göttingen gewesen; dem ist aber bei weitem nicht so. Bismarck stand der Auffassung, daß die ersten Semester nach den Anstrengungen der letzten Gymnasialjahre der Erholung gewidmet werden dürfen, völlig fern. Der ihm gewordenen Freiheit freute auch er sich. Er sah sie aber auf ganz anderem Gebiete und benutzte sie in ganz anderer Richtung als die große Mehrzahl seiner Kommilitonen: die Freiheit, sich jetzt nach eigenem Geschmack und nach eigener Wahl fortbilden zu können, war ihm vor allen Dingen die ideale Seite des neuen akademischen Lebens. Daher auch die nahe Freundschaft mit Motley, daher der lebhafte literarische Verkehr mit Astley. Sie

trieben viel englisch zusammen und vertieften sich in Shakespeare; noch 1836 erbittet sich Bismarck von Astley die Bände, in denen „Hamlet“ und „Richard III.“ enthalten sind. Wir sahen schon oben aus Professor Mejer's Mitteilungen, daß sich Bismarck keineswegs auf simples Fachstudium beschränkte, sondern daß er bei Wendt Logik und Metaphysik und bei Heeren Länder- und Völkerkunde belegte und auch hörte, beides sicherlich nicht zu seinem Schaden.

Besonders sympathisch waren ihm mehrere in Göttingen studierende Amerikaner. Unter ihnen stand an erster Stelle John Lothrop Motley; ihrer beider Freundschaft hat bestanden, bis der Tod sie trennte. Dann war da ein anderer Amerikaner Coffin; mit ihm wettete Bismarck im Sommer 1833 um fünfundzwanzig Flaschen Champagner darauf, daß in zwanzig Jahren Deutschlands Einigung vollzogen sein würde.

Den Sekt sollte der geben, der gewinnen würde. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, Bismarck für einig. Darauf besann er sich 1853 und wollte hinüber, um seine verlorene Wette zu bezahlen. Als er im Jahre 1853 nach seinem ehemaligen Freunde[1]) Coffin suchte, um die mit ihm geschlossene Wette auszutragen, deckte diesen schon der grüne Rasen. „Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg“, setzte Bismarck hinzu. Der Termin war verfrüht, aber die Hoffnung auf die Einigung lebte in seinem Herzen — das ist heute noch für uns das Interessante an der Wette. Mit den Amerikanern feierte er auch am 4. Juli 1832 den Gedenktag der Unabhängigkeitserklärung.

Auch darin folgte Bismarck nicht dem Beispiel der meisten seiner Kommilitonen, daß er sich anfänglich vom Verbindungsleben gänzlich fernhielt. Zwar geriet er anfänglich, wie er S. 1 und 2 der „Gedanken und Erinnerungen“ selbst erzählt, zur Burschenschaft in Beziehung, die die Pflege des nationalen Geistes als ihren Zweck bezeichnete. „Aber bei persönlicher Bekanntschaft mit ihren Mitgliedern mißfielen mir ihre Weigerung, Satisfaktion zu geben und ihr Mangel an äußerlicher Erziehung und an Formen der guten Gesellschaft; bei

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen I 2.

näherer Bekanntschaft auch die Extravaganz ihrer politischen Auffassung, die auf einem Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen historisch gewordenen Lebensverhältnisse beruhte, von denen ich bei meinen siebzehn Jahren mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, als die meisten jener durchschnittlich ältern Studenten. Ich hatte den Eindruck einer Verbindung von Utopie und Mangel an Erziehung. Gleichwohl bewahrte ich innerlich meine nationalen Empfindungen und den Glauben, daß die Entwicklung der nächsten Zukunft uns zur deutschen Einheit führen werde."

Zu dieser Stimmung kamen dann noch tatsächliche Ereignisse, die Bismarck's Sympathien für die damalige Burschenschaft völlig zerstörten: am 27. Mai 1832 die Hornbacher Feier und am 3. April 1833 der Frankfurter Putsch. Beides waren Kundgebungen, die fast republikanischen Anstrich trugen und dadurch dem Studiosus von Bismarck im Innersten zuwider waren. So trat er denn im Dezember 1832 bei den Hannoveranern ein, also erst im achten Monat seines Göttinger Aufenthaltes. Er spielte im Korps bald eine erhebliche Rolle. Der beste Beweis dafür ist es, daß er schon im nächsten Semester, in seinem dritten, zum Senior des Korps erwählt wurde.

Ergötzlich ist die Schilderung, die Bismarck's Freund Motley von dem Göttinger Studentenleben jener Tage in einem Briefe an seine in Amerika lebende Mutter entwirft. Er schreibt:[1])

„Aber ich habe Dir noch nichts über die Studenten gesagt, weil ich fast fürchtete, mich auf ein so unerschöpfliches Thema einzulassen; denn die deutschen Studenten sind sicherlich eine eigentümliche und absonderliche Art von Wesen und mit nichts zu vergleichen. Die Universitätsstädte sind das Heim aller Übertreibungen, oder vielmehr ist es unmöglich, hier noch zu übertreiben; man fällt nur auf, wenn man sich kleidet und benimmt wie ein gewöhnlicher Christenmensch. Man begegnet auf der Straße kaum einem Studenten, dessen Anzug nicht wo anders einen Pöbelauflauf verursachen würde; auch begegnet man an einem Tage selten zweien, die gleich gekleidet gehen; jedermann

[1]) Briefwechsel von John Lothrop Motley (Berlin, Otto Janke), übersetzt von A. Eltze, I, 12 f.

folgt seinem eigenen Geschmack und modelt sich nach seinem Schönheitssinn.

„Das gebräuchlichste Gewand ist ein rotes Plaid oder ein blauer Samtrock, von denen zwanzig auf einen von Tuch kommen. Der Kopf wird von einer ganz kleinen Mütze bedeckt, in den Farben der Landsmannschaft, zu welcher der Träger gehört. An den Stiefeln werden allgemein Sporen angebracht — völlig schuldlos an Pferdeblut. Den Zeigefinger der linken Hand ziert immer ein enormer Siegelring (oft nur von Bronze); und Oberlippe und Kinn erscheinen männlicher durch Bärte — ich habe faktisch Studenten gesehen, deren Bart vier Zoll lang herabhing, und keinen gibt es ohne Schnurrbart. Eine lange Pfeife im Munde, eine Mappe unter dem Arm, ein bis zwei Bulldoggs an den Hacken vervollständigen das keineswegs übertriebene Bild des Göttinger Studenten.

„Der Hauptgegenstand zur Einrichtung eines Studierzimmers ist die Pfeife. Meist sind zwanzig bis dreißig der verschiedensten Art darin aufgehängt — von Porzellan, von Meerschaum und Stein, alle mit Troddeln verziert in den Farben der Landsmannschaft; und Du hast keine Idee, wie wunderschön manche von den Pfeifen mit Landschaften bemalt sind, es sind sogar reizende Miniaturbilder darauf, oder auch Wappen; Pfeifen sind unter Studenten das beliebteste Geschenk, und man kann alles, was man wünscht, darauf malen lassen, wenn man jemand eine geben will. Jedermann raucht und raucht zu allen Zeiten, bei allen Beschäftigungen (nur ist es nicht erlaubt auf der Straße zu rauchen), sonst aber beim Lesen, Schreiben, Sprechen und Reiten. Ich ziehe jetzt auch die Pfeife einer Zigarre vor und habe nur selten keine im Munde, z. B. rauchte ich eine große von Meerschaum, während ich dies schrieb — und frühstücke, immer um halb sechs Uhr! eine Tasse Kaffee und eine Pfeife und setze den ganzen Tag das Wolkendampfen fort. Ich finde, daß ich fett dabei werde, denn ich war nie so gesund in meinem Leben."

Da Bismarck viel mit Mensuren zu tun hatte, möge hier gleich Motleys kindlich-naive Schilderung der Duelle folgen. Er fährt in dem Briefe an die Mutter wörtlich fort:

„Nun sehe ich, daß ich noch nichts über deutsche Duelle gesagt

habe; das sind hier so gewöhnliche, alltägliche Vorfälle, ich denke mir schon gar nichts mehr dabei. Ich bin jetzt drei Wochen hier, und seitdem sind mindestens vierzig meines Wissens ausgefochten worden, und ich weiß, daß mindestens einhundertundfünfzig demnächst stattfinden werden. Ich habe einige mit angesehen, und obgleich Du Berichte darüber in Dwight's ‚Reisen in Deutschland' gelesen hast, wirst Du doch gern eine kurze Beschreibung vernehmen.

„Duelle sind in der Stadt nicht erlaubt; daher ist ein Gasthaus ‚Zum Kaiser' dicht vor dem Tore das berühmte Rendezvous. Sie finden gewöhnlich zwischen Mitgliedern verschiedener Landsmannschaften statt (Landsmannschaft bedeutet Klub oder Gesellschaft von Landsleuten), und es gibt daher so viele, als es verschiedene Staaten in Deutschland gibt. Die hervorragendsten sind die Hannoveraner, die Lüneburger, die Bremenser, die Westfalen. Außer den Landsmannschaftern besteht ein Verein der ‚Burschenschafter', der in Wirklichkeit aus dem Abschaum der Universität besteht. Die Waffen zu Angriff und Abwehr werden den Duellanten von ihren Landsmannschaften geliefert. Diese Waffen sind Schläger — eine Art Säbel, vier Fuß lang, stumpf an der Spitze, aber mit sehr scharfen Seiten, außerdem ein Anzug von gefüttertem Leder, um die Körperteile zu schützen, der nur Gesicht und Brust ausgesetzt läßt. Das letztemal, als ich im Kaiser war, wurden im Laufe des Tages sechzehn Duelle ausgefochten, von denen ich zehn mit ansah. Im ganzen ist es ein alberner Gebrauch, der nur in Deutschland möglich ist.

„Es ist jedoch keine Kleinigkeit, ein Duell auszufechten, wenn auch selten das Leben dabei verloren oder eine sehr schwere Verwundung dabei empfangen wird. Aber das Gesicht wird oft barbarisch zugerichtet, und in der Tat ist es fast unmöglich, einen Studenten zu finden, der nicht wenigstens ein oder zwei Schmarren im Gesicht hat.

„Bei einem Duell, dem ich neulich zusah, wurde ein junger Mann nicht sehr tief in die Brust gestochen; aber der andere erhielt eine Wunde, die sein Gesicht vom Auge bis zum Munde offen legte und wahrscheinlich die Schönheit seines Antlitzes für den Rest seines Lebens nicht erhöhen wird.

„Diese beiden Kämpfe waren Landsmannschaftsduelle; denn die

Hannoveraner und Bremenser, die Lüneburger und die Westfalen sind ‚los', das heißt entzweit, Gegner; in welchem Fall jeder Lüneburger zu kämpfen hat mit einem Westfalen, jeder Hannoveraner mit einem Bremenser, bis jedes Mitglied jeder Landsmannschaft gefochten hat. In diesen vier Landsmannschaften befinden sich achtzig bis hundert Studenten. Daher kommt es, daß eine solche Menge von Duellen gleichzeitig ausgefochten werden müssen. Außerdem hat ein Westfale jeden Lüneburger herausgefordert, mit ihm zu fechten, und die Forderung ist angenommen worden, und ein einzelner Lüneburger hat wieder jeden Westfalen gefordert. Also wie Du siehst, sind hier zwei Männer, von denen jeder in bestimmter Frist fünfundzwanzig Duelle zu fechten hat. Dieser Lüneburger, der alle Westfalen gefordert hat, ist einigermaßen berühmt wegen der Zahl seiner Duelle. Er hat schon fünfundsiebzig gehabt und ist bei etwa zweihundert Sekundant gewesen — dazu hat er jetzt noch zwanzig auszufechten. Außerdem hat er gestern einen Studenten, der seine Landsmannschaft beleidigt, auf Pistolen und zehn Schritt gefordert, wieder zu laden, bis einer getroffen worden. Der also Geforderte ist noch von jedem Glied der beleidigten Landsmannschaft auf einen Gang mit Säbeln gefordert. Dieser Ausdruck bedeutet ein Duell, welches so lange fortgesetzt wird, bis einer der Parteien fällt oder sich unfähig erklärt. Die Duelle entstehen auf alle mögliche Weise; eine der gewöhnlichsten ist die von Dwight angegebene: in den Rinnstein zu stoßen oder gestoßen zu werden. Es gibt auch regelrechte Gesetze, nach denen die verschiedenen Beleidigungen bemessen und die Genugtuung festgestellt werden. Die gewöhnlichste und leichteste Beschimpfung ist: ‚Dummer Junge', sie erfordert ein Duell mit zwölf Gängen. Einen ‚Gang' kann ich nicht genau beschreiben, es ist das Zusammenschließen der beiden Kämpfer, um eine gewisse Zahl von Hieben zu schlagen und zu parieren. Jede Partei hat einen Sekundanten zur Seite, der die Degen in die Höhe schlägt, sobald eine Wunde empfangen wurde. Dann schreitet der Doktor ein, untersucht die Wunde, und ergibt sie sich als ‚Anschiß' — lang und tief, so wird das Duell ausgesetzt."

Ist hierin auch manches Mißverständnis und manche irrtümliche Entstellung enthalten, so gibt Motley doch ein im ganzen getreues Bild des

akademischen Lebens und Treibens, in dem wir uns Otto von Bismarck vom Dezember 1832 an vorzustellen haben. Auch er hat ja das Kompliment des „dummen Jungen" angewandt. Davon erzählte er selbst gelegentlich: In Göttingen nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich nicht ihn beleidigen wollen, sondern bloß meine Überzeugung auszusprechen beabsichtigt.

Ob er von dem Korps Hannover ebenso viele Vorteile gehabt hat, wie das Korps von ihm, darf stark bezweifelt werden. Es steht fest, daß ihm das Korpsleben besonders vom Beginn des Sommersemesters 1833 an sehr viel Zeit gekostet hat, da er dessen Senior war, und daß es ihn sehr vom Arbeiten abgehalten hat, besonders durch die heftigen Fehden, die unter dem Göttinger Korps entbrannt waren. Wir haben ja oben von Mejer ausführlichen Bericht darüber gehört. Trotzdem ist er noch lange, nachdem er Herbst 1833 Göttingen verlassen hatte, mit seinem alten Korps in freundlichen Beziehungen geblieben. Die gegenteiligen Nachrichten, die Anfang der neunziger Jahre durch die Presse gingen, waren böswillige Erfindungen welfischen Ursprungs. Weder im Jahre 1866 noch später ist ihm das Band entzogen worden, was den Ausschluß aus dem Korps bedeutet haben würde. Solcher Akt war schon deshalb ausgeschlossen, weil die Mitglieder im Jahre 1866 fast lauter nichthannoversche Norddeutsche waren, die in politischer Hinsicht ganz auf preußischem Standpunkte standen. In späteren Jahren hat Bismarck nicht nur wiederholt in lebhaftem brieflichen Verkehr mit dem aktiven Korps gestanden, sondern er hat ihm auch sein Porträt, ein vortreffliches Ölgemälde, zum Geschenk gemacht. Und wenn er nach Kissingen fuhr, hat er Göttingen gern berührt, so z. B. am 30. Juli 1883. Da hat ihn das Korps in corpore auf dem Bahnhof begrüßt, er hat sich längere Zeit mit dem Senior unterhalten und seine Freude darüber ausgesprochen, daß es ihm vergönnt war, sein altes Korps einmal wiederzusehen. Er sprach bei dieser Gelegenheit auch sein Bedauern darüber aus, daß es ihm im Jahre 1875 unmöglich gewesen sei, der Einladung zum fünfzigsten Stiftungsfeste zu folgen.

Wie dem Korps, so hat er aber auch der Universität allezeit ein

freundliches Andenken bewahrt. Zu seinem siebzigsten Geburtstage ernannte ihn diese zum Ehrendoktor der Rechte, die Stadt Göttingen ernannte ihn zum Ehrenbürger. Das Doktordiplom war von Rudolf Ihering verfaßt und hatte folgenden Wortlaut:

Quod Felix Faustumque Sit.
Auspiciis et Indulgentia
Augustissimi Et Potentissimi Principis Ac Domini
Domini
Wilhelmi
Germanorum Imperatoris Borussorum Regis
Domini Nostri Longe Clementissimi
Academiae Georgiae Augustae Prorectore Magnifico
Ludovico Meyer
Medicinae Chirurgiae Artis Obstetricae Doctore Medicinae
Professore Ordinario
Ottonem Principem De Bismarck
Olim Per Tria semestria Apud Nos Juris Studio Deditum
Nunc Cancellarium Imperii Germanici
Honoribus Amplissimis Pluribus Quam Qui Enumerari
Possint Ornatum
Qui Wilhelmo Imperatori Regi Invicto Patri Patriae
Multos Per Annos
Minister Ingeniosissimus Fortissimus Fidelissimus
In Rebus Gerendis Gloriosissimis Auctor Et Adiutor Adfuit
Novo Imperio Germanico Antiquo Praestantiore Firmiter
Fundato
Eiusque Auctoritate Apud Exteros Stabilita
Vota Civium Optimorum Non Explevit sed Superavit
Post Bella Felicissima Confecta Et Pacem Cum Gloria
Quaesitam
Omnem Curam Et Operam Ad Pacem Conservandam
Eiusque Fructus Percipiendos
Contulit Nulla Difficultate Deterritus
Unius Juris Vinculis Sanctissimis Germaniam Junxit

Miseris Et Pauperibus Opem Ferre Studuit Studet
Civitatum Discordias Et Dissidia Peritissime Felicissime
Composuit Componit
Re Domi Bene Gesta Novas Coloniis Trans Mare Deducendis
Vias Germanis Aperuit
Patriam Firmissimis Gratae Venerationis Vinculis Omne
In Aevum Devinxit
Terror Malorum Fiducia Bonorum Arx Et Decus Germaniae
Virum Unicum Diem Festum Celebratum Quo Ante
Hos Septuaginta Annos Natus Est
Rudolphus De Jhering
Juris Utriusque Et Philosophiae Doctor
Professor Juris Publici Ordinarius
Ordinis Jureconsultorum Hoc Tempore Decanus
Ex Unanimo Ordinis Sui Decreto Honoris Et Observantia
Causa Juris Utriusque Doctorem Creavit
Huiusque Rei Has Literas Testes Sigillo Ordinis Jureconsultorum Muniri Jussit
D. In Academiae Georgia Augusta D. XVIII. M. Martii
A. MDCCCLXXXV.
(L. S.) Rudolphus De Jhering, H. T. Decanus.

Der Ehrenbürgerbrief lautete:

„Der Magistrat der Stadt Göttingen mittelst dieses urkundet und bekennt:

Nachdem von uns unter Zustimmung des Bürger-Vorsteher-Collegii beschlossen, Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches, Präsidenten des preußischen Staatsministeriums, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mitglied des Herrenhauses, General-Leutnant à la suite des Magdeburgischen Kürassier-Regiments Nr. 7 und Chef des Magdeburger Landwehr-Regiments Nr. 26, Dr. jur. pp.

in Erinnerung an die von ihm in unserer Universitätsstadt verlebte akademische Jugendzeit, in Erinnerung des oft bewiesenen treuen Gedächtnisses für diese Stadt und in freudiger Anerkennung der

großen Verdienste, welche derselbe um die Machtstellung der deutschen Nation und Herstellung des deutschen Kaiserreichs sich erworben hat,

das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göttingen

zu erteilen, so verleihen wir dem Kanzler des Deutschen Reiches, unserem früheren akademischen Mitbürger, hiermit solches Ehrenbürgerrecht der Stadt als ein patriotisches Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit und hoher Verehrung und haben darüber die gegenwärtige Urkunde unter Beidrückung des großen Stadtsiegels ausgefertigt und vollzogen.

So geschehen

Göttingen, den 1. Februar 1877.

Der Magistrat der Stadt Göttingen

(L. S.) (gez.:) G. J. Merkel.

Schon am 30. Juni 1871 hatte Bismarck nach Göttingen geschrieben: „Ich bitte Sie, sich der Fortdauer meines lebendigen, von meinen Jugenderinnerungen untrennbaren Interesses für das Gedeihen der Stadt und Universität Göttingen versichert halten zu wollen.“

Wie Bismarck in späteren Jahren in der Erinnerung an sein eigenes Korpsleben urteilte, zeigt ein Brief, den er am 24. April 1881 an den Intendanturrat Zander in Posen richtete. Da schrieb er:

„Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 16. d. M. nebst Anlage habe ich mit verbindlichem Danke erhalten. Ich teile die Anschauungen der Herren, welche eine Reform des Korpslebens beabsichtigen, vollständig und habe schon zu der Zeit, wo meine Söhne studierten, vergeblich versucht, durch die Universitätsbehörde in ähnlichem Sinne auf das Korpsleben einzuwirken. Es würde mich freuen, wenn auf dem jetzt beabsichtigten Wege bessere Erfolge erzielt würden, und ich hoffe dies um so mehr, als das ins Auge gefaßte Ziel kein weitgestecktes ist, sondern meines Erachtens hinter dem Wünschenswerten zurückbleibt.

„Ich habe als Student an dem Korpsleben teilgenommen und angenehme Erinnerungen daran gewahrt, vielleicht nur deshalb, weil damals die Eisenbahnen und die Auswüchse, welche durch die Leichtigkeit des Verkehrs hervorgerufen werden, noch nicht vorhanden waren. Die dem deutschen Charakter seit Jahrtausenden eigentümliche

Neigung, durch Auszüge in die Ferne seine Kampfeslust zu befriedigen, sollte meiner Ansicht nach für das Universitätsleben nach Möglichkeit eingeschränkt und letzteres, soweit es durch Kneipen und Mensuren bedingt wird, lokalisiert bleiben. Die finanziellen sind wohl noch die geringsten der Schäden, welche der Student erleidet, wenn er Geschäftsreisender der Firma seines Korps wird. Ich suche in diesen Übertreibungen des Korpslebens einen der Gründe für die Wahrnehmung, daß diejenigen Studenten, welche Mangel an Mitteln oder an Neigung vom Korpsleben zurückhielt, in der Regel für das praktische Leben auf dem Gebiete des Wissens gründlicher vorbereitet sind. Es ist dies ein Ergebnis, welches unserer staatlichen Zukunft nicht zum Vorteil gereicht."

Das Sommersemester 1833 bildete also den Abschluß für Bismarck's Göttinger Studienzeit. Er siedelte für die zweite Hälfte seines Trienniums nach Berlin über. Ganz glatt verlief der Übergang nicht: da die Georgia Augusta vorläufig das Abgangszeugnis verweigerte, konnte in Berlin Bismarck's Immatrikulation nicht erfolgen. Er mußte daher bei dem Kultusministerium die Erlaubnis nachsuchen, ohne Immatrikulation die Vorlesungen zu besuchen. Sie wurde ihm gewährt, und er belegte für das Wintersemester Zivilprozeß bei Professor Rudorff, deutsches Privatrecht bei Professor von Lancizolle und Lehnrecht bei demselben; in allen drei Fächern wurde ihm fleißiger Besuch testiert. Erst am 10. Mai 1834 wurde er auf Grund des Göttinger Abgangszeugnisses in Berlin immatrikuliert; er studierte nun noch zwei Semester. *Tatsächlich ist er somit nur fünf Semester immatrikuliert gewesen.* Im Sommersemester hörte er preußische Gerichtsordnung und Kriminalrecht bei Professor Heffter und Erbrecht bei Rudorff, im Wintersemester 1834/35 Kirchenrecht bei Professor Göschen und preußisches Landrecht bei Professor Gans.

Hatte er sein Berliner Studium damit beginnen müssen, noch vier Tage strengen Karzers, die in Göttingen wegen Zuwiderhandelns gegen das für die Studierenden geltende Regulativ über ihn verhängt worden waren, abzumachen, so wurde ihm bei der Exmatrikulation in Berlin

bestätigt, daß „hinsichtlich seines Verhaltens auf der hiesigen Universität in disziplinarischer und ökonomischer Rücksicht nichts Nachteiliges vorgekommen“ wäre. Auch der Teilnahme „an verbotener Verbindung unter Studierenden auf der hiesigen Universität ist derselbe bisher nicht bezichtigt worden“.

Bismarck hatte seinen Verkehr in Berlin überhaupt sehr eingeschränkt. Gleichzeitig mit ihm war sein amerikanischer Freund Motley von Göttingen dorthin übergesiedelt. Außerdem kam er in Berlin mit dem Grafen Alexander Keyserling, mit dessen älterem Bruder Hermann zusammen er in Göttingen studiert hatte, in engeren Verkehr. „Wir, Motley, Keyserling und ich, lebten daselbst in innigstem Verkehr miteinander, indem wir unsre Übungen und Mahlzeiten gemeinschaftlich hielten“, so schrieb Bismarck an Olivier Hollmer, als dieser ein Werk über Motley herausgab. Das Haus, in dem sich die gemeinsame Wohnung befand, war Friedrichstraße 161, zwischen Behrenstraße und Unter den Linden. Die Stubengenossen trieben zusammen Englisch und philosophierten viel über ernste Dinge, besonders über Religion. Bismarck liebte es auch, Keyserling's Klavierspiel zu lauschen. Es war für Bismarck und seine Stubengenossen eine Zeit jugendlichen Übermuts. Graf Keyserling wußte von manchen tollen Streichen zu berichten, die sie zusammen verübt haben.[1]) An die Tür eines jungen Barons von Rapp, eines Vetters von Keyserling, der sich nachmittags eingeschlossen hatte, um ungestört zu arbeiten, schrieben die Freunde: „Hier sind zwei junge Elefanten zu sehen“. Darauf stetes Geklingel und Anfragen von Personen, die sich die Elefanten ansehen wollten. Der unglückliche Rapp, der gar nicht begreifen konnte, wie die Leute auf den verrückten Einfall gekommen, Elefanten in seiner Stube zu suchen, geriet in Wut und Verzweiflung. Weniger verbürgt ist die Anekdote, daß Bismarck, wenn die Freunde nicht bei Kasse waren, den Grafen Keyserling als Blinden unter die Linden führte, um die Vorübergehenden um eine Gabe anzugehen. Der Graf war damals zu

---

[1]) Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. Bd. I, S. 33f. (Berlin 1902, Georg Reimer.)

Neckereien geneigt und er rühmte die große Geduld Bismarck's, denn es hielt schwer, ihn aus der Fassung zu bringen, er ärgerte sich nicht leicht.

Man kann sich leicht vorstellen, daß bei so innigem Verkehr mit geist- und gemütvollen jungen Männern das trockene juristische Studium Bismarck nicht sonderlich ansprach. Ob diese Abneigung aber so weit gegangen ist, daß er es nur mit Widerwillen noch fortgesetzt hat, möchten wir bezweifeln. Denn zu einer solchen Annahme berechtigen weder seine späteren Arbeiten noch die Zeugnisse, die er sich erworben hat und von denen wir unten Näheres hören werden. Daß er in der letzten Zeit, zumal er unmittelbar nach dem Abschluß des sechsten Semesters ins Examen ging, sich der Hilfe eines Repetitors bediente, ist dagegen nur natürlich.

Am 25. März 1835 wurde Otto von Bismarck in Berlin exmatrikuliert. Die schöne Zeit des Studiums war vorüber. Unmittelbar wandte er sich jetzt den Prüfungen und dem staatlichen Vorbereitungsdienst zu.



3. Prüfungen und staatlicher Vorbereitungsdienst

Zunächst galt es, die Auskultatorprüfung bei dem Königlichen Kammergericht in Berlin, zu dessen Amtsbezirk der nunmehrige Rechtskandidat Otto von Bismarck gehörte, zu absolvieren. Er war inzwischen nach der Friedrichsstraße 90 verzogen. Von hier aus kam er darum ein, daß ihm die Göttinger Semester, da sie doch im „Auslande" verbracht waren, angerechnet werden möchten; das wurde anstandslos genehmigt. Dagegen ist nichts davon bekannt, daß er noch besonderen Dispenses wegen seines vierten Semesters bedurft hätte. Wie erwähnt, war er da mangels des Göttinger Abgangszeugnisses nicht immatrikuliert, sondern hatte nur vom Kultusminister die Erlaubnis erhalten, Vorlesungen zu hören; diese Erlaubnis scheint beim Examen genügt zu haben, um die Gültigkeit des Semesters zu sanktionieren.

Erhalten ist zum Glück noch das „Curriculum vitae Ottonis de Bismarck, Borussi", das er der Meldung zum Examen beizufügen hatte. Obwohl es Besonderes nicht enthält, mag es als erster eigenhändiger Lebenslauf des ersten deutschen Reichskanzlers hier abgedruckt werden. Es lautet:

Leopoldus Eduardus Otto de Bismarck, Palaeomarchicus, anno MDCCCXV Schoenhusiae ex (sic!) Patre Ferdinando de Bismarck, magistro equitum, natus, in manus Vestras, Viri Consultissimi, vitae curriculum inserit.

Septimo aetatis anno nondum peracto paternam domum reliqui, et Berolini, professore Plamann duce, primis literarum rudimentis imbutus sum, ita ut, cum per sex annos hujus doctissimi viri praecepta secutus essem tertiae Gymnasii Friderici Wilhelmi classi adscribi potuerim, cui postea gymnasium Berolinense

protuli. Unde, postquam per duos annos primae classi adnumeratus eram, examine rite absoluto, Goettingen me contuli et in numerum Georgiae Augustae civium redactus sum. Hic cum per annum et sex menses, partim iurisprudentiae, partim alienarum, quae ingenuam mentem decent, disciplinarum scientiae comparandam operam navassem, Berolinum redii, ubi, Academiae civis receptus, accuratiori legum notitiae adipiscendae magnam adhibui diligentiam.

Nunc, triennio rite peracto, praelectionibus, quae de quaque legum parte habentur, frequentatis, a Vobis, Viri Consultissimi, orem atque petam, ut examinis subeundi veniam mihi faciatis.

Berolini. Otto de Bismarck.

Schon am 22. Mai 1835 fand bei dem Königlichen Kammergericht die Auskultatorprüfung statt. Das Protokoll über diese ist auch noch vorhanden. Es ist für die spätere Geschichte des Fürsten und auch im allgemeinen von hohem Interesse und darf daher hier nicht fehlen. Es lautet:

Verhandelt Berlin, den 22. Mai 1835.

Heute wird der Rechtskandidat Leopold Eduard Otto von Bismarck pro auscultatura geprüft.

Hauptgegenstände der Prüfung waren:

aus dem römischen Rechte:

die Lehre vom persönlichen und dinglichen Rechte,

von der Klagbarkeit der Verträge überhaupt,

den Lehren von Pacht und Miete, von Interzessionen überhaupt und von den Bürgschaften der Frauenzimmer insbesondere,

die Lehre von der väterlichen Gewalt und vom Vermögen der Kinder;

aus dem kanonischen Rechte:

von der Besetzung der kirchlichen Ämter, insbesondere der Bistümer,

und von dem Zehnten;

aus dem Lehnrechte:

die allgemeinen Grundsätze, insbesondere von den Pertinenzstücken;

aus dem Prozesse:

die Lehre vom Konkurse und einiges von der Beweislast;

aus dem Kriminalrechte:

von dem Subjekte des Verbrechers, der Strafbarkeit des Konats, der Notwehr.

Dabei wurden die Vorschriften des allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung mit berücksichtigt; auch wurden dem Kandidaten einige Stellen aus dem Corpus juris zur Übersetzung und Interpretation und mehrere kleine Rechtsfälle zur Beurteilung vorgelegt.

Die Übersetzung und Interpretation der Legalstellen gelang im ganzen recht gut und ergab, daß der Kandidat der lateinischen Sprache hinreichend mächtig ist.

In der Rechtstheorie kamen zwar hin und wieder Unrichtigkeiten vor, im ganzen ließ sich indes nicht verkennen, daß er dem Studium der Jurisprudenz nicht ohne Fleiß obgelegen und sich hinreichende Kenntnis des gemeinen Rechts sowie der übrigen Zweige der Rechtswissenschaft erworben hat. Seine Fassungsgabe und Beurteilungskraft scheinen im ganzen wohl geübt zu sein.

Hiernach hat der Kandidat die Prüfung hinreichend bestanden und erscheint zur Auskultation qualifiziert.

(gez.:) v. Strampff.

Unter dem Zeugnis findet sich die Notiz: „Der Kandidat wünscht beim hiesigen Königlichen Stadtgericht angestellt zu werden.“ Schon drei Tage später wurde Bismarck durch den ersten Amtseid, nachdem er die in der Zirkularverfügung vom 26. Oktober 1799 enthaltene Vorhaltung bei Diensteiden selbst durchgelesen, durch folgenden Eid als Kammergerichtsauskultator verpflichtet:

„Ich, Leopold Eduard Otto von Bismarck, schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß, nachdem ich zum Auskultator des Kammergerichts bestellt worden, Seiner Königlichen Majestät von Preußen, meinem allergnädigsten Herrn, ich untertänig, treu und gehorsam sein und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten nach meinem besten Wissen und

Gewissen genau erfüllen will, so wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit durch Jesum Christum. Amen."

So war denn der junge Auskultator fertig, um seinen Dienst beim Königlichen Stadtgericht in Berlin zu beginnen. Am 5. Juli wurde Bismarck beim Stadtgericht eingeführt. Über seine dortige Beschäftigung macht er selbst sehr interessante Mitteilungen in seinen Gedanken und Erinnerungen; ihnen folgen wir natürlich in den nachstehenden Zeilen. Er erzählt:

„Die Personen und Einrichtungen unserer Justiz, in der ich zunächst beschäftigt war, gaben meiner jugendlichen Auffassung mehr Stoff zur Kritik als zur Anerkennung. Die praktische Ausbildung des Auskultators begann damit, daß man auf dem Kriminalgericht das Protokoll zu führen hatte, wozu ich von dem Rate, dem ich zugewiesen war, Herrn von Brauchitsch, über die Gebühr herangezogen wurde, weil ich damals über den Durchschnitt schnell und lesbar schrieb. Von den ‚Untersuchungen', wie die Kriminalprozesse bei dem damals geltenden Inquisitionsverfahren genannt wurden, hat mir eine den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen, welche eine in Berlin weitverzweigte Verbindung zum Zweck der unnatürlichen Laster betraf. Die Klubeinrichtungen der Beteiligten, die Stammbücher, die gleichmachende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des Verbotenen durch alle Stände hindurch — alles das bewies schon 1835 eine Demoralisation, welche hinter den Ergebnissen des Prozesses gegen die Hinzeschen Eheleute (Oktober 1891) nicht zurückstand. Die Verzweigungen dieser Gesellschaft reichten bis in hohe Kreise hinauf. Es wurde dem Einflusse des Fürsten Witgenstein zugeschrieben, daß die Akten von dem Justizministerium eingefordert und, wenigstens während meiner Tätigkeit an dem Kriminalgerichte, nicht zurückgegeben wurden.

„Nachdem ich vier Monate protokolliert hatte, wurde ich zu dem Stadtgerichte, vor das die Zivilsachen gehörten, versetzt und aus der mechanischen Beschäftigung des Schreibens unter Diktat plötzlich zu einer selbständigen erhoben, der gegenüber meine Unerfahrenheit und mein Gefühl mir die Stellung erschwerten. Das erste Stadium, in welchem der juristische Neuling damals zu einer selbständigen Tätigkeit berufen wurde, waren nämlich die Ehescheidungen. Offenbar als das

Unwichtigste betrachtet, waren sie dem unfähigsten Rate namens Prätorius, übertragen und unter ihm die Bearbeitung den ganz grünen Auskultatoren überlassen worden, die damit in corpore vili ihre ersten Experimente in der Richterrolle zu machen hatten, allerdings unter nomineller Verantwortlichkeit des Herrn Prätorius, der jedoch ihren Verhandlungen nicht beiwohnte. Zur Charakterisierung dieses Herrn wurde uns jungen Leuten erzählt, daß er in den Sitzungen, wenn behufs der Abstimmung aus einem leichten Schlummer geweckt, zu sagen pflegte: ‚Ich stimme wie der Kollege Tempelhof', und gelegentlich darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß Herr Tempelhof nicht anwesend sei.

„Ich trug ihm einmal meine Verlegenheit vor, daß ich, wenige Monate über zwanzig Jahr alt, mit einem aufgeregten Ehepaare den Sühneversuch vornehmen solle, der für meine Auffassung einen gewissen kirchlichen und sittlichen Nimbus hatte, dem ich mich in meiner Seelenstimmung nicht adäquat fühlte. Ich fand Prätorius in der verdrießlichen Stimmung eines zur Unzeit geweckten älteren Herrn, der außerdem die Abneigung mancher alten Bureaukraten gegen einen jungen Edelmann hegte. Er sagte mit geringschätzigem Lächeln: ‚Es ist verdrießlich, Herr Referendarius, wenn man sich auch nicht ein bißchen zu helfen weiß; ich werde Ihnen zeigen, wie man das macht.' Ich kehrte mit ihm in das Terminzimmer zurück. Der Fall lag so, daß der Mann geschieden sein wollte, die Frau nicht; der Mann sie des Ehebruchs beschuldigte, die Frau mit tränenreichen Deklamationen ihre Unschuld beteuerte und trotz aller Mißhandlung von seiten des Mannes bei ihm bleiben wollte. Mit seinem lispelnden Zungenanschlage sprach Prätorius die Frau also an: ‚Aber Frau, sei Sie doch nicht so dumm; was hat Sie denn davon? Wenn Sie nach Hause kommt, schlägt Ihr der Mann die Jacke voll, bis Sie es nicht mehr aushalten kann. Sage Sie doch einfach ja, dann ist Sie mit dem Säufer kurzerhand auseinander.' Darauf die Frau weinend und schreiend: ‚Ich bin eine ehrliche Frau, kann die Schande nicht auf mich nehmen, will nicht geschieden sein.' Nach Replik und Duplik in dieser Tonart wandte sich Prätorius zu mir mit den Worten: ‚Da sie nicht Vernunft annehmen will, so schreiben Sie, Herr Referendarius', und

diktierte mir die Worte, die ich wegen des tiefen Eindrucks, welchen sie mir machten, noch heute auswendig weiß: ‚Nachdem der Sühneversuch angestellt und die dafür dem Gebiete der Religion und Moral entnommenen Gründe erfolglos geblieben waren, wurde wie folgt weiter verhandelt'. Mein Vorgesetzter erhob sich und sagte: ‚Nun merken Sie sich, wie man das macht und lassen Sie mich künftig mit dergleichen in Ruhe.' Ich begleitete ihn zur Tür und setzte die Verhandlung fort. Die Station der Ehescheidungen dauerte, soviel ich mich erinnere, vier bis sechs Wochen, ein Sühneversuch kam nicht wieder vor ....

„Ansprechender war das folgende Stadium der Bagatellprozesse, wo der ungeschulte junge Jurist wenigstens eine Übung im Aufnehmen von Klagen und Vernehmen von Zeugen gewann, wo man ihn im ganzen doch aber mehr als Hilfsarbeiter ausnutzte, als mit Belehrung förderte. Das Lokal und die Prozedur hatten etwas von dem unruhigen Verkehr an einem Eisenbahnschalter. Der Raum, wo der leitende Rat und die drei oder vier Auskultatoren mit dem Rücken gegen das Publikum saßen, war von hölzernen Gittern umgeben, und die dadurch gebildete viereckige Bucht war von der wechselnden und mehr oder weniger lärmenden Menge der Parteien rings umflutet."

Man sieht es diesen Erinnerungen an, daß sich ihr Träger nicht sonderlich wohl in seiner stadtgerichtlichen Tätigkeit gefühlt hat. Ein Wunder war das nicht. Bismarck, gewöhnt an möglichst zwangloses und seinen Neigungen entsprechendes Arbeiten, schon nicht ohne Widerwillen in die vom Brotstudium gezogenen Grenzen sich schickend, nun plötzlich in eine Tätigkeit und Umgebung versetzt, in der nicht Idealismus und Freiheit, sondern Zopf und Pedanterie regierten — wie sollte er sich da wohl fühlen, wie sollte er da mit Freuden arbeiten? Wenn im Gegenteil sich damals jugendlicher Übermut des eben erst Zwanzigjährigen in allerlei Scherzen Luft macht, so erscheint das nur natürlich. George Hesekiel glaubt z. B. folgende kleine Geschichte verbürgen zu können. Eines Tages vernimmt der junge Auskultator einen echten Berliner zu Protokoll; dieser erschüttert die Fassung des Protokollführers durch seine Unverschämtheit derartig, daß er aufspringt und

ihm zuruft: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Stadtgerichtsrat klopft dem erzürnten Auskultator freundschaftlich auf die Schulter und sagt ihm: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache.“ Die Vernehmung wird fortgesetzt, es dauert aber gar nicht lange, da springt Bismarck wieder auf und donnert: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen.“

Neben dem trocknen Dienst am Stadtgericht bot während des Winters 1835 zu 1836 der gesellige Verkehr mannigfache und angenehme Abwechslung. Besonders kamen dabei zwei Familien in Betracht, in denen die Brüder Bernhard, der sich jetzt für den Verwaltungsdienst vorbereitete, und Otto von Bismarck lebhaft verkehrten: die töchterreiche des Generals von Kessel, der mit einer Stiefschwester von Frau von Bismarck vermählt war, und die ihres Vetters, des Grafen von Bismarck-Bohlen. Von der Hand seiner Kousine Helene von Kessel existiert noch ein vortrefflich gelungenes Bildnis Ottos vom 24. Februar 1836 in Varzin; es ist dadurch sehr bekannt geworden, daß Bildhauer Pfretzschner in Charlottenburg danach das Jung Bismarck-Denkmal auf der Rudelsburg modelliert hat.

Auch in die höchsten Kreise wurde Bismarck im Laufe dieses Winters eingeführt. Auf einem Hofballe wurde er zum ersten Male dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem zweiten Sohn des damals noch regierenden Königs Friedrich Wilhelm III., vorgestellt, und zwar gleichzeitig mit dem Auskultator von Schenk, der ebenso hoch und schlank gewachsen war wie Bismarck. Mit Wohlgefallen ruhte das Auge des freundlichen Prinzen auf den beiden schmucken Jünglingen, und scherzhaft fragte er: „Nun, die Justiz sucht sich wohl ihre jungen Leute jetzt nach dem Gardemaß aus?“

In demselben Winter wurden in Berlin auch die ersten Schritte unternommen, um für Otto von Bismarck den Weg zur diplomatischen Karriere zu eröffnen. In der Zeit vor 1848, so erzählt er selbst, war für einen Kammergerichtsauskultator und Regierungsreferendar, dem jede Beziehung zu ministeriellen und höheren amtlichen Kreisen fehlte, kaum eine Aussicht zu einer Beteiligung an der preußischen

Politik vorhanden, solange er nicht den einförmigen Weg zurückgelegt hatte, der durch die Stufen der bureaukratischen Laufbahn nach Jahrzehnten dahin führen konnte, an den höheren Stellen bemerkt und herangezogen zu werden. Als mustergültige Vordermänner auf diesem Wege wurden ihm im Familienkreise damals Männer wie Pommer-Esche und Delbrück vorgehalten und als einzuschlagende Richtung die Arbeit an und in dem Zollverein empfohlen. „Ich hatte, solange ich in dem damaligen Alter an eine Beamtenlaufbahn ernstlich dachte, die diplomatische im Auge, auch nachdem ich von seiten des Ministers Ancillon bei meiner Meldung dazu wenig Ermutigung gefunden hatte. Derselbe bezeichnete nicht mir, aber hohen Kreisen gegenüber als Musterbild dessen, was unserer Diplomatie fehle, den Fürsten Felix Lichnowski ..... Der Minister hatte den Eindruck, daß die Kategorie unseres hausbackenen preußischen Landadels für unsere Diplomatie den ihm wünschenswerten Ersatz nicht lieferte und die Mängel, welche er an der Gewandtheit des Personalbestandes dieses Dienstzweiges fand, zu decken nicht geeignet war ....

„Außerdem kann ich Ancillon nicht unrecht geben, wenn er von den meisten Aspiranten aus unserem Landadel den Eindruck hatte, daß sie sich aus dem engen Gesichtskreise ihrer damaligen Berliner, man könnte sagen provinziellen Anschauungen schwer loslösen ließen, und daß es ihnen nicht leicht gelingen würde, den spezifisch preußischen Bureaukraten in der Diplomatie mit dem Firnis des europäischen zu übertünchen ..... Ancillon riet mir, zunächst das Examen als Regierungsassessor zu machen und dann auf dem Umwege durch die Zollvereinsgeschäfte Eintritt in die deutsche Diplomatie Preußens zu suchen; einen Beruf für die europäische erwartete er also bei einem Sprößling des einheimischen Landadels nicht. Ich nahm mir seine Andeutung zu Herzen und beabsichtigte, zunächst das Examen als Regierungsassessor zu machen."

Dem Examen als Regierungsassessor mußte aber das als Regierungsreferendar vorangehen. Zu diesem meldete sich Bismarck in einem Schreiben, das er am 28. Januar 1836 von Berlin, Behrenstraße 28 aus an den Regierungspräsidenten Grafen von Arnim in

Aachen richtete.[1]) In diesem Briefe heißt es u. a.: „Mein Wunsch ist, nun zur Regierung überzugehen, und bitte ich Ew. Hochgeboren, mir zu gestatten, daß ich in Aachen das desfallsige Examen machen darf. Zwar bin ich für jetzt noch bei der Justiz angestellt und befinden sich meine Personalakten, namentlich die Schul- und Universitätszeugnisse mit den Testaten über die gehörten Kollegia noch auf dem Kammergericht; doch werde ich in einigen Monaten den Abschied vom Gericht nehmen und Ew. Hochgeboren jene Papiere sofort senden. Anliegend habe ich die Ehre, Ew. Hochgeboren ein Attest des Kammergerichtspräsidiums über meine jetzige Anstellung zu übersenden, und meine ganz gehorsamste Bitte geht dahin, daß Ew. Hochgeboren eine hohe Examinationskommission geneigtest veranlassen, mir vorläufig die Themata der schriftlichen Examenarbeiten zuzuschicken."

Schon am 3. Februar ersuchte Graf Arnim den Konsistorialrat Besserer und den Regierungsrat Heyse um Mitteilung eines wissenschaftlichen und eines staatswissenschaftlichen Themas für den Auskultator von Bismarck. Beide Themata wurden ihm am 14. Februar übersandt. Es waren folgende:

1. Über die Natur und die Zulässigkeit des Eides im allgemeinen und nach seinen verschiedenen Arten aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Rechts- und Tugendlehre, mit Berücksichtigung der Lehren des Christentums.

2. Über Sparsamkeit im Staatshaushalte, ihr Wesen und ihre Erfolge — auch durch geschichtliche Beispiele erläutert.

Es wurde ihm aufgegeben, die Arbeiten bis zum 1. Juni 1836, also in reichlich drei Monaten, abzuliefern mit der Versicherung an Eides Statt, daß er sie ohne fremde Beihilfe selbst gefertigt und eigenhändig geschrieben habe. Schon unter dem 20. Mai sandte er die beiden Probearbeiten an Graf Arnim nebst der erwähnten Erklärung ein und bat um Anberaumung des Termins für die mündliche Prüfung.

---

[1]) Die Veröffentlichung des Aachener Teiles der „Akta, betr. den Kammergerichtsauskultator L. E. O. v. Bismarck 1836" hat Fürst Bismarck selbst noch gestattet, im III. Jahrgange des Bismarck-Jahrbuches, herausgegeben von Horst Kohl, Berlin 1896.

Beide Arbeiten teilen wir im Anhang so mit, wie sie mit Genehmigung des Fürsten Bismarck im II. Jahrgange des Kohlschen Bismarck-Jahrbuches erfolgt ist.

Die Zensur, die der Konsistorialrat Besserer der wissenschaftlichen Arbeit über den Eid erteilte, lautete:

„Ich trage kein Bedenken, dieser Abhandlung das Prädikat ‚recht gut‘ zuzuerkennen. Im ganzen herrscht darin Würdigkeit und Klarheit der Ansicht, ein geregelter Ideengang und eine gute Diktion, und sie gibt verhältnismäßig nur zu wenig Ausstellungen Anlaß.“

Kaum minder günstig ist die Zensur der staatswirtschaftlichen Arbeit:

„Die vorliegende Arbeit verdient m. E. in der Anlage wie in der Ausführung Beifall. Sie zeugt von einer guten Grundlage staatswirtschaftlicher und geschichtlicher Kenntnisse, und wenn sie schon auf erschöpfende Behandlung des sehr umfassenden Themas nicht Anspruch machen kann, so darf sie doch ihrem Zweck nach als ‚gelungen‘ anerkannt werden.“

Da Bismarck bereits am 20. Juni in Aachen anwesend war, wurde der Termin für die mündliche Prüfung beschleunigt und auf den 30. Juni 10 Uhr vormittags angesetzt. Hier ist das Protokoll auch über die Prüfung Bismarck's zum Regierungsreferendar.

Verhandelt Aachen, den 30. Juni 1836.

Die Prüfungskommission bestand aus den Herren
Konsistorial- und Schulrat Claessen,
Regierungsrat Heyse und
Kammergerichtsassessor von Fürth.

Infolge des Präsidialerlasses vom 22. d. M. wurde heute von 10 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags die mündliche Prüfung des um Zulassung zum Regierungsreferendariat anstehenden Kammergerichtsauskultators

Leopold Eduard Otto von Bismarck

vorgenommen.

Diese Prüfung erstreckte sich zunächst auf die allgemeinen Wissenschaften, namentlich auf die griechische und lateinische Sprache und auf Philosophie und Geschichte, sodann auf die kameralistischen Wissen-

schaften, namentlich auf Staatsrecht überhaupt und auf verschiedene Zweige der Staatswirtschaft und Finanzwissenschaft, sowie insbesondere auf das gegenwärtig in Preußen geltende Steuersystem, endlich auf die Rechtswissenschaft, wobei verschiedene Materien des gemeinen, preußischen und französischen Zivilrechts, sowie des gemeinen deutschen Lehnrechts unter Einwebung praktischer Rechtsfälle zur Sprache kamen.

Kandidat legte in bezug auf die allgemeinen Wissenschaften recht gute Schulstudien an den Tag und zeigte durch Übersetzung und Interpretation einiger Stellen aus Xenophon's Cyropädie sowie aus Cicero's Buche de officiis seine Vertrautheit mit den alten Sprachen. Seine Antworten auf die ihm vorgelegten philosophischen und historischen Fragen waren durchaus befriedigend.

In den kameralistischen Wissenschaften entwickelte Kandidat recht gute Kenntnisse, und vor allem zeigten seine Antworten auf die ihm über Staatsrecht und Staatswirtschaft vorgelegten Fragen, daß er über das Erlernte nachgedacht und schon selbständige Ansichten gewonnen hat.

Nicht minder gut bestand Kandidat in der Rechtswissenschaft. Seine Antworten bewiesen, daß er sich die allgemeinen Vorschriften des römischen Rechts sowie des preußischen Landrechts zu eigen gemacht hat, und seine Beurteilung der ihm vorgelegten Rechtsfälle ergab, daß er auch die erwähnten Vorschriften praktisch anzuwenden weiß. Im französischen Recht schien er sich wenigstens einige Kenntnisse erworben zu haben.

Durchgängig zeigte Kandidat eine vorzügliche Urteilskraft, Schnelligkeit im Auffassen der ihm vorgelegten Fragen und Gewandtheit im mündlichen Ausdruck.

Hiernach und da auch die vom Kandidaten gelieferten schriftlichen Ausarbeitungen eine sehr günstige Zensur erlangt haben, geht das einstimmige Urteil der unterzeichneten Prüfungskommission dahin,

> daß der Kammergerichtsauskultator Leopold Eduard Otto von Bismarck für sehr gut befähigt zu erachten ist, um zum Regierungsreferendariat befördert zu werden.

Die Prüfungskommission.

(gez.:) Claessen. (gez.:) von Fürth.

(gez.:) Heyse.

Am 5. Juli 1836 erfolgte nach diesem günstigen Ausfall der Prüfung die Anstellung des Regierungsreferendars von Bismarck bei der Königlichen Regierung in Aachen. Der Diensteid, den er bei diesem Anlaß abzulegen hatte, trug schon einen amtlicheren Charakter als der des Auskultators, er lautete:

Ich Otto von Bismarck

schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen leiblichen Eid, daß, nachdem ich zum Referendarius bei der Königlichen Regierung zu Aachen bestellt worden, Seiner Königlichen Majestät von Preußen, meinem Allergnädigsten Herrn, ich treu und gehorsam zu sein und nicht nur alle meine Pflichten, welche mir vermöge meines jetzt übernommenen Amtes obliegen oder künftig vorgeschrieben werden möchten, sondern auch, wenn ich in ein anderes Amt versetzt werden sollte, alle die Obliegenheiten, welche damit verbunden sind oder verbunden werden möchten, gewissenhaft, genau und getreulich erfüllen und mich davon durch nichts abhalten lassen, auch mich in allen Stücken so betragen will, wie es einem rechtschaffenen königlichen Diener in meinem gegenwärtigen und in jedem meiner künftigen Verhältnisse wohl ansteht und gebühret; so wahr mir Gott helfe durch sein heiliges Evangelium.

O. v. Bismarck.

Die Arbeit des jungen Regierungsreferendars nahm anfänglich einen rüstigen Anlauf. Überall wird man in den uns überlieferten Akten gewahr, mit wie hohem persönlichen Interesse und mit wie großem Wohlwollen der Regierungspräsident Graf Arnim-Boitzenburg die Tätigkeit seines jungen Schutzbefohlenen zu fördern bestrebt war. Wiederholt wies er die Mitglieder der Regierung darauf hin, daß der Referendar von Bismarck die diplomatische Laufbahn verfolgen und deshalb nicht wie die anderen Regierungsreferendarien die ganze Dauer der Referendariatszeit in Aachen zu verbringen gedächte.

Zuerst wurde Bismarck am 12. Juli dem Domänendepartementsrat und Oberforstmeister Kriegsrat Dreyer zur Ausbildung überwiesen. Vier Wochen später, am 12. August finden wir eine neue Verfügung des Regierungspräsidenten, durch die Referendar von Bismarck dem

Oberregierungsrat Bartels und dem Regierungsrat Reinike zur Beschäftigung zugewiesen wird; drei Tage später kommt er zum Regierungs-Vizepräsidenten von Mallinckrodt in die Abteilung des Innern.

Am 23. Dezember meldete Bismarck dem Grafen Arnim, daß er, unbeschadet seiner früher ausgesprochenen Absicht, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, vor seinem Eintritt in diese sich durch das größere Regierungsexamen zum Assessor zu qualifizieren wünschte; er bat den Präsidenten, mit Rücksicht darauf anordnen zu wollen, daß er in Zukunft in der zur Vorbereitung für das größere Regierungsexamen erforderlichen Art beschäftigt würde. Sofort wurde diesem Wunsche in zuvorkommender Weise durch die Bitte an die Herren Bartels und Reinike entsprochen, Bismarck „recht anhaltend" in ihren Departements zu beschäftigen, damit er baldmöglichst die nötige Reife erlangte. An demselben Tage ersuchte Graf Arnim auch die Konsistorialräte Besserer und Claessen, den „p. Bismarck", der bereits den Herren Militär- und Kommunaldepartementsräten zur Beschäftigung überwiesen sei, dem aber bei angestrengtem Fleiße die nötige Zeit übrig bleibe, gleichzeitig auch in ihrem Departement zur Erlangung der erforderlichen Kenntnisse zu beschäftigen und zur nötigen Reife zu führen.

Ende März forderte Graf Arnim Bericht über den Referendar von Bismarck ein. Er erhielt folgende Antworten

von Oberregierungsrat Bartels vom 1. April 1837:

„Der Herr Regierungsreferendarius von Bismarck hat während seiner mehrmonatlichen Beschäftigung im Militärdepartement Fleiß und Umsicht bewiesen, so daß ich ihn für fähig erklären darf, diese Branche mit Erfolg selbständig zu bearbeiten. Auch in anderen Geschäftszweigen der Abteilung des Innern habe ich wahrnehmen können, daß es dem p. von Bismarck nicht an Fähigkeit und richtigem Urteil fehlt; jedoch wird er sich noch mehr an gewissenhafte Pünktlichkeit und die strenge Ordnung des Dienstes gewöhnen müssen."

Konsistorialrat Besserer antwortete am 1. April:

„Euer Hochgeboren beehre ich mich in gehorsamster Beantwortung verehrlicher Verfügung vom 29. v. M. zu berichten, daß der

Herr Regierungsreferendar von Bismarck in Sachen des Gesuch des ehemaligen Lehrers Hergers zu Montjoie wegen Anstellung (Nr. 2229 I), ferner 2. der Trennung der Ev.-Lutherischen von Aachen, Burscheid und Vaals und endlich 3. der Anstellung von Zivilbeamten, Geistlichen und Lehrern, die auf inländischen Universitäten und speziell in Bonn und Halle studiert haben (eine Menge Nummern, die manche Zwischenverfügungen erheischten und noch nicht bis zum endlichen vollständigen Abschluß gediehen sind, und zu deren Zuweisung an denselben ich durch die anfängliche Zuschrift des Herrn Oberregierungsrates Bartels mich veranlaßt sah), gearbeitet hat.

„In den von ihm geleisteten Arbeiten habe ich nur einen Mißgriff in Auffassung einer Äußerung Hergers (Nr. 2229 I) wahrgenommen und sonst seine Behandlung der Sachen und seine Ausfertigungen sehr gut gefunden und glaube demselben das Zeugnis der erforderlichen Reife erteilen zu können, wobei ich indessen wünschen möchte, daß die Gegenstände sub 3, die dem Abschlusse ganz nahe sind, noch völlig durch denselben aufs reine gebracht würden."

Regierungsrat Reinike berichtete am 1. April:

„Euer Hochwohlgeboren verfehle ich nicht, auf das gestern abend erhaltene verehrliche Schreiben vom 29. v. M. gehorsamst anzuzeigen, daß der Referendarius v. B. bisher besonders in denjenigen Zweigen des mir anvertrauten Departements beschäftigt worden ist, in welchen er sich eine nähere Übersicht von den Grundsätzen der hiesigen Kommunalverfassung erwerben konnte, er es indessen lange Zeit an dem nötigen Fleiße und Eifer hat fehlen lassen. In der letzten Zeit hat er sich in dieser Beziehung zu bessern begonnen, und hoffe ich, daß, wenn er so fortfährt, ich gegen den Schluß dieses Monats imstande sein werde, ihm das erforderliche Zeugnis ausstellen zu können."

Am 2. Mai ergänzte Regierungsrat Reinike diesen Bericht durch folgendes „Zeugnis. Dem Herrn Regierungsreferendarius Baron v. Bismarck bescheinige ich hiermit pflichtmäßig, daß derselbe in dem mir anvertrauten Kommunaldepartement seit

Ende des Monats August v. J. bis jetzt beschäftigt gewesen ist, sich in demselben zwar eine ziemlich genügende Gesetzeskenntnis erworben hat, die Beurteilung der völligen Reife darin aber bis zur späteren Wiederbeschäftigung in einigen umfassenderen Sachen vorbehalten werden muß. Fleiß und Sorgfalt in den ihm übertragenen Arbeiten hätten größer sein können."

Endlich erstattete am 21. April auch Konsistorialrat Claessen Bericht:

„Ew. Hochgeboren bitte ich zuvörderst recht sehr um Entschuldigung, daß ich das hochverehrliche Reskript vom 29. v. M. . . ., sondern an dessen Erledigung unterm 12. und 20. d. M. habe erinnern lassen müssen. In dieser Zwischenzeit war ich mit vielen österlichen Kirchenarbeiten und zweimal mit mehrere Tage andauernden Prüfungsarbeiten beschäftigt. Dann hätte ich den Herrn von Bismarck, ehe ich über dessen bezügliche Reife berichtete, noch gern in einigen den hiesigen Organismus des Schulwesens berührenden Angelegenheiten, was inmittelst auch geschehen ist, beschäftigt.

„Hiernach berichte ich nun ganz gehorsamst, daß, obgleich ich den Herrn Referendar von Bismarck überhaupt nur wenig in Anspruch genommen habe, ich dennoch Wohldemselben das wohlverdiente Zeugnis nicht vorenthalten kann, daß er, ausgerüstet mit tüchtigen Vorkenntnissen und begabt mit einem ebenso scharfen Verstande als leichter und richtiger Auffassungsgabe, einige ausführlichere Kirchenangelegenheiten nach der darüber bestehenden und ihm angedeuteten Staatsgesetzgebung zu meiner vollkommensten Zufriedenheit bearbeitet und die darüber gefaßten Beschlüsse ebenso gefällig als klar und möglichst kurz expediert hat. — Ein gleiches kann ich von zwei bis drei von Wohldemselben bearbeiteten ausführlicheren Schulsachen, die den innern Organismus des Wesens ziemlich allgemein umfaßten, sagen."

Auffallend ist an diesen sämtlichen Beurteilungen der Bismarckschen Tätigkeit die übereinstimmende Anerkennung seiner hohen Begabung und Gewandtheit in der Bearbeitung der ihm übertragenen Arbeiten. Die beiden Konsistorialräte sind auch mit den Resultaten seiner Arbeit

völlig zufrieden; objektiver scheinen — wer wollte das leugnen? — die beiden weltlichen Dezernenten zu urteilen: Oberregierungsrat Bartels rügte nur seinen Mangel an Pünktlichkeit und an der Ordnung des Dienstes, Regierungsrat Reinike verweigerte ihm die unbedingte Anerkennung der Reife überhaupt. Am 3. Mai 1837 wurde er vom Präsidenten Grafen Arnim dem Steuerdepartementsrat Geheimen Regierungsrat von Görschen, dem Domänenkassendepartementsrat Regierungsrat Ritz und dem Oberforstmeister Kapstadt überwiesen. Graf Arnim bemerkte dabei ausdrücklich: „Da der Herr von Bismarck, mit guten Fähigkeiten versehen, rasch arbeitet, so ersuche ich die obgenannten Herren Dezernenten, denselben recht reichlich in ihren Departements beschäftigen zu wollen."

Die guten Absichten des Regierungspräsidenten vereitelte der junge Referendar aber vollständig; am 1. Juni richtete er folgendes Schreiben an den Grafen Arnim:

„Hochzuehrender Herr Präsident!

Ew. Hochwohlgeboren erlaube ich mir gehorsamst anzuzeigen, daß ich seit mehreren Tagen durch Unwohlsein verhindert bin, an den dienstlichen Geschäften teilzunehmen, und bitte ich zugleich ganz gehorsamst, mir bis zu meiner Herstellung und vorläufig auf acht Tage geneigtest Urlaub zu erteilen.

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster

Aachen, 1. Juni 1837. v. Bismarck, Reg.-Ref.

Der achttägige Urlaub wurde bewilligt. Bismarck ließ aber Wochen und Monate verstreichen, ehe er wieder von sich hören ließ; erst am 11. September richtete er von Bern und am 30. von Frankfurt a. M. aus an den Vizepräsidenten von Mallinckrodt die Bitte um Nachurlaub. Er erhielt darauf vom Grafen Arnim folgenden Bescheid:

„Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf die mir zugegangenen beiden Schreiben d. d. Bern, den 17. und Frankfurt, den 30. v. M., daß eine Verlängerung Ihres Urlaubes nicht mehr angemessen erscheint, nachdem Sie den von dem Herrn Regierungsvizepräsidenten von Mallinckrodt Ihnen erteilten ohne vorherige

Anfrage bereits um Monate überschritten haben. Ich kann vielmehr den von Ihnen ausgesprochenen Entschluß, zu einer der Kgl. Regierungen in den altpreußischen Provinzen überzugehen, um zu einer angestrengteren Tätigkeit in den Amtsgeschäften zurückzukehren, nach welcher Sie bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in Aachen vergeblich strebten, nur ganz billigen und Ew. Hochwohlgeboren die Einleitung der desfallsigen Schritte durch den Antrag auf Entlassung von der Regierung zu Aachen empfehlen, welchen Sie an den Reg.-Vizepräsidenten von Mallinckrodt richten wollen.

Berlin, den 21. Oktober 1837. Der Regierungspräsident
Graf Arnim."

Daraufhin richtete Bismarck den nachstehenden Brief an den Vizepräsidenten von Mallinckrodt:

Hochwohlgeborener Herr,
Hochzuehrender Herr Präsident.

Da ich zu meiner weiteren Ausbildung in den altpreußischen Provinzen Beschäftigung zu suchen beabsichtige und zu diesem Behufe die Kgl. Regierung zu Potsdam gewählt habe, so ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamst, sich mit meinem Übertritt zu derselben geneigtest einverstanden erklären, mir die Entlassung von der Kgl. Regierung zu Aachen erteilen und die mich betreffenden, in Ew. Hochwohlgeboren Registratur befindlichen Papiere dem Kgl. Oberpräsidium zu Potsdam auf dessen demnächstige Requisition übermachen zu wollen.

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster
Kniephof in Pommern b. Naugard, Otto v. Bismarck,
den 31. Oktober 1837. Reg.-Ref.

Unter dem 19. November erging darauf folgender Bescheid:

Da Sie mir unterm 31. m. pr. Ihre Absicht zu erkennen gegeben haben, sich bei einer altpreußischen Regierung als Referendarius anstellen zu lassen, um dort zu Ihrer weiteren dienstlichen Ausbildung die Gelegenheit zu suchen, so entlasse ich

Sie, dem ausgesprochenen Wunsche zufolge, aus Ihrem Verhältnisse als Referendarius bei hiesiger Regierung und werde Ihre Personalakten, welche sich über Ihre Kenntnisse und Anlagen recht vorteilhaft aussprechen, dem Präsidio derjenigen Regierung zusenden, welche sie von mir requirieren wird.

Der P. d. K. R.
v. Mallinckrodt.

Daß Bismarck „angestrengtere Tätigkeit in den Amtsgeschäften bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in Aachen vergeblich erstrebt habe", spricht Graf Arnim angesichts der weiten Urlaubsüberschreitung ausdrücklich aus und gibt dadurch den Schlüssel zur Erklärung des unglaublich leichtsinnigen Streiches des zweiundzwanzigjährigen Referendars. Was hatte er in den drei Monaten begonnen? Er war mit Freunden und Freundinnen der Aachener Gesellschaft den Rhein aufwärts gefahren und hatte, unbekümmert um Akten, Amt und Arbeit, in des Jahres schönster Zeit Süddeutschland und die Schweiz bereist, hatte sich mal gründlich ausgetobt in holder Jugendlust und leichtem Frohsinn. Daß er in den Strudel der noch ganz den französischen Charakter tragenden Aachener Gesellschaft geraten war, daß sich die Folgen davon in seinen Arbeiten geltend machten, daß er durch Unpünktlichkeit und Unfleiß Anlaß zu Klagen gab, das mochte den Präsidenten Grafen Arnim schon geraume Zeit mit banger Sorge um den hochbegabten jungen Freund seines Hauses erfüllt haben. Darum die Aufforderung an die Dezernenten, denen er Bismarck zur Beschäftigung zuwies, ihn „reichlich" zur Arbeit heranzuziehen. Aber gerade dieses „reichliche" Maß an Arbeit mag in der Brust des lebensfrohen jungen Mannes das Verlangen nach Freiheit zur hellen Flamme angefacht und alle anderen Rücksichten über Bord geworfen haben.

Wie nahe bringt uns dieser Jugendstreich den großen, herrlichen Mann! Wohl wandelte er in späteren Jahren Bahnen, zu denen wir in andachtsvollem Staunen aufschauen. Aber dieser jugendliche Leichtsinn zeigt ihn uns von solcher rein menschlichen Seite, zeigt ihn uns so vollkommen als von unserem eigenen Fleisch und Blut, daß wir ihm

dankbar im Geiste die Hand drücken möchten dafür, daß er auch so etwas fertig gebracht hat.

Die moralischen Folgen blieben nicht aus. Er kehrte von dieser Reise zurück zu den Eltern nach Kniephof. Was er hier vorfand, war vielmehr geeignet, den im Grunde an Leib und Seele unverdorbenen Mann noch mehr niederzudrücken, als ihn, wie es sonst in ähnlichen Lagen meist der Fall ist, aufzurichten. Daß er damals freilich sein Tun und Treiben schon so streng verurteilt hätte, wie er es später in einem Briefe vom 3. Juli 1851 aus Frankfurt a. M. an seine Gattin getan hat, dürfen wir nicht entfernt uns vorstellen. Da schrieb er an diese:[1]) „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei Dewitz[2]) und habe mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Torheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Wein dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 22jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen Isabella Loraine und Miß Russel jetzt leben; wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wieviel ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete. Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie

[1]) Vgl. „Briefe an Braut und Gattin", S. 298.

[2]) Einem alten Jugendfreunde aus Mecklenburg; sie waren schon zusammen bei Plamann gewesen.

ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so, und leben."

Immerhin bleibt dieser Brief ein Zeugnis dafür, wie tief bei ihm der sittliche Abscheu über die letzten Monate gewesen ist. Jetzt ging er nun zunächst daran, seine berufliche Tätigkeit wieder aufzunehmen. Am 2. November 1837 meldete er sich bei dem Oberpräsidium in Potsdam mit der Bitte, ihm bei der dortigen Regierung Gelegenheit zu fernerer Ausbildung zu gewähren. Unter der Voraussetzung, daß er den ihm zuzuteilenden Geschäften sich mit Fleiß und Eifer ordnungsmäßig unterziehen würde, wurde ihm am 20. November die Anstellung als Regierungsreferendar in Potsdam zugesagt. Oberpräsident und zugleich Präsident der Regierung in Potsdam war damals schon seit Jahrzehnten Magnus Friedrich von Bassewitz, ein 65 jähriger Herr, er trat 1842 in den Ruhestand. Bismarck blieb bei der Potsdamer Regierung beschäftigt, bis er am 25. März 1838 zur Ableistung seines Dienstjahres bei den Gardejägern in Potsdam eintrat.

Die günstigen Äußerungen der Aachener Personalakten über Bismarcks Anlagen und Kenntnisse ebneten ihm in Potsdam in vorteilhafter Weise den Weg. Die Beamten kamen dem jungen Referendar mit Wohlwollen und einem gewissen Vertrauen entgegen. Als z. B. in der Abteilung für indirekte Steuern ein Assessor erkrankt war, beschäftigte der Dirigent dieser Abteilung, Wilke, Bismarck zeitweise sogar unter seiner unmittelbaren Aufsicht[1]) mit der Versorgung des gerade verwaisten, aber sehr arbeitsreichen Dienstes.

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Wiedergabe zweier Urteile, deren eins Bismarck in dem Dank für die Huldigung der Rheinländer über Aachen, das andere in den „Gedanken und Erinnerungen"[2]) über die in Aachen und Potsdam gewonnenen Eindrücke hinterlassen hat.

Am 18. Mai 1895 kamen 750 Rheinländer zur Huldigung vor dem Fürsten nach Friedrichsruh. In der Erwiderung auf die an ihn vom Oberbürgermeister Bohlen von Remscheid gerichtete Ansprache führte er eingangs folgendes aus:

---

[1]) Brief Bismarck's an seinen Vater vom 25. Januar 1838 (Bismarckbriefe, hrsg. von Horst Kohl, Nr. 2).

[2]) Bd. I, S. 9 ff.

„Ich habe im Jahre 1836 eine Zeitlang die rheinische Stadt Aachen bewohnt, als zwanzigjähriger Referendar angezogen und in meinem dienstlichen Leistungen gestört durch die Annehmlichkeiten des Aufenthalts. Man lebte dort damals — in Aachen, der ersten Station der Europareisenden von Norden nach Süden — für jemand, der aus der hinterpommerschen Einsamkeit dorthin kam, in einer, ich will nur sagen verführerischen Weise angenehm, sowohl der Einheimischen wie der Durchreisenden wegen. Aber unsere deutschen Interessen und Beziehungen vergegenwärtigten sich mir damals in einer Tatsache, die mir immer in Erinnerung geblieben ist: daß einer meiner dortigen Freunde, der einer alten und vornehmen rheinischen deutschen Familie angehörte, mir sagte: ‚Ich mache morgen nach Deutschland‘.[1]) Er wollte damit sagen, daß er westfälische Verwandte besuchen wollte und über den Rhein gehe. Es war also doch noch im Jahre 1836, nach 21 Jahren, der äußerliche Eindruck geblieben, daß die deutsche Grenze am Rheine lag. Dieser Herr war durchaus nicht politisch, kein Franzosenfreund, in keiner Weise, es war eine urdeutsche ehrliche Natur, und der Name seiner Nachkommen figuriert noch heute in unserer germanischen Reichsvertretung. Das war im Jahre 1836. Nachher, im Jahre 1847, kam ich zuerst wieder mit unseren rheinischen Landsleuten in nähere politische Beziehung; es war im Vereinigten Landtag, und da kann ich nur sagen, daß ich den Eindruck hatte, daß diese unsere rheinischen Freunde — man hatte damals noch keine Eisenbahn, man kam so rasch und so oft nicht zusammen — doch nicht unangenehm überrascht waren, bei uns in Berlin auch Menschen zu finden, mit denen sich leben ließ, und ihre Erwartungen auf Zivilisation, Bildung, landschaftliche Reize waren ohne Zweifel übertroffen. Ich kann hier nicht auf alle einzelnen Wunderlichkeiten eingehen, die ich zur Charakteristik der damaligen Auffassung anführen könnte. Man glaubte z. B., daß Berlin befestigt wurde im Innern — die Werderschen Mühlen wurden im mittelalterlichen Burgstil ausgebaut — und da habe ich mit einem der älteren und angesehenen Rheinländer von der Schloßzinne aus

---

[1]) Graf Hompesch; vgl. die ähnlichen Ausführungen in der Ansprache an die Abordnung aus Düsseldorf am 29. März 1894.

das gesehen, und der sagte mir: ‚Das wird ein Zwing-Uri, nehmen Sie sich in acht!‘ und ich hatte Mühe, seine Anschauungen, die sich an den Zinnenbau knüpften, auf die mittelalterlichen Bauphantasien unseres damaligen Herrn zurückzuführen. Er glaubte mir nicht vollständig und ging kopfschüttelnd die Treppe hinunter. Dann kamen 1848 die Barrikaden und die stürmischen Landtage, und erst die eigentlich haben in der Verschmelzung von Ost und West einen wirklichen Fortschritt markiert. Ich kann nur sagen: da haben sich die Parteistellungen ausnahmsweise einmal nützlich erwiesen, unsere Fraktionen der verschiedensten Richtungen fanden bei den Rheinländern Sympathien und umgekehrt: sie fanden sich zusammen, und es war nach den Vereinigten Landtagssitzungen bis 1850 nicht mehr zweifelhaft, daß wir desselben Stammes und derselben deutschen Natur und Zugehörigkeit waren. Erst damals begann also eine vollständige Verschmelzung, aber es blieb immer doch noch ein Bruchstückwesen zwischen Berlin und Köln. Es lagen weite Gebiete, die anderen politischen Richtungen folgten, zwischen uns. Die volle Verschmelzung hat doch nicht ohne Blut und Eisen vor sich gehen können, sowohl daß wir untereinander durch Gottesurteil entscheiden ließen, wessen Ansicht die maßgebende sein sollte, als auch — und das war später sehr viel günstiger —, daß wir uns gemeinschaftlich gegen gemeinsame Feinde zu wehren hatten in großen und schweren Kämpfen. Das war ja der Hauptschlag auf den Amboß, der unsere Einigung schmiedete, daß wir endlich mal nach Jahrhunderten wieder zusammenstanden gegen fremdländische Angriffe und sie siegreich zurückschlugen, wie es mit Gottes Hilfe immer sein wird ....

„Nicht nur früher, sondern auch später — ich bin von Frankfurt aus sehr viel, oft an einem Tage, bis nach Köln gelangt und zurück — ich habe am Rhein verkehrt und habe stets Annehmlichkeiten gehabt, mit Ihrer — ich sage es ohne Vorwürfe, sondern als Anerkennung — leichtlebigen Natur zu verkehren, und ganz besonders wohltuend ist für unsere ostdeutschen Gewohnheiten der Verkehr mit den rheinischen Frauen. Sie sind lustiger wie die Frauen bei uns, und Gott erhalte es so; mag nun die Lustigkeit ihren Ursprung in dem leichten Gewächs der Weinberge oder in dem natürlichen Blut

oder in dem besseren Klima haben. Aber ich kann nur wiederholen: meine Erinnerungen an den rheinischen Aufenthalt, ebenso wie es die meiner lieben Frau stets bis an ihr Ende waren, sind immer wohltuend und haben immer ein Gefühl von Heimweh nach dem Leben am Rhein. Es ist ja ein altes Lied: ‚Geh nicht an den Rhein!' Aber ich bin doch gern dagewesen und bin leider zu alt, um die Erinnerungen in natura aufzufrischen. Aber von ganzem Herzen bringe ich Ihnen doch noch ein Hoch aus auf die rheinischen Frauen, die ich hier vertreten sehe. Sie leben hoch!"

An der vorher erwähnten Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" heißt es: „Ich kann mir denken, daß bei Besetzung der rheinischen Regierungskollegien 1816 ähnlich verfahren worden war, wie 1871 bei der Organisation von Elsaß-Lothringen. Die Behörden, welche einen Teil ihres Personals abzugeben hatten, werden nicht auf das staatliche Bedürfnis gehört haben, für die schwierige Aufgabe der Assimilierung einer neu erworbenen Bevölkerung den besten Fuß vorzusetzen, sondern diejenigen Mitglieder gewählt haben, deren Abgang von ihren Vorgesetzten oder von ihnen selbst gewünscht wurde; in den Kollegien befanden sich frühere Präfektursekretäre und andere Rester der französischen Verwaltung. Die Persönlichkeiten entsprachen nicht alle dem unberechtigten Ideale, das mir in dem Alter von 21 Jahren vorschwebte, und noch weniger tat dies der Inhalt der laufenden Geschäfte. Ich erinnere mich, daß ich bei vielen Meinungsverschiedenheiten, zwischen Beamten und Regierten oder innerhalb jeder dieser beiden Kategorien, Meinungsverschiedenheiten, deren polemische Vertretung jahrelang die Akten anschwellen machte, gewöhnlich unter dem Eindrucke stand, ‚ja, so kann man es auch machen', und daß Fragen, deren Entscheidung in dem einen oder dem anderen Sinn das verbrauchte Papier nicht wert war, eine Geschäftslast erzeugten, die ein einzelner Präfekt mit dem vierten Teile der aufgewandten Arbeitskraft hätte erledigen können. Nichtsdestoweniger war, abgesehen von den subalternen Beamten, das tägliche Arbeitspensum ein geringes und besonders für die Abteilungsdirigenten die reine Sinekure. Ich verließ Aachen mit einer, abgesehen von dem begabten Präsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg, geringen Meinung von unserer Bureaukratie im einzelnen und in der Gesamtheit.

Im einzelnen wurde meine Meinung günstiger durch meine demnächstige Erfahrung bei der Regierung in Potsdam, zu der ich mich im Jahre 1837 versetzen ließ, weil dort abweichend von den anderen Provinzen die indirekten Steuern zum Ressort der Regierung gehörten und gerade diese wichtig waren, wenn ich die Zollpolitik zur Basis meiner Zukunft machen wollte. [1])

„Die Mitglieder des Kollegiums machten mir einen würdigeren Eindruck als die Aachner, aber doch in ihrer Gesamtheit den Eindruck von Zopf und Perücke, in welche Kategorie meine jugendliche Überhebung auch den väterlich-würdigen Oberpräsidenten von Bassewitz stellte, während der Aachener Regierungspräsident Graf Arnim zwar die generelle Staatsperücke, aber doch keinen geistigen Zopf trug. Als ich dann aus dem Staatsdienste in das Landleben überging, brachte ich in die Berührungen, welche ich als Gutsbesitzer mit den Behörden hatte, eine nach meinem heutigen Urteil zu geringe Meinung von dem Werte unserer Bureaukratie, eine vielleicht zu große Neigung zur Kritik mit. Ich erinnere mich, daß ich als stellvertretender Landrat über den Plan, die Wahl der Landräte abzuschaffen, gutachtlich zu berichten hatte und mich so aussprach, die Bureaukratie sinke in der Achtung vom Landrat aufwärts; sie habe dieselbe nur in der Person des Landrats bewahrt, der einen Januskopf trage, ein Gesicht in der Bureaukratie, eins im Lande habe.

„Die Neigung zu befremdendem Eingreifen in die verschiedensten Lebensverhältnisse war unter dem damaligen väterlichen Regimente vielleicht größer als heut; aber die Organe zum Eingreifen waren weniger zahlreich und standen an Erziehung und Bildung höher als ein Teil der heutigen. Die Beamten der Königlichen Hochlöblichen Regierung waren ehrliche studierte und gut erzogene Beamte, aber ihre wohlwollende Tätigkeit fand nicht immer Anerkennung, weil sie sich ohne lokale Sachkunde auf Details zersplitterte, in betreff deren die Ansichten des gelehrten Stadtbewohners am grünen Tische nicht immer der Kritik des bäuerlichen gesunden Menschenverstandes überlegen waren. Die Mitglieder der Regierungskollegien hatten damals multa, nicht

[1]) So war ihm von Ancillon geraten worden.

multum zu tun, und der Mangel an höheren Aufgaben brachte es mit sich, daß sie kein ausreichendes Quantum wichtiger Geschäfte fanden und in ihrem Pflichteifer sich über das Bedürfnis der Regierten hinaus zu tun machten, in die Neigung zur Reglementiererei, zu dem, was der Schweizer ‚Befehlerle‘ nennt, gerieten ....

„Der Geschäftsgang in beiden Kollegien, in Potsdam wie in Aachen, war für meine Strebsamkeit nicht ermutigend gewesen. Ich fand die mir zugewiesene Beschäftigung kleinlich und langweilig, und meine Arbeiten auf dem Gebiete der Mahlsteuerprozesse und der Beitragspflicht zum Bau des Dammes in Rotzis bei Wusterhausen haben mir kein Heimweh nach meiner damaligen Tätigkeit hinterlassen. Dem Ehrgeiz der Beamtenlaufbahn entsagend, erfüllte ich gern den Wunsch meiner Eltern, in die festgefahrene Bewirtschaftung unserer pommerschen Güter einzutreten. Auf dem Lande dachte ich zu leben und zu sterben, nachdem ich Erfolge in der Landwirtschaft erreicht haben würde, vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehrleutnants.“



4. In militärischem und landwirtschaftlichem Dienst

Am 25. Januar 1838 richtete der Referendar Bismarck an seinen Vater von Potsdam aus folgenden Brief:

Lieber Vater! Ich danke herzlich für Deine und Mutters Weihnachtsgeschenke und hoffe, daß es mit Deinem Befinden ebensogut und mit Mutters besser geht, als es bei Abgang ihres Briefes an Linchen [1]) der Fall war; es ist doch wie vorherbestimmt, daß sie grade immer zu Weihnachten krank sein muß. Die Halstücher, welche mir Mutter geschenkt, habe ich für 5 Taler gekauft. — In das Militär bin ich noch nicht eingetreten. Ich werde zu der Kompagnie des Herrn von Arnim gehn, da er mir der zivilste unter seinen Kollegen zu sein scheint. Auf seinen und anderer Offiziere Rat habe ich meinen Eintritt noch aufgeschoben, weil ich vom Augenblick des Eintretens bis zum Frühjahrsmanöver täglich exerzieren muß; gleichviel, ob ich 14 Tage oder 3 Monat früher eintrete, muß die Dressur bis zum Manöver fertig sein. Ich werde daher so spät wie möglich, etwa im März eintreten. Mit der Regierung werde ich ohnehin eher fertig als mit dem Dienstjahr, und kann dann meine schriftlichen Examenarbeiten ebensogut hier als in Berlin machen. Es ist mir jetzt sehr viel lieber, daß ich mich nicht gleich zum diplomatischen Examen gemeldet habe; denn da ich einmal so weit bin, gewährt mir das Assessorexamen doch eine viel solidere

[1]) Karoline von Bismarck-Bohlen, Tochter des Grafen Theodor von Bismarck-Bohlen, Gemahlin des Kammerherrn Hermann von Malortie.

Sicherheit; es mag mir hernach gehn wie es will, mein Fortkommen bleibt immer gesichert. Das Geld, das Du mir für die Reise wiedergegeben, habe ich durch Bernhard mit vielem Dank erhalten, ebenso 4 Spickgänse, die bereits das Zeitliche gesegnet haben. Ich muß jetzt schließen und mich eiligst auf die Regierung begeben. Noch habe ich vergessen, zu sagen, daß Theodor mir eine sehr hübsche Tasse und Linchen eine seidene Weste zu Weihnachten geschenkt hat. Ist es bei Euch auch so kalt? seit 4 Wochen ist alles weiß hier und des Morgens oft 18 Grad Kälte. Wir haben mehrere hübsche Schlittenfahrten gemacht, unter andern mit Bassewitzens und Schenks nach Baumgartenbrück, wo wir sehr munter waren. Wilhelm Schenk hat einen schrecklich dicken Sohn bekommen, den wir nächstens taufen werden. Angenehm ist mir eigentlich die Aussicht nicht, daß ich wahrscheinlich manche Gesellschaften in Berlin werde besuchen müssen; man hat mich ohne mein Wissen und Willen auf die Liste derjenigen garçons gesetzt, die unter Leitung des Prinzen Friedrich nächstens einen Ball geben werden; ich erfuhr es erst, als die Liste schon dem Kronprinzen eingereicht war, der, wie es heißt, um sich zu revanchieren, 2 große Bälle geben wird. — Es sind hier eine außerordentliche Menge von Unglücksfällen auf dem Eise vorgekommen; Muttern wird es gewiß beruhigen, daß ich niemals Schlittschuh laufe. Lebt recht wohl, lieber Vater, grüße Muttern herzlich und Malwinchen; es freut mich sehr, daß Mutter mit der Wandel so zufrieden ist.

Dein gehorsamer Sohn
Bismarck.

Dieser Brief ist von besonderem Interesse. Daß der Abschluß der Aachener Tätigkeit des Sohnes und die Umstände, unter denen die Übersiedelung nach Potsdam vor sich gegangen war; daß der große Geldverbrauch des Sommers 1837 und die Schulden, die da hatten aufgenommen werden müssen, als das bare Geld nicht hinreichte, für die Eltern, zumal für die kränkliche und auf die diplomatische Laufbahn ihres Otto stolze Mutter nicht die Quelle besonderer Freude gewesen waren, kann man sich leicht vorstellen. Trotzdem ist das Ver-

hältnis zwischen den Eltern und dem Sohn, nun sie ihn wieder in der Nähe haben und bei der Potsdamer Regierung in geregelter Tätigkeit und in wohlangesehener gesellschaftlicher Stellung wissen, durchaus ungetrübt. Otto von Bismarck ist sich über seine Zukunft immer noch nicht klar; vorläufig hat er das diplomatische Staatsexamen wieder verschoben und will statt dessen erst die Assessorprüfung ablegen, um seine Zukunft sicher zu stellen. Unterbrochen wurde die Ausführung dieser Pläne freilich durch die Notwendigkeit, das militärische Dienstjahr zu absolvieren; aus praktischen Gründen entschied er sich für den Dienst bei dem damals schon in Potsdam garnisonierenden Garde-Jäger-Bataillon. Unzweifelhaft wäre der flotte und kühne Reiter lieber zu einem Kavallerieregiment gegangen; dazu reichten aber die Mittel nicht. Außerdem hoffte er in Potsdam trotz dem Dienste Zeit zu finden für die schriftlichen Arbeiten zum Assessorexamen.

So trat denn der junge Referendar von Bismarck am 25. März 1838 bei den Gardejägern ein. Das Leben gestaltete sich dadurch angenehm für ihn, daß er, selbst mit reichen gesellschaftlichen Talenten ausgestattet, in lebhaften Verkehr zu den Offizieren des Bataillons trat. Zu seinem Bedauern hat er ihn nicht in der Weise pflegen können, wie er gewünscht hätte; auch da stand ihm die Knappheit der Mittel im Wege. Sie mag auch mit der Grund für den Entschluß gewesen sein, sich im Laufe des Dienstjahres versetzen zu lassen und zwar zum Pommerschen Jägerbataillon Nr. 2 in Greifswald. Offiziell wurde als Grund für diesen Wunsch das Bedürfnis angegeben, auf der Greifswald benachbarten landwirtschaftlichen Akademie Eldena sich auf die praktische Landwirtschaft vorzubereiten. Dem Antrage wurde stattgegeben und Bismarck im Oktober 1838 (der Tag ist nicht festgestellt) zur „2. Jägerabteilung“ nach Greifswald versetzt. Als er dort eintraf, war die Truppe in Hinterpommern noch auf einer Übung begriffen; ihm wurde bis zu ihrer Rückkehr aus freien Stücken Urlaub erteilt. Bismarck benutzte diese Zeit, um in der Umgegend ungestört Umschau zu halten; er besuchte Eldena, von wo aber der Direktor und die meisten Studierenden noch abwesend waren, sah sich den Betrieb der vom Akademiedirektor geleiteten Ackerwirtschaft an, lernte mehrere sogenannte Musterwirtschaften in der Nähe Greifswalds kennen

und ließ sich von einem älteren Mediziner in die Anfangsgründe der für den Landwirt unzweifelhaft wichtigen Chemie einführen.

Als die Jäger vom Manöver heimgekehrt waren, trat Bismarck in den Dienst ein. Der Rest des Jahres verlief für ihn leidlich, nur nagte auch an seinem Herzen die bange Sorge um das Leben der Mutter. Ihr Zustand wurde immer bedenklicher. Georg Schmidt hat uns in seinem verdienstvollen Buche über Schönhausen und die Familie von Bismarck einen Brief Ottos von Bismarck an seinen Vater vom 25. August 1838 überliefert, in dem er über den Gesundheitszustand der Mutter, die damals in Berlin lebte, Bericht erstattete. Der in jeder Hinsicht interessante Brief lautete:

Lieber Vater! Mit Mutters Befinden steht es noch ganz in derselben Art wie bei Abgang meines vorigen Briefes, die eingetretene Schwäche hat nicht nachgelassen, und M(utter) ist infolgedessen meist bettlägerig; sie hatte ihre Anfälle von Heißhunger, von denen sie viel ausstehn mußte, doch hat derselbe seit vorgestern nachgelassen. Heut traten vormittag eine Zeitlang sehr heftige Schmerzen ein; in diesem Augenblick geht es besser; indessen bleibt sie den ganzen Tag zu Bett. Dein Brief vom 21 sten ist vor einigen Stunden angekommen; die Rebhühner sind vortrefflich; Mutter hat sich sehr darüber gefreut, da sie gar nicht mehr wußte, was sie noch essen sollte. Die Kommode mit der steinernen Platte möchtest Du nicht mitschicken, auch Mutters Sekretär, Bücher und Bücherspinde ganz unangefochten lassen; dagegen behauptet Mutter und mit ihr sämtliche Individuen zweiten Geschlechts im Hause, daß zwei ganz gleiche Mahagonikommoden, beide aus Templin gekommen, dort sein müßten. Eine davon würde wahrscheinlich in Bernhards Zimmer stehn. Jedenfalls sollst Du zwei Mahagonikommoden mitbringen, sie möchten da sein oder nicht, wenn keine andre ist, die mit den Marmorsäulen vorn. — Mutter ist jetzt zum Souper doch aufgestanden und hat ein Rebhuhn gegessen; falls Du noch welche schicktest, sollten sie etwas weniger gebraten sein, aber doch so, daß sie nicht verderben. — Mir geht es gut, aber über meine Versetzung ist noch immer nichts gekommen;

am Dienstag muß ich wieder nach Potsdam, wo grade an dem Tage großes Mannöver sein wird.

Malwinchen ist ganz munter und läßt grüßen, sie wird Lütt[1]) sehr ähnlich, eine weiße Raupe ohne Taille, und hängt deshalb mit vermehrter Sorgfalt an dem kleinen Ungeheuer. Grüße Bernhard recht herzlich und sage ihm, daß ich mir für die Zukunft jeden Tadel wegen fauler Korrespondenz verbitte, da er selbst anfängt, in dem Punkte um kein Haar besser zu sein wie ich.

Dein gehorsamer Sohn
Bismarck.

Der launige Brief bekundet zwar herzliche Teilnahme an dem Leiden der Mutter; durch die wörtliche Übermittelung ihrer Aufträge aber an den Vater über die Kommoden und über das Braten der Rebhühner gibt er aber nicht ohne Absicht dem Vater deutlich zu verstehen, daß die Mutter trotz allen Krankseins immer noch das Regiment im Hause führt und daß sich dem der Vater unweigerlich zu fügen hat.

Mit welcher Liebe Bismarck trotz allem an der Mutter hing, wie er sich nach Nachricht über sie und von ihr sehnte und mit welcher Besorgnis er im Hinblick auf ihren leidenden Zustand der Zukunft entgegensah, lassen die nachfolgenden Sätze aus einem Briefe erkennen, den er am 29. September 1838 von Greifswald aus an seinen Vater schrieb. Es heißt da gleich am Anfang:

Lieber Vater! Theodor[2]) wird Dir gesagt haben, daß er mich gesund und munter hier verlassen, und mein herzlichster Wunsch ist, daß er Dich in demselben Zustand gefunden hat, und daß Mutters Gesundheit so in der Besserung fortgeschritten ist, wie die letzte Nachricht, welche ich bei Linchen[3]) von ihr fand, mich hoffen läßt. Ich bin zwar nicht der Mann, der anderen über Briefschreiben Vorhaltungen machen sollte; aber ich kann doch nicht verhehlen, daß mir grade in diesem Augenblick, wo der Doktor so glückliche Hoffnungen

[1]) „Lütt" war ein weißer Hund, der Malwine v. B. gehörte.
[2]) Graf Bismarck-Bohlen.
[3]) Dessen Gemahlin.

zu einer bleibenden Änderung in Mutters Befinden gegeben hat, die Zeit sehr lang wird, während welcher ich keine Nachrichten über die Erfüllung derselben erhalten habe, und ich warte mit Sehnsucht darauf, da es mir immer noch im Sinne liegt, wie leidend Mutter war, gerade als ich von ihr Abschied nahm. Es würde eine große Freude für mich sein, nach so langer Zeit einmal wieder einige Zeilen von Mutters eigener Hand zu sehn. Jedenfalls werde ich am nächsten Mittwoch durch Theodor nähere Nachrichten bekommen, wenn ich bis dahin keinen Brief erhalten sollte ... — Es ist recht schade, daß ich nicht noch länger habe bei der Mutter bleiben können, anstatt hier diese vier Wochen zuzubringen; aber sie hatten mir in Potsdam die Hölle so heiß gemacht, um mich möglichst zu beeilen, daß ich zur Abteilung käme ... Gleich wieder nach Berlin zu reisen war sehr kostspielig, und ich will dafür lieber, wenn es möglich ist, zu Weihnachten hinkommen."

Diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. Bismarck hat seine Mutter lebend nicht wiedergesehen.

Frau von Bismarck war nach Berlin gekommen, um dort einen berühmten Arzt zu konsultieren; aber auch der vermochte nicht, ihr Linderung ihrer Leiden zu schaffen. So kehrte sie denn nach Schönhausen zurück. Dort wurde sie am ersten Tage des Jahres 1839 durch einen sanften Tod erlöst. Der Gatte, die beiden Söhne und die erst elf und ein halbes Jahr zählende Tochter Malwine wurden durch dies Ereignis in tiefe Trauer versetzt.

Über die Religiosität seiner Mutter hat sich Bismarck einmal in einem Briefe an seine Braut (24. Februar 1847) ausgesprochen: „Von der Religion meiner Mutter erinnere ich nur, daß sie viel in den ‚Stunden der Andacht'[1]) las, über meine pantheistische Richtung und meinen gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum oft erschrocken und zornig war. Zur Kirche ging sie nicht, und hielt viel von Swedenborg[2]), der Seherin von Prevorst[3]) und Meßmerschen

[1]) Von dem Rationalisten Heinrich Zschocke (1771).

[2]) Emanuel S. (1689—1772) behauptete Umgang mit Geistern zu haben.

[3]) Friederike Hauffe (1801—1829), Somnambule, durch Justinus Kerner bekannt geworden.

Theorien [1]), Schubert [2]), Justinus Kerner [3]). Eine Schwärmerei, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer sonstigen kalten Verstandesklarheit stand. Christlich, in dem Sinne wie wir es verstehn, war soviel ich weiß, auch ihr Glaube nicht."

Brachte der Tod der Mutter schon manche Veränderung im Hause mit sich, so kam noch ein anderer Umstand dazu, der eine vollständige Umwälzung herbeiführte: die traurige Lage der Vermögensverhältnisse. Das jeden Winter sich wiederholende Leben in Berlin, das ständige Halten einer besonderen Wohnung in der Großstadt, die Reisen zwischen Berlin und Kniephof einerseits, zwischen Kniephof, Berlin und Schönhausen andererseits, der nicht geringe Aufwand des jüngeren Sohnes Otto, während der letzten Lebensjahre der Mutter die kostspieligen Badereisen; dazu alle möglichen wirtschaftlichen Neuerungen, die Frau von Bismarck in Angriff nahm, die sich aber teils gar nicht bewährten, teils nur langsam einschlugen und deshalb wieder aufgegeben wurden — das alles hatte zusammengewirkt, um die finanzielle Lage der Eltern recht prekär zu gestalten. Noch zu Lebzeiten der Mutter traten daher beide Söhne mit dem Vorschlage an die Eltern heran, ihnen die pommerschen Güter auf ihr zukünftiges Erbteil schon jetzt zu überlassen; sie sahen darin den einzigen Weg, um die Güter für die Familie zu erhalten.

Den Eltern leuchtete dieser Vorschlag ein, sie beschlossen Kniephof zu verlassen und sich nach Schönhausen zurückzuziehen, wo der alte treue Inspektor Bellin vorzüglich wirtschaftete. Zuerst übernahm Bernhard die pommerschen Güter allein, vom Sommer 1839 an teilte er sie mit seinem Bruder Otto. Über den damaligen Wert der Güter schrieb Bismarck am 13. Februar 1847 seiner Braut: „Ich bot meinem Bruder damals die Pommerschen Güter für 150 000 Taler an, er wollte sie aber dafür nicht haben; jetzt in der Teilung haben wir sie zu 200 000 gerechnet, und das ist noch wohlfeil, denn Kniephof allein, welches mit 60 000 bei dieser Annahme interessiert,

[1]) Lehre vom tierischen Magnetismus.

[2]) Wahrscheinlich ist Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860) gemeint.

[3]) Der Dichter (1786—1862), der das Hereinragen der Geisterwelt in die irdische ernsthaft behauptete.

ist 80 bis 90 wert.“ Für Otto war dieser Schritt von schwerwiegender Bedeutung: mußte er sich doch darüber entscheiden, ob er im Staatsdienste bleiben oder diesen verlassen wollte. Diese Frage beschäftigte ihn schon in der letzten Periode seiner Potsdamer Militärzeit aufs lebhafteste. Er erörterte sie in der Korrespondenz mit seinem Bruder, er führte darüber mit Frau Gräfin Bismarck-Bohlen, geborne Gräfin Bohlen, mit deren Tochter Karoline, Frau von Malortie er sein Lebenlang in freundschaftlichem Verkehr gestanden hat, einen lebhaften Briefwechsel.

Wir teilen im folgenden einen Abschnitt mit aus einem Brief vom September 1838, der uns einen tiefen und deutlichen Einblick in die ganze Denkungsweise und in die klare Selbsterkenntnis des damals erst dreiundzwanzigjährigen Mannes gestattet. Er schrieb an die genannte Gräfin unter anderm:

„Daß für mich die Notwendigkeit, ein Landjunker zu werden, nicht vorhanden war, ist auch meine Meinung; auf der andern Seite werden Sie aber, obgleich ich Ihnen beträchtlich bureaukratische Ansichten zutraue, nicht im Ernste behaupten, daß die einem jeden gegen sein Vaterland obliegenden Pflichten von mir gerade fordern sollten, daß ich Administrativbeamter werde; vielmehr glaube ich diesen Pflichten vollständig zu genügen, wenn ich innerhalb des von mir beliebig gewählten Berufs alles das tue, was man von einem sein Vaterland liebenden Staatsbürger erwarten darf. Ich glaubte deshalb mit voller Unabhängigkeit hinsichtlich meines Berufes die Wahl treffen zu können, die mir bei meinen Neigungen und Verhältnissen die vernünftigste zu sein schien. Daß mir von Hause aus die Natur der Geschäfte und der dienstlichen Stellung unserer Staatsdiener nicht zusagt; daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und selbst Minister zu sein; daß es mir ebenso respektabel und unter Umständen nützlicher zu sein scheint, Korn zu bauen, als administrative Verfügungen zu schreiben; daß mein Ehrgeiz eher danach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen — das sind Fakta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß, indessen, dem ist so. Von allen Gründen, welche mich hätten veranlassen können, diese Abneigung zu bekämpfen, wäre wohl der würdigste gewesen der Wunsch, umfassender

auf das Wohl meiner Mitbürger zu wirken, als es einem Privatmanne möglich ist. Abgesehn davon, ob ich wirklich edel genug denke, um meine Kräfte mehr auf die Beförderung des Wohls anderer als auf die des eignen zu verwenden, bin ich, selbst bei der bescheidensten Meinung von meinen Fähigkeiten, der Ansicht, daß es für das Wohlergehen der Einwohner von Preußen keinen Unterschied machen würde, ob ich oder ein anderer von den vielen tüchtigen Leuten, die dieses Ziel erstreben, der Regierung einer Provinz angehöre oder vorstehe.

„Die Wirksamkeit des einzelnen Beamten bei uns ist wenig selbständig, auch die des höchsten, und bei den anderen beschränkt sie sich schon wesentlich darauf, die administrative Maschinerie in dem einmal vorgezeichneten Geleise fortzuschieben. Der preußische Beamte gleicht dem einzelnen im Orchester; mag er die erste Violine oder den Triangel spielen, ohne Übersicht und Einfluß auf das Ganze, muß er sein Bruchstück abspielen, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine. In einem Staate mit freier Verfassung kann ein jeder, der sich den Staatsangelegenheiten widmet, offen seine ganze Kraft an die Verteidigung und Durchführung derjenigen Maßregeln und Systeme setzen, von deren Gerechtigkeit und Nutzen er die Überzeugung hat, und er braucht diese letztere einzig und allein als Richtschnur seiner Handlungen anzuerkennen, indem er in das öffentliche die Unabhängigkeit des Privatlebens hinübernimmt. Dort kann man in der Tat das Bewußtsein erwerben, für das Wohl seines Landes getan zu haben, was in seinen Kräften stand; man mag reüssieren oder nicht, unsere Meinung mag durchdringen oder nicht, das Streben bleibt gleich verdienstlich. Bei uns aber muß man, um an den öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen zu können, besoldeter und abhängiger Staatsdiener sein; man muß vollständig der Beamtenklasse angehören, ihre falschen und richtigen Ansichten teilen und jeder Individualität in Meinung und Handlung entsagen. Mißbräuche, wirkliche oder scheinbare, die mit unsern Oberen, Vorgesetzten und selbst Kollegen in Verbindung stehn, muß man ansehn, ohne sie offen angreifen zu dürfen, und selbst was uns untergeben ist, steht mehr unter dem Einfluß des Herkommens und feststehender Vorschriften als unter dem des Vor-

gesetzten. Selbst in meiner kurzen Laufbahn habe ich oft gesehn, wie die kostspielige Zeit und Arbeit schwer bezahlter Behörden auf eine Weise totgeschlagen wurde, daß man unbedingt glauben mußte, die Geschäfte seien erfunden, um den vorhandenen Beamten zu tun zu geben, und nicht die Beamten angestellt, um notwendige Geschäfte zu besorgen; und gegen solches und anderes Unwesen kämpften ausgezeichnete Vorgesetzte mit aller Energie, aber ohne Erfolg; es liegt einmal in der Natur unserer Verwaltung. Oft habe ich hochgestellte Beamte in Aachen und Potsdam sagen hören, diese oder jene Maßregel sei schädlich, drückend, ungerecht, und doch wagten sie nicht einmal eine untertänigste Vorstellung dagegen einzureichen, sondern sahen sich vielmehr in der Notwendigkeit, sie gegen ihre Überzeugung nach allen Kräften befördern zu müssen; wo soll die Freude an der Berufserfüllung das Bewußtsein, Nutzen zu stiften, oder auch nur seine Pflicht gegen sein Vaterland zu tun, herkommen? Konflikte derart würden bei mir aber im Dienst ziemlich häufig sein, zumal da mein politischer Glaube dem von unserem Gouvernement anerkannten wesentlich zuwiderläuft. Wie soll ich da die Überzeugung gewinnen, meinen Mitbürgern nützlich zu sein, wenn ich das System, nach dem ich sie regieren soll, für weit weniger förderlich, als das entgegengesetzte, jedenfalls aber für ungerecht halte? Wie soll ich selbst vor meinem Gewissen verantworten, unter die Fahne einer Regierung zu treten, deren Grundsätze zu bekämpfen, insoweit der Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze es erlaubt, ich für eine meiner vornehmsten Pflichten gegen mein Vaterland halte.

„Sie werden vielleicht komisch finden, gnädigste Cousine, daß ich eine politische Überzeugung und gar ein Gewissen zu haben behaupte; indessen werden Sie zugeben müssen, daß ich jener edelsten Belohnung eines Staatsdieners, des Bewußtseins, mehr dem Wohle seiner Mitbürger, als dem eigenen gelebt zu haben, nur unter Voraussetzung eines Gewissens teilhaftig werden kann. Sie müssen mir daher schon gestatten, zur näheren Darstellung des Falles, daß ich aus jenem in der Tat würdigen Grunde in Dienst träte, ein Gewissen zu borgen, wenn Sie mir ein eigenes etwa nicht zugestehen wollten. —

„Für wenige berühmte Staatsmänner, namentlich in Ländern absoluter Verfassung, war übrigens wohl Vaterlandsliebe die Triebfeder,

welche sie in den Dienst führte; viel häufiger Ehrgeiz, der Wunsch, zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden. Ich muß gestehn, daß ich von dieser Leidenschaft nicht frei bin, und manche Auszeichnungen, wie die eines Soldaten im Kriege, eines Staatsmannes bei freier Verfassung, wie Peel, O'Connel, Mirabeau usw., eines Mitspielers bei energischen politischen Bewegungen, würden auf mich eine jede Überlegung ausschließende Anziehungskraft üben, wie das Licht auf die Mücke; weniger dagegen reizen mich die Erfolge, welche ich auf dem breitgetretenen Wege durch Examen, Konnexionen, Aktenstudien, Anciennität und Wohlwollen meiner Vorgesetzten zu erreichen vermag. Dennoch gibt es Augenblicke, wo ich nicht ohne schmerzliche Regrets an alle die Befriedigungen der Eitelkeit denken kann, welche mich im Dienst erwarteten; die Genugtuung, seine Brauchbarkeit und Überlegenheit durch schnelle Beförderung und andere Auszeichnungen amtlich anerkannt zu sehen; das Bewußtsein, ein Mann von Wichtigkeit und Einfluß zu sein, vor dem sich minder wichtige beugen; die selbstgefällige Betrachtung, für einen fähigen und nützlichen Menschen gehalten, besprochen, beneidet zu werden; die ganze wirkliche geheime Glorie, welche zuletzt mich und meine Familie umstrahlen würde, das alles hat viel Blendendes für mich, wenn ich eine Flasche Wein getrunken habe, und ich bedarf einer nüchternen und unbefangenen Reflexion, um mir zu sagen, daß dies Hirngespinste einer törichten Eitelkeit sind, in eine Kategorie gehörig mit dem Stolz des Dandy auf seinen Rock und des Bankiers auf sein Geld; daß es unweise und fruchtlos ist, sein Glück in der Meinung anderer zu suchen, und daß ein vernünftiger Mensch sich selbst und dem, was er für recht und wahr erkannt, leben soll, nicht aber dem Eindruck, den er auf andere macht, und dem Gerede, welches vor oder nach seinem Tode über ihn gehen mag. Kurz, ich bin nicht frei von Ehrgeiz, halte ihn aber für eine ebenso schlechte Leidenschaft als jede andere, und noch etwas törichter, weil er, wenn ich mich ihm hingebe, das Opfer meiner ganzen Kraft und Unabhängigkeit fordert, ohne mir, auch bei dem glücklichsten Erfolge, eine dauernde Befriedigung und Sättigung zu gewähren.

„Noch häufiger als aus Ehrgeiz gehn wohl unsere Beamten in Dienst, um einen anständigen und sichern Broterwerb zu haben und

weil ihnen Mangel an Kapital nicht erlaubt, ein anderes honettes Geschäft anzufangen. Bei meiner Lage gebe ich auch in dieser Hinsicht der Landwirtschaft den Vorzug. Sie machen mir, gnädigste Cousine, gemeinschaftlich mit Bernhard, die sehr schmeichelhafte Vorhaltung, daß gerade ich mit Fähigkeiten ausgerüstet sei, welche mich besondere Erfolge im Staatsdienst hoffen ließen. Wenn ich dies zugeben würde, so schiene es mir doch noch keinen entscheidenden Grund abzugeben, um die Beamtenkarriere einzuschlagen; dieselben Fähigkeiten versprechen mir auch guten Erfolg in jedem anderen Geschäft, und um eine große Landwirtschaft heutzutage richtig zu leiten, ist vielleicht mehr Verstand erforderlich, als um Geheimer Rat zu werden. Namentlich glaube ich, daß bei einer Wirtschaft, die so groß und überhaupt in der Lage ist, wie die Kniephofer, die volle Kraft und Industrie eines gescheiten Mannes erforderlich ist, um von jenen Gütern den Ertrag zu haben, den sie geben können, vielleicht auch nur, um sie zu erhalten, wenn noch schlechtere Zeiten kommen sollten. Bernhard hat nicht die Absicht, den Staatsdienst ganz aufzugeben, und er paßt, wie mir scheint, besser zu demselben als ich; er ist entschiedener Anhänger der Grundsätze unsrer Regierung, findet Gefallen an seiner Amtstätigkeit, steht sich immer mit seinen Vorgesetzten vortrefflich, weiß sich sehr gut in die Verhältnisse zu schicken, welche der Dienst mit sich bringt, und wünscht sehr lebhaft, Minister oder Präsident zu werden. Daß er aber, oder ich, oder wir beide zusammen, während wir im Staatsdienst abwesend sind, nebenher und par distance noch drei große Güter persönlich bewirtschaften könnten, halte ich ohne große und gefährliche Beeinträchtigung unsers Vermögens nicht für möglich; denn schon neben den Geschäften des Landrates, wie die Pflicht sie eigentlich fordert, läßt sich die Bewirtschaftung eines bedeutenden Gutes, auch wenn man es selbst bewohnt, nicht so führen, wie das Interesse es erfordert.

„Wenn auch übrigens der Verwaltung unserer Güter vollständig Genüge geleistet wäre, so bin ich doch überzeugt, daß vom rein materiellen Standpunkte aus betrachtet ich meine Tätigkeit vorteilhafter in der Landwirtschaft als im Staatsdienst verwerte, abgesehen davon, daß ich sogar den Besitz eines großen Vermögens für voraus erforderlich halte, um am Staatsdienst Freude zu finden, damit ich

sowohl in jeder Lage mit dem Glanz, den ich für anständig halte, öffentlich auftreten kann, als auch mit Leichtigkeit imstande bin, alle Vorteile, welche mir mein Amt gewährt, aufzugeben, sobald meine dienstlichen Pflichten mit meiner Überzeugung oder meinem Geschmack in Widerspruch treten. Wie würde es da mit mir Ärmstem aussehen, der ich von jeher einen gefährlichen Hang habe, mehr auszugeben als ich einnehme, ein Hang, den ich nur durch die Einsamkeit mit Erfolg bekämpfe, indem ich beim Zusammensein mit meinesgleichen es schwer ertrage, in irgendeiner Beziehung hinter jemand zurückzustehn. Ein Gehalt, mit dem ich bei meinen Bedürfnissen heiraten und in der Stadt einen Hausstand bilden könnte, würde ich, bei der besten zu erwartenden Karriere, im 40. Jahre, etwa als Präsident u. dgl. haben, wenn ich trocken von Aktenstaub, Hypochonder, brust- und unterleibskrank vom Sitzen geworden sein werde und eine Frau zur Krankenpflege bedarf. Für diesen mäßigen Vorteil, für den Kitzel, mich Herr Präsident nennen zu lassen; für das Bewußtsein, dem Lande selten so viel zu nützen, als ich ihm koste, dabei aber mitunter hemmend und nachteilig zu wirken; übrigens das zu erfüllen, was ich unbedachtsamerweise zu meiner Pflicht gemacht habe, dafür bin ich fest entschlossen, meine Überzeugung, meine Unabhängigkeit, meine ganze Lebenskraft und Tätigkeit nicht herzugeben, solange es noch tausende und unter diesen viele ausgezeichnete Leute gibt, nach deren Geschmack jene Preise hinreichend kostbar sind, um sie den Platz, welchen ich leer lasse, mit Freuden ausfüllen zu machen."

Diesem Briefe an Frau Gräfin Bismarck-Bohlen wurde damals in der Familie eine gewisse Bedeutung beigemessen wegen der wichtigen Entscheidung, die er begründete. Bismarck's Vater hatte gewünscht, das Konzept des Briefes zu sehen; sein Sohn antwortete darauf, es wäre zu sehr durcheinander geschrieben, als daß der Vater sich daraus vernehmen könnte; er wollte ihm daher von dem Wesentlichsten der ziemlich langen Epistel eine Abschrift geben, die er dann gelegentlich Bernhard mitteilen möchte; denn dieser habe ihm einen ähnlichen Brief wie Gräfin Bismarck-Bohlen geschrieben und er habe ihn in der Antwort, um nicht dreimal dasselbe zu schreiben, der Hauptsache nach auf diese Abschrift seines Briefes verwiesen.

Die an den Vater gesandte Abschrift hat Bismarck am 13. Februar 1847 unter einem Haufen alter Papiere, die von Kniephof nach Schönhausen gekommen waren, wiedergefunden und sie seiner Braut geschickt „als Beläge zu der Geschichte Deines zukünftigen Lebensgefährten". Er begleitete diese Sendung mit folgenden Worten:

„Ich war damals 23 Jahr (schönes Alter, noch viel Illusion). Es hat mir später noch mitunter leid getan, daß ich damals den Abschied nahm, und ich habe selbst vor zwei Jahren noch den Versuch gemacht, einen neuen Anlauf auf eine Ministerstelle zu nehmen (vgl. S. 127); aber mehr aus Langerweile als aus Beruf. Im ganzen wird der Weg, den Gott mich geführt hat, doch wohl der beste für mich gewesen sein, und in der Hauptsache unterzeichne ich meine damaligen Ansichten, in bezug auf die Misere unseres Staatsdienertums noch jetzt. Nur von der Täuschung über das arkadische Glück eines eingefleischten Landwirtes mit doppelter Buchhaltung und chemischen Studien bin ich durch Erfahrung zurückgekommen. Auf diesem Beruf lag damals für mich der schöne blaue Dunst ferner Berge. Mitunter empfinde ich noch, wenn einer meiner Studiengenossen eine rasche Laufbahn macht, etwas gekränkt in der Idee ‚das hätte ich auch haben können', aber es macht sich dann stets die Überzeugung geltend, daß der Mensch sein Glück vergeblich sucht, solange er es außer sich sucht. (Ich betrachte uns dabei als eine Person und ‚in Dir' ist nicht ‚außer mir'.) ... Wie mancher Regierungsrat lebt in der Stadt auf elegantem Fuß mit Frau und Kind bei 1000 Taler Gehalt oder wenig mehr, und muß Wohnung, Holz, Licht, Kost und Unterhalt für sich, seine Leute, Pferde, wenn er welche hat, bar bezahlen, was wir hier umsonst haben. Doch l'homme propose, Dieu dispose. Wer kann in die Zukunft sehn, ob nicht auch uns einst äußere Sorge und Not hart antreten mag! Der Reichste kann sein Vaterhaus mit dem Rücken ansehn müssen. Dann wollen wir uns genügen lassen, wenn wir einander nur haben und auf Gott vetrauen ... Grüße die Eltern herzlich und behüte Dich Gott, Du, mein Stern, nach dem mein Herz krank ist immerdar."

Otto von Bismarck sagte also dem Staatsdienste Valet, ließ Examen Examen sein und trat im Sommer 1839 in die bisher von

Bernhard allein geleitete Verwaltung der pommerschen Güter ein. Beide wirtschäfteten aus gemeinschaftlicher Kasse. Aber obgleich Otto sich in der ersten kritischen Zeit sehr zusammennahm und einschränkte, merkte er doch deutlich, daß er mehr verbrauchte als sein Bruder; er drang deshalb darauf, daß wenigstens eine Kassen-, am liebsten auch gleich eine Gütertrennung vorgenommen würde. Bernhard widersetzte sich diesem Ansinnen standhaft. Aber im Sommer 1841 wurde er infolge der Wahl der Kreisstände zum Landrat des Kreises Naugard gewählt, nachdem er schon seit 1840 dem pommerschen Provinziallandtage angehört hatte; er vermählte sich am 17. September 1841 mit Adelheid Fanninger, der Tochter eines dort sehr bekannten Arztes, und siedelte in die Kreisstadt Naugard über. Dadurch wurde der gemeinsame Haushalt der Brüder ganz von selbst aufgelöst. Die Güter, für deren Erhaltung im Familienbesitz damals schon jede Gefahr beseitigt war, wurden nun so geteilt, daß Bernhard Külz behielt, Otto aber Kniephof und Jarchelin in alleinigen Besitz nahm.

Noch eines besonderen Ereignisses haben wir an dieser Stelle zu gedenken. Am 7. Juni, dem Pfingstsonntag 1840, hatte Friedrich Wilhelm III. die Augen nach dreiundvierzigjähriger Regierung zum ewigen Schlummer geschlossen; sein ältester Sohn, der reich begabte Kronprinz, bestieg als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron. Große Hoffnungen setzte das Volk auf ihn. Am 15. Oktober, am Geburtstage des neuen Königs, fand die allgemeine Huldigungsfeier in Berlin statt. Unter den vielen Tausenden, die aus der ganzen Monarchie zu dem festlichen Tage in der Hauptstadt zusammengeströmt waren, befand sich auch Ferdinand von Bismarck mit seinen beiden Söhnen. Vor dem Königlichen Schlosse war eine thronartige Tribüne errichtet. Von ihr herab richtete der König in hehrer Begeisterung an die unübersehbaren Massen folgende Worte:

„Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes, und eingedenk der unaussprechlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe ich zu Gott dem Herrn, er wolle mit seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die jetzt erschallen werden, die Ich zu Königsberg gesprochen, die Ich hier bestätige. —

Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. Ich will, soweit Meine Macht und Mein Wille reichen, Friede halten zu Meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften das edle Streben der hohen Mächte unterstützen, die seit einem Vierteljahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europas sind. Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in Mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind tränenreich und tränenwert, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeisterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam geborenen Volke richte Ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde eine ernste Frage! Können Sie, wie ich hoffe, so antworten Sie Mir in eigenem Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben. Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Gescharten alle, die meine Stimme vernehmen können — Ich frage Sie: Wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und Tat und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen Mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie Ich es soeben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde gesellt ist? — nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben Mich nicht lassen noch versäumen, sondern treu mit Mir ausharren durch gute wie durch böse Tage — o! dann antworten Sie Mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie Mir

ein ehrenfestes Ja! — (Dieses Ja ertönte [nach dem amtlichen Berichte] mit unaussprechlicher Kraft und Fülle aus der unübersehbaren Menge.) — Die Feier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt — Ihr Ja aber war für Mich — das ist Mein eigen — das lass' Ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue — das gibt Mut, Kraft, Getrostheit, das werde ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! — Ich will Meine Gelübde, wie Ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott Mir hilft. Zum Zeugnis hebe Ich Meine Rechte zum Himmel empor! — — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!"

Man kann sich leicht vorstellen, welchen tiefen und nachhaltigen Eindruck diese in feierlicher Stunde von königlichem Munde mit hohem Pathos und noch höherer Begeisterung an das Volk gerichteten Worte auf Otto von Bismarck machten, wie sie nachklangen in seinem Herzen und wie auch sein Ja ihm ein Gelübde, dem König getan, geworden ist, dem er treu zu sein sich gebunden fühlte bis an sein Lebensende.

Otto von Bismarck wohnte nun in dem alten Herrenhause von Kniephof, das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sein Urgroßvater, der Reiteroberst Friedrich August von Bismarck, den die biedere Bauernbevölkerung wegen seiner ausgelassenen und übermütigen Streiche den „tollen Bismarck" nannte und der unter diesem Namen bei den Landbewohnern noch fortlebte, erbaut hatte. Fast schien es, als sollte des Urahnen Geist- und Spottnamen auf den neuen Besitzer von Kniephof forterben. Denn auch jetzt erlebte das Haus, nachdem der Herr von morgens früh bis abends spät im Sattel gesessen, manch fröhliches nächtliches Gelage, das Bismarck mit den Nachbarn und mit befreundeten Offizieren feierte. War er selbst doch am 12. August 1841 zum Sekondeleutnant der Landwehrinfanterie ernannt worden; fast genau ein Jahr später, am 14. August 1842, wurde er dann zur Kavallerie versetzt. Aus Kniephof wurde im Volksmunde ein Kneiphof gemacht und der Hausherr zum „wilden Bismarck" gestempelt. Er selbst hat später einmal erzählt, was für Gerede über ihn unter den Kniephofer Bauern umliefen: „Ja, die Bauern bei uns machten

sich sehr wunderliche Vorstellungen. Da hieß es: wir wären etliche zusammengewesen — junge Leute — in einem öffentlichen Lokale und hätten da etwas gegen den König gesagt, der dabei gesessen hätte, aber unbekannt. Da wäre er plötzlich aufgestanden, hätte den Mantel auseinandergeschlagen und den Stern auf seiner Brust gezeigt. Die anderen wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und ihn grob behandelt. Da hätte ich zehn Jahre Gefängnis gekriegt und mich nicht rasieren dürfen. Nun trug ich damals einen Vollbart, was ich mir in Frankreich 1842 angewöhnt hatte, wo das eben aufkam, und so hieß es, alle Jahre in der Silvesternacht käme der Scharfrichter, der schnitte ihn mir ab. — „Es waren reiche und sonst gar nicht dumme Bauern," fügte Bismarck hinzu, „die das erzählten; und sie sagten es nicht, weil sie was gegen mich hatten, sondern ganz gutmütig und voll Mitleid mit dem jungen Menschen."

Soviel aber auch über Bismarck geredet werden mochte, die ihn kannten, wußten sehr gut, daß die Ausgelassenheit nur ein Mittel war, um das Einsamkeitsgefühl und die Langeweile zu vertreiben; sie wußten, daß oft genug der Jubel festlichen Gelages verstummte und das Gespräch sich ernsten Daseinsfragen zuwandte. Auch würde man fehlgehen mit der Annahme, daß sich Bismarck in jener Zeit gar nicht wissenschaftlich beschäftigt habe; mit Vorliebe studierte er damals Machiavelli's de Principe und Spinoza's Werke. In besonderem Maße nahm den innerlich so tief unbefriedigten Mann die Lektüre dreier damals fast gleichzeitig auf den Plan tretender Freigeister in Anspruch: David Strauß, Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach. Aber weder das Leben Jesu des ersten, noch die zersetzende Evangelienkritik des zweiten, noch Feuerbach's mit allem christlichen Wesen völlig zerfallendes „Wesen des Christentums" vermochten einen anderen Eindruck auf Bismarck hervorzubringen, als das wehmütige Gefühl, „daß sein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder". Und wie fleißig betrieb er sein Lieblingsstudium der Geschichte! Es kam wahrlich nicht von ungefähr, daß ein Gefährte jener Tage später unverhohlen bekannte: „Er imponierte uns allen."

Bernhard von Bismarck machte als Landrat seinem Bruder Platz für den Sitz eines Kreisdeputierten; wiederholt hatte er als solcher vertretungsweise das Landratsamt zu verwalten; auch wurde er zum ritterschaftlichen Abgeordneten des Naugarder Kreises in den pommerschen Provinziallandtag gewählt, dies Amt legte er aber aus Überdruß an den im Landtage verhandelten Gegenständen bald wieder nieder. Sein Ansehen wuchs aber auch bei reifen Männern des Kreises derartig, daß ein nicht geringer Teil der Kreisdeputierten seine Wahl zum Landrat plante; er wies jedoch solche Pläne weit ab.

Eine angenehme Abwechslung in das Einerlei von Kniephof brachte eine militärische Übung. So wurde er im Juni 1842 nach Stargard zu den Ulanen eingezogen, die hier in Greifenberg und in Treptow an der Rega in Garnison standen. Diese Übungszeit brachte neben flottem Dienst auch fröhliche Gelage in den Garnisonen wie in dem zwischen Greifenberg und Treptow belegenen Wirtshaus „Goldner Mops", in dem sich die Offiziere häufig zusammenfanden, mit sich, aber auch ein Vorkommnis recht ernster Art, das sich in dem neumärkischen Städtchen Lippehne am Wendelsee zutrug und den Beweis lieferte, daß Otto von Bismarck nicht nur beim schäumenden Becher seinen Mann stehen konnte, sondern auch sein Leben unbedenklich in die Schanze schlug, wenn es galt, einen Menschen aus Todesgefahr zu retten. Über den Vorfall hat der damalige Ortsgeistliche Oberpfarrer Stöhr in der Stadtchronik folgenden Bericht aufgezeichnet:

„1842. Freitag den 24. Juni (Johannistag) gegen fünf bis sechs Uhr nachmittags ließ der zur Übung hier anwesende Leutnant von Bismarck, zweiter Sohn des Rittmeisters a. D. von Bismarck, Gutsbesitzer auf Kniephof bei Naugard, in Begleitung der Herren Leutnants von Klitzing, von Schneuden usw. seine Pferde im hiesigen Wendelsee, zwischen der Brücke und der rechts derselben von der Stadt aus gelegenen Gotthardtschen Gerberbank durch seinen Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrand und den Ulanen Wilhelm Kühl, beide aus Jarchelin bei Naugard, schwemmen. Die Herren Leutnants standen auf der Brücke. Hildebrand ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Unstreitig dadurch, daß der Reiter die Zügel ungleich gefaßt, fing das Pferd an, im Kreise zu gehen. Indem der Reiter es

herumwerfen wollte, bäumte es auf und warf ihn in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies und ritt schnell hinzu. Da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Leutnant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens fünfzehn Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im übrigen vollständig bekleidet und mit Glaceehandschuhen versehen, den Hildebrand, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich an das Ufer und bemühte sich, das eine noch im See schwimmende Pferd um die Gerberbank nach dem Gotthardtschen Garten zu treiben, was glücklich gelang. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen."

Einige kleine Ungenauigkeiten in diesem Berichte sind später berichtigt: daß Bismarck nur seinen Reitknecht Hildebrand rettete, während Kühl sich selbst in Sicherheit brachte, und ferner, daß sich Bismarck nicht erst die Zeit nahm, den Waffenrock abzulegen, wie die infolge der Anstrengung des Schwimmens mit dem bewußtlosen Körper des Reitknechts unter den Armen entstandenen Risse bezeugten. Bald danach bekam Bismarck für diese wackere Tat die Rettungsmedaille am Bande. Sie war lange Zeit das einzige Ehrenzeichen auf seiner Brust. Später, so wird erzählt, saß er einmal mit Roon und Moltke zusammen, und die Unterhaltung kam auf ihre Orden. Bismarck erzählte, daß er manches Jahr nur die Rettungsmedaille gehabt habe, und fügte hinzu: „Dann aber sammelten sich die Adler"; mit schalkhaftem Scherz habe Roon darauf an ihn die Frage gerichtet: „Soll man das im biblischen Sinne verstehen?" (eine Anspielung auf das Wort: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler", Matth. 24, 28). Am 12. Juli 1886 wurde am Ufer des Wendelsees zum bleibenden Gedächtnis an Bismarck's

Rettungswerk ein Gedenkstein errichtet und an demselben Tage dem Fürsten Bismarck das Ehrenbürgerrecht der Stadt Lippehne verliehen.

Die militärische Übung ging zu Ende, Bismarck kehrte nach Kniephof zurück. Die Stille und Einsamkeit, die ihn dort umgab, empfand er jetzt noch drückender als vorher. Er war des einsamen Treibens gründlich müde; da die Güterverwaltung in gutem Gange war und auch mal einige Wochen seiner persönlichen Leitung entraten konnte, griff er im Juli 1842 kurz entschlossen zum Wanderstabe und zog zunächst nach England. Hatte er doch im Gebrauch der englischen Sprache schon seit Jahren sich eine anerkennenswerte Fertigkeit erworben, kannte er doch die englische Literatur durch eingehendes Studium und hatte für englische Art lebhaftes Interesse auch durch den Umgang mit Männern wie Motley, Astley und manchen anderen gewonnen. Er nahm daher mit Recht an, daß es ihm auch an freundlicher Aufnahme im Inselreich nicht fehlen würde. Von dem, was er darüber erlebt hat, besitzen wir nur spärliche Kunde, nur einen zuerst im Bismarckjahrbuch I, 4 ff. veröffentlichten Brief an seinen Vater aus London vom 28. Juli 1842. Er schrieb:

Lieber Vater! Seit ich Dir zuletzt aus York schrieb, habe ich vieles Merkwürdige gesehn. In York ist weiter nichts interessant als der imposant schöne Münster mit vielen alten Denkmälern, die nirgends so gut erhalten sind als hier, weil nie fremde Truppen im Lande. Außerdem sah ich Kasernen und Ställe des Husarenregiments Prinz Albrecht, dessen Oberst der wegen seines Duellprozesses vor dem Oberhause bekannte Lord Cardigan ist. Die Offiziere waren, obgleich ich keinen von ihnen kannte, äußerst artig, luden mich zu Mittag ein und zeigten mir alles. Die Pferde dieser Husaren sind durchschnittlich bedeutend schwerer und größer als die unserer Gardedukorps; die Ration der Remontepferde, welche noch gar nichts taten, ist fast 4 Metzen Hafer und 12 Pfund Heu. Bei Hull und York ist die Gegend wenig hüglig, aber doch hübsch durch das fortlaufende Grün der prächtigen Hutungen, der über ganz England zusammenhängenden Hecken und der vielen kleinen Baumgruppen, ähnlich der Umgegend von Hamburg. Die Häuser liegen

großenteils in kleinen Weilern im Gebüsch zerstreut. Merkwürdig war nur die Abwesenheit aller Scheunen. Alles Getreide steht in Mieten von vielleicht 20 bis 50 unserer Stiege, und neben der verdeckten Tenne ist nur so viel Scheuerraum, um eine Miete unterzubringen. Nach Manchester zu wird die Gegend gebirgig und schön in anderer Art, etwas wie der Unterharz. Die Eisenbahn geht abwechselnd über die Dächer kleiner Städte und durch Tunnels von 3 bis 4 englischen Meilen Länge. In Manchester machte ich die Bekanntschaft eines Maschinenbauers, der mir sehr nützlich wurde. Ich habe durch seine Vermittlung die größte Maschinenfabrik der Welt und andere interessante Manufakturen, die sonst nicht leicht gezeigt werden, gesehen. Überhaupt kann ich nicht genug die außerordentliche und meine Erwartung weit übertreffende Höflichkeit und Gefälligkeit der Engländer rühmen; auch die geringsten Leute sind artig, sehr bescheiden und verständig, wenn man mit ihnen spricht. Diejenigen, die viel mit Fremden in Berührung kommen, Lohnkutscher, Lastträger, haben natürlich viel Neigung zu prellen, geben sich aber, wenn sie sehen, daß man Sprache und Gebrauch kennt und entschlossen ist, sich nicht einschüchtern zu lassen. Im ganzen finde ich das Leben sehr viel wohlfeiler, als ich erwartete; nur muß man sich an das Gewöhnliche halten, nichts Besondres fordern, was nicht von selbst gereicht wird, und nie essen, als wenn man sehr hungrig ist. Denn wenn man morgens oder abends eine Tasse Tee trinkt oder mittags einen Löffel Suppe nimmt, so bezahlt man ebenso gut seine halbe Krone (25 Sgr.) für die Mahlzeit, als wenn man vier Pfund von den fünf oder sechs stehenden Sorten kalten Fleisches, die es zu jeder Tageszeit gibt, nebst Fisch, Käse, Bier, Eier und zu Mittag, was es sonst gibt, dazu gegessen hat. Es ist das Land für starke Esser. Die Abwechslung in der Küche ist gering; Rostbeef, Hammel, Schinken (gekocht), Speckseite, gebratenes Lamm, Kalb, Eier und Kartoffeln stehen zu jedem Frühstück auf dem Tisch; des Mittags kommt Fisch und eine infame Obsttorte dazu. Die Suppen sind mit rotem und schwarzem Pfeffer so gewürzt, daß wenige Fremde sie essen können. Portionsweise wird nie gegessen, sondern von jeder dieser Fleischsorten stehen, auch beim Frühstück,

die kolossalsten Stücke, wie wir sie gar nicht kennen, vor dir und du schneidest und issest davon, so viel und so wenig du Lust hast, ohne Einfluß auf die Bezahlung. Ich habe in den Wirtshäusern, wenn (ich) darin Abendessen und Frühstück, jedes aus vorgedachten Gerichten nebst Tee bestehend, genossen und geschlafen hatte, stets 8 bis 9 Schilling, also mit Trinkgeld etwa 3 Taler bis 3 Taler 10 Sgr. bezahlt, und es fiel mir bei diesen schweren Nebenmahlzeiten nicht ein, zu Mittag zu essen; ich glaube, daß ich bei Manger oder Krause nicht so wohlfeil abgekommen wäre mit einer Nacht und bei weitem nicht die Lebensmittel für das Geld gehabt hätte wie hier, und dabei bin ich stets in den ersten Hotels gewesen. Wein trinkt man an öffentlichen Orten sehr wenig, auch ist er schlecht und teuer, a crown (1 Taler 20 Sgr.), der bei uns 20 Sgr. kosten würde. Rauchen ist fast überall, auch in Privatzimmern (durch die Wirte) verboten; auf der Eisenbahn bei 13 Taler 10 Sgr. Strafe; desto besser, denn Zigarren sind schändlich schlecht und zahlen $3^1/_2$ Taler pro Hundert Zoll. Lebe herzlich wohl, ich schreibe bald mehr.

Dein gehorsamer Sohn

Otto.

(Nachschrift:) Ich schließe, weil ich Gelegenheit habe, diesen Brief portofrei durch die Gesandtschaft zu schicken. Das Erntewetter ist schön hier; ich habe aber viel Weizen gesehen, der schlecht steht, weil er im Winter gelitten hat. Morgen gehe ich über Portsmouth, wo ich eine segelfertige Flotte sehen werde, nach Boulogne.

Wie sorgfältig — das verdient an diesem Briefe ganz besonders beachtet zu werden — nimmt doch hier der Sohn Rücksicht auf die speziellen Interessen seines Vaters, des alten schlichten Kavallerieoffiziers! Solches Zartgefühl ist für Otto von Bismarck besonders charakteristisch. Er erzählt von den Husarenpferden, von der Fütterung der Remonten, von der Landwirtschaft, vom Essen, Trinken und Wohnen und von den Preisen in den Hotels, vom Rauchen, vom Stand der Ernte. Der ganze Brief befleißigt sich in solchem Maße eines schlichten Tones, daß der alte Herr alle Mitteilungen des Sohnes ohne die geringste Mühe mit wahrem Genusse hat aufnehmen können.

Auf der Weiterreise durch Frankreich in die Schweiz wurde Otto ernstlich krank und mußte acht Tage lang das Bett hüten. Daher ist der nächste Brief, der von dieser Reise noch auf uns gekommen ist, erst aus Bern vom 10. September. Da schreibt er wieder an den Vater:

Lieber Vater! Die Verlängerung meiner Reise unter Umständen, die meine Rückkehr so dringend nötig machten, hat sich schon bestraft, aber auf eine Art, die ich nicht erwartete. Die Krankheit, die ich schon in Frankreich spürte, hat sich auf der Reise vermehrt, so daß (ich) hier seit acht Tagen liegen muß; ich bekam unterwegs Fieber mit sehr heftigen Schmerzen; nach wiederholtem Aderlaß befinde ich mich so weit besser, daß ich reisen könnte, wenn das Wetter nicht so schlecht wäre, wir haben fortwährend Regen und Kälte; ich schreibe Dir nur, um Dich über mein Ausbleiben und mein Ergehen zu beruhigen, und es ist nicht aus Mattigkeit, daß ich nicht mehr schreibe, sondern weil mich die Aderlaßbinde am Arm geniert. Ich habe leider noch immer keine Nachricht von Euch. Die Angelegenheit wegen der Steuer beunruhigt mich aufs äußerste; ich kann indes von Bernhard wohl erwarten, daß er die Sache wie seine eigene betrachten und mich nicht im Stich lassen wird; wenigstens bin ich mir bewußt, daß ich es in gleichem Fall für ihn getan haben würde; und Mittel und Wege, Geld aufzunehmen, wird (er), wenn nicht durch sich, gewiß durch Blanckenburgs oder unsere anderen dortigen Freunde finden. In vier bis fünf Tagen sagt mir der Arzt, daß ich bestimmt werde reisen können, da die Krise vorüber und die Besserung täglich zunehmend ist. Lebe recht wohl, lieber Vater, und behalte lieb

Deinen
treuen Sohn
O. v. B.

Dann schrieb er am 16. September noch von Luzern aus an Bernhard, legte ihm die Steuersache dringend ans Herz und machte ihm allerlei Vorschläge, wie und wo er Geld aufnehmen könnte; doch setzte er resigniert dazu: „Kannst oder willst Du Dich mit der ganzen Sache nicht befassen, so kann ich mir freilich nicht helfen und werde die

Folgen mit Gleichmut zu tragen suchen". Die Krisis muß aber glücklich überwunden worden sein, denn es verlautet nichts weiter darüber.

Im Sommer 1843 unternahm er abermals eine Reise; diesmal führte ihn sein Weg nach Frankreich, speziell nach Paris. Wenigstens erwähnt er in einem Bericht an den Ministerpräsidenten von Manteuffel aus Frankfurt vom 13. August 1853, vor Antritt seines Sommerurlaubs infolge Vertagung des Bundestags, daß er nach der Rückkehr von Norderney die fernere Ferienzeit sehr gern zu einer Ausflucht nach Paris benutzen würde, um sich, „nach zehn Jahren seit seiner letzten Anwesenheit, Stadt und Menschen einmal wieder anzusehn". Immerhin scheint dieser Schluß nicht sicher zu sein; denn es kann ebensogut sein, daß die „zehn Jahre" nur eine runde Zeitangabe ist, die sich auf die Reise aus dem Sommer 1842 bezieht. Da er damals von Boulogne aus Frankreich bis zur Schweiz durchquert hat, wäre es zu verwundern, wenn er nicht in Paris längeren Aufenthalt genommen hätte.

Im September 1843 scheint er aber seinen Vater und seine Schwester in Schönhausen besucht zu haben. Wie er auf der Rückreise freilich bis Berlin ein Dampfschiff benutzt hat, also etwa auf Elbe, Havel und Spree, ist nicht ganz klar. Am 1. Oktober 1843 schrieb er folgenden Brief an den Vater, einen Brief, der uns wieder einen Blick in das nicht allzu behagliche Junggesellenleben in Kniephof tun läßt.

Lieber Vater! Ich bin hier, wie Du denken kannst, wohlbehalten angekommen. Auf dem Dampfschiff war ich der einzige Passagier, den man „Sie" nennen konnte, es war daher wohl der Mühe wert, daß sie auf mich warteten. — Von Berlin aus reiste ich mit Erxleben aus Selbelang [1]), der nach Swinemünde ging und sich Dir empfehlen ließ, und mit Thadden zusammen. Hier habe ich bis auf das Wetter alles in Ordnung gefunden, es ist nur schon bald 14 Tage so naß, daß man den Leuten kaum zumuten kann, zum Kartoffelaufnehmen draußen zu bleiben. — Gestern hatte ich große Gesellschaft hier. Pauline [2]), Frau von

[1]) Kirchdorf von 320 Einw. unweit Nauen (Kr. Westhavelland).

[2]) Frau von Blanckenburg, geb. v. Kessel.

Knobelsdorf, Adelheid [1]) nebst Männern und der Doktor [2]) ließen sich plötzlich am Abend vorher ansagen, und durch Bernhards Vermittlung bekam ich noch die ganze Departements-Ersatz-kommission dazu: einen Brigadegeneral v. d. Heyde nebst Adjutant, Major Witzleben, den kleinen Kamptz, einen Regimentsarzt, in allem 14 Personen. Meine Mamsell war außer sich, aber es gelang noch, uns mit Anstand aus der Affäre zu ziehn, und man erklärte meine Wirtschaft in so vorzüglicher Ordnung, daß ich gar keine Frau brauchte. —

Ich freue mich sehr, daß Ihr nun bald herkommt; wir hoffen, es wird schon am 11. sein, da den 12. Adelheids Geburtstag ist.

Zum 15. in Freienwalde werde ich Quartier ausmitteln und mich dieser Tage in die Gegend zum Rekognoszieren begeben. Würde es nicht vielleicht angemessen sein, daß ich ein Dutzend der unerschrockensten Stargarder Leutnants vermittelst eines guten Diners für mich und meine Angehörigen günstig zu stimmen suchte? Vielleicht ließen sich dann einige bereden, mit meiner armen Schwester zu tanzen, da ich doch nicht den ganzen Abend für den Riß einstehn kann, obgleich ihr meine innige Teilnahme, wenn sie als Dekoration verbraucht werden sollte, nie fehlen wird. — Lebe recht wohl, lieber Vater. Grüße Malwine und kommt gesund und bald hier an. Ich langweile mich zum Hängen, wenn ich hier allein bin. Mittwoch ist ökonomische [3]) in Regenwalde, Donnerstag Kränzchen in Plathe.

Dein treuer Sohn
Bismarck.

Der Besuch wurde auch ausgeführt und scheint sich auf Monate erstreckt zu haben; denn noch Anfang Februar des nächsten Jahres (1844) schrieb Bismarck von Berlin aus an seine Schwester nach Naugard; da war sie mit dem Vater im Hause Bernhards von Bismarck. Otto war Anfang 1844 noch einmal für kurze Zeit als Referendar

[1]) Frau von Bismarck, geb. Fanninger.
[2]) Dr. Fanninger.
[3]) d. h. „ökonomische Gesellschaft“.

bei der Regierung in Potsdam wieder eingetreten (vgl. S. 114), weil Freunde wie Senft von Pilsach, der Oberpräsident von Pommern, und namentlich auch sein Bruder Bernhard ihn für vorzüglich geeignet zum Staatsdienst hielten. Er arbeitete fleißig, stellte sich aber trotzig der Bureaukratie gegenüber. Das Ende dieser Tätigkeit soll drastisch gewesen sein. Man erzählt darüber: gelegentlich eines Besuchs bei einem direkten Vorgesetzten habe dieser getan, als hätte er Bismarck's Anwesenheit vergessen, habe am Fenster gestanden und an die Scheiben getrommelt; Bismarck sei darauf ans andere Fenster getreten und habe den Dessauer Marsch auf der Fensterscheibe getrommelt; auf die Frage des überraschten Vorgesetzten, was er wünsche, habe er die Antwort gegeben: „Ich war gekommen, um mir einen Urlaub zu erbitten; jetzt aber bitte ich um meinen Abschied!“ Aus dieser Zeit stammt Bismarck's Gutachten über Expropriationen, die von der Regierung vorgenommen waren. Diese Arbeit ging in ihrer Originalität und in ihrem Freimut weit hinaus über den Durchschnitt derartiger amtlichen Schriftstücke; von seinen Freunden wurde noch lange der klassische Satz daraus zitiert: „Sie können es mir gar nicht in Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln.“ Während dieses Potsdamer Aufenthaltes Ottos wurde Bernhard von Bismarck von dem schweren Schlage betroffen, daß er am 22. Mai seine Frau verlor. Er war, wie Otto an den ihm befreundeten Herrn v. Savigny schrieb, dergestalt angegriffen, daß er (Otto) ihn vorläufig nicht allein lassen konnte und die landrätlichen sowohl wie seine Privatgeschäfte besorgte. Er nahm deshalb noch weitere drei Wochen Urlaub, bat Savigny, die in seiner Wohnung befindlichen Akten auf die Regierung zu besorgen und ihm seinen Diener, für den er Marschroute beifügte, nach Naugard zu schicken, „da Verhältnisse eintreten könnten, die meine Abwesenheit noch verlängern“. Diese Vertretung hat geraume Zeit gedauert; denn noch am 27. Juni, als Bismarck seiner Schwester zum Geburtstag gratuliert, erwähnt er, daß sein „Vizekönig“ noch nicht da ist, um ihn abzulösen. Mit dieser Vertretung mag auch die vorher beabsichtigte Urlaubsverlängerung und das schließliche Entlassungsgesuch zusammengehangen haben.

Anfang August 1844 unternahm Otto von Bismarck einen längeren Ausflug nach Norderney. Seine Erlebnisse und sein Ergehen auf dieser Reise schildert er weiter in zwei köstlichen Briefen, deren einer an den Vater, der andre an seine Schwester gerichtet ist. Wir lassen ihn selbst erzählen.

Lieber Vater! Norderney 8. Aug. 44.

Ich bin vorgestern früh glücklich, wenn auch etwas später, als ich wollte, hier eingetroffen. Meine Reise fing gleich damit an, daß ich in Tangermünde, ich weiß nicht wieviel Stunden, bis gegen 10 Uhr abends warten mußte und mich dabei merkwürdig langweilte. Das Dampfschiff war ziemlich besetzt, und zur Nacht noch schlechter eingerichtet, als auf unserer Reise nach Hamburg, da die hintere Hälfte der großen Kajüte für Damen abgeteilt war. Ich habe deshalb in Gesellschaft zweier Engländer die Nacht mit Grog und Politik zugebracht, zum großen Kummer für die Mitreisenden, die gute Plätze hatten und schlafen wollten. Gegen 5 waren wir in Magdeburg, wo ich Brunnemann nicht fand, mit seinem Sohn aber Abrede genommen habe. Zum Nachmittag kam ich nach Hannover, wo ich bis zum Montag morgen blieb und mich sehr gut unterhalten habe, wie immer, wenn ich mit Karoline (v. Malortie) zusammen bin. Ich habe sie sehr angegriffen, aber doch nicht so krank gefunden, wie ich nach Frau v. Derenthal(l)s Schilderung erwartete, und sie würde besser sein, wenn sie still sitzen könnte und nicht immer wie Haarpuder im Hause umherflöge. In Carlsburg, wohin sie am Montag mit Theodor [1]) gegangen ist, wird sie sich unter dessen Aufsicht wohl erholen. Ich habe in Hannover überhaupt sehr liebenswürdige Leute gefunden, bin jeden Tag in angenehmer Gesellschaft gewesen und täglich in einer ganz hübschen Gegend ganz stolz mit königlicher Livree, vier Pferden und zwei Vorreitern spazieren gefahren, weil der Oberstallmeister, Graf Platen, mein Freund war. Am Montag ging erst das Weserschiff, mit dem ich fahren wollte, und ich fand dazu eine sehr gute Reisegesellschaft in der Familie des Kriegsministers Grafen Kielmannsegge, mit denen ich erst von

[1]) Vater von Karoline v. Malortie, Graf von Bismarck-Bohlen.

Hannover bis Nienburg zu Lande und von da in zwei Tagen zu Schiff hierher kam; in gedachter Familie befanden sich drei sehr artige Töchter, unter die ich mein Herz während der Reise mit strenger Gerechtigkeit verteilt habe. Außerdem war und ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr v. d. Wisch, Minister des Innern in Hannover, mit uns, für den ich ein großes Tendre gefaßt habe; ich habe selten soviel Verstand mit so angenehmen Manieren gesehn. Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa zwei Meilen von der Insel Wangeroog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Flut abzuwarten. Während der Zeit überfiel uns das tollste Gewitter, das ich je gesehn habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl zwei Stunden mit wenig unterbrochenem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn von Friesen aus Rammelburg und dem Kapitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag, mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel; Friesen und ich taumelten auseinander, und jeder dachte vom andern, er brannte; der Strahl hatte einige Schritt von uns den Kettenkasten getroffen und an der aushängenden Kette seinen Weg ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch drei ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, so daß die ganze See um uns her aufbrauste. Einige Damen wurden ohnmächtig, andre weinten, und die Stille der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Kapitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außerstande, zu antworten; er war blaublaß im Gesicht, die Lippen bebten ihm wie in Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehn mögen, was für Kommando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand geraten wäre; gegen mich geriet er in eine abergläubische Aufregung, die er erst späterhin zu äußern imstande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin K(ielmannsegge), die in größtem Schreck an die Tür stürzte, einige Scherze über den Donner machte. Übrigens stand unsre Partie wirklich schlecht, da

das Schiff der einzige anziehende Punkt für die Blitze war, das Gewitter gerade über uns, und wenn wir brannten oder der Kessel, die größte Eisenmasse, zerschlagen wurde, so faßte unser Boot noch nicht den vierten Teil der Gesellschaft, und wir waren zwei Meilen vom Lande. Das Gebet des Bremer Herrn rettete uns diesmal noch. Dienstag früh kamen wir hier an. Das Bad ist hier scharmant, namentlich ein herrlicher sandiger Strand, ein schönes großes Gesellschaftshaus. Die Badezeit wechselt nach der Flut von 6 U(hr) morgens bis 4 mittags. Daß der Kronprinz mit seiner Frau hier ist, weißt Du; ebenso die Herzogin von Dessau mit ihrer Tochter; beide sehr liebenswürdige Prinzessinnen. Außer deren Hofchargen befinden sich in der Gesellschaft, der ich mich angeschlossen habe: ein Graf Haak (Hacke), der früher in Domitzow wohnte, eine Frau und zwei recht hübsche Töchter hier hat und sich Dir empfehlen läßt; Graf Schwicheld(t) aus Hannover mit einer jungen Frau; Frau v. Kalm aus Braunschweig, Frau v. Miaskowska, eine sehr liebenswürdige Witwe, die Kielmannseggesche Familie, Frau v. De(c)ken, Herr v. Eberstein nebst Frau, die mir tausend Empfehlungen an Adolphine [1]) aufgetragen hat, Graf Reventlow mit einer Schwester, die schöne Zähne und kupfrige Farben hat und dereinst eine stattliche Stiftsdame abgeben wird, Frau v. Reitzenstein, deren wohlgewachsene Tochter für die Hauptschönheit gilt und eine prächtige Frau zum Spazierengehen abgeben würde, lang und schlank mit gutem Trittwerk; eine Gräfin Harrach aus Dresden, die bei sich ein Fräulein von der Mosel hat, kein geringes Gewächs, weder kalt noch sauer, Frau von Ochs aus Hessen, General von Poten nebst Frau und viele andre. Die hübscheste von allen ist die Prinzessin von Dessau. Des Vormittags, nach oder vor dem Bade, wird Kegel geschoben, mit riesenhaften Kugeln, außerdem verteilt sich die Zeit auf Whist- und Pharao-Spielen, moquieren und hofieren mit den Damen, Spazieren am Strande, Austern essen, Kaninchen schießen und abends ein bis zwei Stunden tanzen. Eine einförmige, aber gesunde Lebensweise. Soeben bringt man mir das gebräuchliche Ankunftsständchen, wofür ich einen Taler werde

[1]) v. Kessel.

bezahlen. — Ich denke im ganzen etwa fünf Wochen hier zu bleiben, und komme auf der Rückreise jedenfalls über Schönhausen, d. h. wenn Ihr noch nicht in Berlin seid. Ob ich wieder über Hannover gehe, weiß ich nicht, gern möchte ich aber noch einmal nach Bremen, wenn auch nicht, um wieder 1624er Rüdesheimer zu trinken, doch um mir die sehr schönen, gut erhaltenen alten Gebäude näher anzusehen und mir Zigarren auszusuchen, wozu ich neulich, bei einem Aufenthalt von fünf Stunden des Nachts nicht Zeit hatte. Das Rathaus ist eins der wenigen alten Denkmäler, die ganz unversehrt aus alter Zeit geblieben sind und hat mir viel besser gefallen, wie der saure alte R(h)einwein darin, der wie Lohe aussieht und wie Essig schmeckt, aber auf sehr schönen Fässern liegt, die bis 3000 Flaschen enthalten, die Flasche zu 2 bis 3 Taler Gold.

Über allem geschäftigen Müßiggang habe ich diesen Brief einige Tage liegen lassen, damit er länger würde, schließe ihn nun aber doch eilig, da der Graf Reventlow, der ihn mitnimmt, eben reisen will. Heut sind noch einige junge Herren angekommen, an denen es sehr fehlte, unser nassauischer Vetter, Herr von Buddenbrock von den Dragonern, Graf Henckel und einige andre Berliner. Leb' recht wohl, grüße Malw(ine) vielmals. Malortie läßt sich Dir empfehlen.

Dein gehorsamer Sohn
Bismarck.

An seine Schwester schrieb er:

Norderney 9. 9. 44.

Teure Kleine!

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher im Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außerstande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Flut, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in

angenehmer Abwechslung die Vorzüge eines windkalten regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Salz- und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Moussee Onnen Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Grieß mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf Beust, eine jener Gestalten, die uns im Traume erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehn und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indes den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist diese Fahrt zwar angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Zahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehen schon lange nicht mehr, und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten

Tage nach Hannover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich am Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehn würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direkt nach Berlin gehn, um mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seinen Reiseplan etwa geändert hat.

Soeben meldet mir der Jäger des Kronprinzen[1]), daß ich für heut auf die Annehmlichkeiten der table d'hôte verzichten soll, um zum letztenmal bei JJ. KK. HH. zu essen, wo man im ganzen besser lebt. Dieser Hof ist überhaupt sehr liebenswürdig, für jetzt die einzige angenehme Gesellschaft hier. Die Kronprinzessin ist eine sehr heitere und liebenswürdige Dame, tanzt gern und ist munter wie ein Kind. Gestern machten wir im dicksten Nebel eine Landpartie in die Dünen, kochten draußen Kaffee und späterhin Pellkartoffeln, sprangen wie die Schuljugend von den Sandbergen und obgleich inkl. Prinzessin nur vier Paar, tanzten wir, bis es finster wurde, auf dem Rasen und machten wie die Tollen bockspringende Ronden um unser Feuer, kindlich und champêtre, on ne peut pas plus. Dergleichen Partien, auch Seefahrten, bei denen die Herrschaften gewöhnlich krank wurden, haben wir öfter gemacht, und ich muß sagen, daß diese Hofgesellschaft vor den meisten übrigen hier wenigstens den Vorzug der Ungezwungenheit hatte. Unser Freund Malortie scheint die Ansicht indessen nicht zu teilen, er sieht stets gelangweilt

---

[1]) Unzweifelhaft der Kronprinz Georg von Hannover, der seit 1842 mit Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg vermählt war; daß der Prinz von Preußen und Prinzessin Augusta gemeint seien, wie Horst Kohl zum vorigen Briefe vermutet, scheint uns völlig ausgeschlossen zu sein; wo und wann hätte Bismarck auf ihn jemals die Bezeichnung „Kronprinz" angewandt!

und verdrießlich aus; nur bei Whist und Zigarren scheint er sich etwas heimischer zu fühlen. Im ganzen ist es mir doch lieb, daß ich ihn nicht geheiratet habe; er ist meist ersterbend langweilig, seltene lichte Augenblicke ausgenommen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Knie im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen, von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht, mit schönen großen Augen, daß es mir ordentlich leid tat. Vor 14 Tagen hatten wir Sturm von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in vier Stunden nach der Insel Wangerog gefahren; auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt, und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen, desgl. an Antonie[1]) und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein . . .

Dein treuer Bruder
Bismarck.

---

[1]) Antonie von Blanckenburg.

Dieser Oskar von Arnim, Besitzer von Kröchlendorff im Kreise Angermünde und Landrat dieses Kreises, ein Jugendfreund Bismarck's, war verlobt mit dessen Schwester Malwine; am 10. Oktober 1844 fand in Schönhausen die Hochzeit statt. Dadurch wurden die Beziehungen beider Männern zueinander noch enger. Bestand doch zwischen Otto von Bismarck und seiner Schwester ein so zartes, inniges Verhältnis, daß man es begreifen kann, wenn die Leute in Schönhausen noch nach vielen Jahren erzählten: „Er war mit ihr, wie mit einer Braut". Dieses schöne vertrauliche Verhältnis hat auch bis zu Bismarck's Tode fortbestanden. Die beiden Männer, Bismarck und Arnim, gehörten zwar nicht der gleichen politischen Richtung an; aber als am 6. Juli 1885 Graf Wilhelm von Bismarck seine Cousine Fräulein Sybille von Arnim zum Traualtar führte, da konnte der alte Fürst in seiner Tischrede offen und freudig bekennen, daß in den fünfzig Jahren ihrer Bekanntschaft niemals auch nur im geringsten die Freundschaft mit Oskar von Arnim getrübt worden sei.

An der Hochzeitsfeier in Schönhausen nahm Otto von Bismarck natürlich teil. Aber als das junge Ehepaar und die Gäste abgereist waren, da kam es dem Vater der Braut und dem Bruder erst ganz zum Bewußtsein, wie einsam es nun erst im Schönhausener Herrenhause geworden war. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war seit dem Tode der Mutter entschieden inniger geworden; nicht etwa daß die Mutter einem engeren Zusammenschluß der beiden hindernd im Wege gestanden hätte, aber der Sohn fühlte sich verpflichtet, soweit er es vermochte, die durch der Mutter Tod entstandene Lücke dem Vater auszufüllen; dabei wird er von der Schwester, wenn sie auch erst seit ein paar Monaten in ihr achtzehntes Lebensjahr eingetreten war, als sie dem Manne ihrer Wahl folgte, redlich unterstützt worden sein. Wie nach der Schwester Abreise die Stimmung in Schönhausen war, wo Otto noch bis zum Ende der ersten Dezemberwoche dem Vater zur Seite blieb, schildert ein ergötzlicher Brief Ottos an Frau Malwine von Arnim vom 4. Dezember 1844. Er lautet:

Ma soeur! Ich werde am 7. von hier abreisen, am 8. mit dem Vormittagszuge vermutlich durch Angermünde kommen, auch, wenn Ihr schon von Waldow zurück seid und sonst nichts dawider

habt, die Nacht dortbleiben. Ich nehme an, daß Ihr wohl und heiter seid, und kann Dir melden, daß auch Vater und ich wenigstens gesund, auch die Hunde nicht toll geworden sind.

Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, und ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und tun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehn hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß und mit Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim und 12—15 für Alvensleben; überall sagte man mir: Ja, wenn wir es Alvensleben nicht schuldig wären, oder: Wenn wir Sie früher gekannt hätten usw. Da ich nun Arnim, diesen ... Assessor mit den vielen Verbeugungen, nicht leiden mag, so bin ich zurückgetreten, glaube, daß es mir gelungen ist, Krug, der noch weniger Aussicht hatte als ich, auch dazu zu bewegen, so daß Alvenslebens Aktien durch Vereinigung unserer Stimmen jetzt die besten sind, wenn auch zwei meiner Bande infolge früherer eventueller Versprechungen zu Arnim übergegangen sind. Der alte Landrat hat auch bereits, sobald er das Unsichere seines Geschäftes einsah, schriftlich in einer sehr groben Korrespondenz mit Alvensleben erklärt, daß er bleiben wolle, solange es seine Kräfte erlaubten.

Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend und spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehn nämlich bei starkem Regen, oder jetzt 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes, einen Kieferbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, un-

umstößlich überzeugt sind, daß, außer einigen holzsuchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihle's, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: ‚hu, la, la, he, he, faßt, hä, hä!‘ in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: Nein, nicht das mindeste! Dann gehn wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal[1]) die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachtut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfaltigen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers usw. zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal und Bismark, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt — 8°, Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir das mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten des Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Kurts[2]) gewesen ist,

---

[1]) F. war einer der Jagdhunde.

[2]) Auch eine Arnimsche Familie.

Anfang August 1844 unternahm Otto von Bismarck einen längeren Ausflug nach Norderney. Seine Erlebnisse und sein Ergehen auf dieser Reise schildert er weiter in zwei köstlichen Briefen, deren einer an den Vater, der andre an seine Schwester gerichtet ist. Wir lassen ihn selbst erzählen.

Lieber Vater! Norderney 8. Aug. 44.

Ich bin vorgestern früh glücklich, wenn auch etwas später, als ich wollte, hier eingetroffen. Meine Reise fing gleich damit an, daß ich in Tangermünde, ich weiß nicht wieviel Stunden, bis gegen 10 Uhr abends warten mußte und mich dabei merkwürdig langweilte. Das Dampfschiff war ziemlich besetzt, und zur Nacht noch schlechter eingerichtet, als auf unserer Reise nach Hamburg, da die hintere Hälfte der großen Kajüte für Damen abgeteilt war. Ich habe deshalb in Gesellschaft zweier Engländer die Nacht mit Grog und Politik zugebracht, zum großen Kummer für die Mitreisenden, die gute Plätze hatten und schlafen wollten. Gegen 5 waren wir in Magdeburg, wo ich Brunnemann nicht fand, mit seinem Sohn aber Abrede genommen habe. Zum Nachmittag kam ich nach Hannover, wo ich bis zum Montag morgen blieb und mich sehr gut unterhalten habe, wie immer, wenn ich mit Karoline (v. Malortie) zusammen bin. Ich habe sie sehr angegriffen, aber doch nicht so krank gefunden, wie ich nach Frau v. Derenthal(l)s Schilderung erwartete, und sie würde besser sein, wenn sie still sitzen könnte und nicht immer wie Haarpuder im Hause umherflöge. In Carlsburg, wohin sie am Montag mit Theodor[1]) gegangen ist, wird sie sich unter dessen Aufsicht wohl erholen. Ich habe in Hannover überhaupt sehr liebenswürdige Leute gefunden, bin jeden Tag in angenehmer Gesellschaft gewesen und täglich in einer ganz hübschen Gegend ganz stolz mit königlicher Livree, vier Pferden und zwei Vorreitern spazieren gefahren, weil der Oberstallmeister, Graf Platen, mein Freund war. Am Montag ging erst das Weserschiff, mit dem ich fahren wollte, und ich fand dazu eine sehr gute Reisegesellschaft in der Familie des Kriegsministers Grafen Kielmannsegge, mit denen ich erst von

[1]) Vater von Karoline v. Malortie, Graf von Bismarck-Bohlen.

Hannover bis Nienburg zu Lande und von da in zwei Tagen zu Schiff hierher kam; in gedachter Familie befanden sich drei sehr artige Töchter, unter die ich mein Herz während der Reise mit strenger Gerechtigkeit verteilt habe. Außerdem war und ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr v. d. Wisch, Minister des Innern in Hannover, mit uns, für den ich ein großes Tendre gefaßt habe; ich habe selten soviel Verstand mit so angenehmen Manieren gesehn. Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa zwei Meilen von der Insel Wangeroog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Flut abzuwarten. Während der Zeit überfiel uns das tollste Gewitter, das ich je gesehn habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl zwei Stunden mit wenig unterbrochenem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn von Friesen aus Rammelburg und dem Kapitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag, mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel; Friesen und ich taumelten auseinander, und jeder dachte vom andern, er brannte; der Strahl hatte einige Schritt von uns den Kettenkasten getroffen und an der aushängenden Kette seinen Weg ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch drei ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, so daß die ganze See um uns her aufbrauste. Einige Damen wurden ohnmächtig, andre weinten, und die Stille der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Kapitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außerstande, zu antworten; er war blaublaß im Gesicht, die Lippen bebten ihm wie in Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehn mögen, was für Kommando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand geraten wäre; gegen mich geriet er in eine abergläubische Aufregung, die er erst späterhin zu äußern imstande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin K(ielmannsegge), die in größtem Schreck an die Tür stürzte, einige Scherze über den Donner machte. Übrigens stand unsre Partie wirklich schlecht, da

das Schiff der einzige anziehende Punkt für die Blitze war, das Gewitter gerade über uns, und wenn wir brannten oder der Kessel, die größte Eisenmasse, zerschlagen wurde, so faßte unser Boot noch nicht den vierten Teil der Gesellschaft, und wir waren zwei Meilen vom Lande. Das Gebet des Bremer Herrn rettete uns diesmal noch. Dienstag früh kamen wir hier an. Das Bad ist hier scharmant, namentlich ein herrlicher sandiger Strand, ein schönes großes Gesellschaftshaus. Die Badezeit wechselt nach der Flut von 6 U(hr) morgens bis 4 mittags. Daß der Kronprinz mit seiner Frau hier ist, weißt Du; ebenso die Herzogin von Dessau mit ihrer Tochter; beide sehr liebenswürdige Prinzessinnen. Außer deren Hofchargen befinden sich in der Gesellschaft, der ich mich angeschlossen habe: ein Graf Haak (Hacke), der früher in Domitzow wohnte, eine Frau und zwei recht hübsche Töchter hier hat und sich Dir empfehlen läßt; Graf Schwicheld(t) aus Hannover mit einer jungen Frau; Frau v. Kalm aus Braunschweig, Frau v. Miaskowska, eine sehr liebenswürdige Witwe, die Kielmannseggesche Familie, Frau v. De(c)ken, Herr v. Eberstein nebst Frau, die mir tausend Empfehlungen an Adolphine [1]) aufgetragen hat, Graf Reventlow mit einer Schwester, die schöne Zähne und kupfrige Farben hat und dereinst eine stattliche Stiftsdame abgeben wird, Frau v. Reitzenstein, deren wohlgewachsene Tochter für die Hauptschönheit gilt und eine prächtige Frau zum Spazierengehen abgeben würde, lang und schlank mit gutem Trittwerk; eine Gräfin Harrach aus Dresden, die bei sich ein Fräulein von der Mosel hat, kein geringes Gewächs, weder kalt noch sauer, Frau von Ochs aus Hessen, General von Poten nebst Frau und viele andre. Die hübscheste von allen ist die Prinzessin von Dessau. Des Vormittags, nach oder vor dem Bade, wird Kegel geschoben, mit riesenhaften Kugeln, außerdem verteilt sich die Zeit auf Whist- und Pharao-Spielen, moquieren und hofieren mit den Damen, Spazieren am Strande, Austern essen, Kaninchen schießen und abends ein bis zwei Stunden tanzen. Eine einförmige, aber gesunde Lebensweise. Soeben bringt man mir das gebräuchliche Ankunftsständchen, wofür ich einen Taler werde

[1]) v. Kessel.

bezahlen. — Ich denke im ganzen etwa fünf Wochen hier zu bleiben, und komme auf der Rückreise jedenfalls über Schönhausen, d. h. wenn Ihr noch nicht in Berlin seid. Ob ich wieder über Hannover gehe, weiß ich nicht, gern möchte ich aber noch einmal nach Bremen, wenn auch nicht, um wieder 1624er Rüdesheimer zu trinken, doch um mir die sehr schönen, gut erhaltenen alten Gebäude näher anzusehen und mir Zigarren auszusuchen, wozu ich neulich, bei einem Aufenthalt von fünf Stunden des Nachts nicht Zeit hatte. Das Rathaus ist eins der wenigen alten Denkmäler, die ganz unversehrt aus alter Zeit geblieben sind und hat mir viel besser gefallen, wie der saure alte R(h)einwein darin, der wie Lohe aussieht und wie Essig schmeckt, aber auf sehr schönen Fässern liegt, die bis 3000 Flaschen enthalten, die Flasche zu 2 bis 3 Taler Gold.

Über allem geschäftigen Müßiggang habe ich diesen Brief einige Tage liegen lassen, damit er länger würde, schließe ihn nun aber doch eilig, da der Graf Reventlow, der ihn mitnimmt, eben reisen will. Heut sind noch einige junge Herren angekommen, an denen es sehr fehlte, unser nassauischer Vetter, Herr von Buddenbrock von den Dragonern, Graf Henckel und einige andre Berliner. Leb' recht wohl, grüße Malw(ine) vielmals. Malortie läßt sich Dir empfehlen.

Dein gehorsamer Sohn

Bismarck.

An seine Schwester schrieb er:

Norderney 9. 9. 44.

Teure Kleine!

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher im Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außerstande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Flut, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in

angenehmer Abwechslung die Vorzüge eines windkalten regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Salz- und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Moussee Onnen Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Grieß mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf Beust, eine jener Gestalten, die uns im Traume erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehn und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indes den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist diese Fahrt zwar angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Zahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehen schon lange nicht mehr, und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten

Tage nach Hannover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich am Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehn würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direkt nach Berlin gehn, um mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seinen Reiseplan etwa geändert hat.

Soeben meldet mir der Jäger des Kronprinzen[1]), daß ich für heut auf die Annehmlichkeiten der table d'hôte verzichten soll, um zum letztenmal bei JJ. KK. HH. zu essen, wo man im ganzen besser lebt. Dieser Hof ist überhaupt sehr liebenswürdig, für jetzt die einzige angenehme Gesellschaft hier. Die Kronprinzessin ist eine sehr heitere und liebenswürdige Dame, tanzt gern und ist munter wie ein Kind. Gestern machten wir im dicksten Nebel eine Landpartie in die Dünen, kochten draußen Kaffee und späterhin Pellkartoffeln, sprangen wie die Schuljugend von den Sandbergen und obgleich inkl. Prinzessin nur vier Paar, tanzten wir, bis es finster wurde, auf dem Rasen und machten wie die Tollen bockspringende Ronden um unser Feuer, kindlich und champêtre, on ne peut pas plus. Dergleichen Partien, auch Seefahrten, bei denen die Herrschaften gewöhnlich krank wurden, haben wir öfter gemacht, und ich muß sagen, daß diese Hofgesellschaft vor den meisten übrigen hier wenigstens den Vorzug der Ungezwungenheit hatte. Unser Freund Malortie scheint die Ansicht indessen nicht zu teilen, er sieht stets gelangweilt

---

[1]) Unzweifelhaft der Kronprinz Georg von Hannover, der seit 1842 mit Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg vermählt war; daß der Prinz von Preußen und Prinzessin Augusta gemeint seien, wie Horst Kohl zum vorigen Briefe vermutet, scheint uns völlig ausgeschlossen zu sein; wo und wann hätte Bismarck auf ihn jemals die Bezeichnung „Kronprinz" angewandt!

und verdrießlich aus; nur bei Whist und Zigarren scheint er sich etwas heimischer zu fühlen. Im ganzen ist es mir doch lieb, daß ich ihn nicht geheiratet habe; er ist meist ersterbend langweilig, seltene lichte Augenblicke ausgenommen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Knie im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen, von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht, mit schönen großen Augen, daß es mir ordentlich leid tat. Vor 14 Tagen hatten wir Sturm von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in vier Stunden nach der Insel Wangerog gefahren; auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt, und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen, desgl. an Antonie[1]) und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein . . .

Dein treuer Bruder
Bismarck.

[1]) Antonie von Blanckenburg.

Dieser Oskar von Arnim, Besitzer von Kröchlendorff im Kreise Angermünde und Landrat dieses Kreises, ein Jugendfreund Bismarck's, war verlobt mit dessen Schwester Malwine; am 10. Oktober 1844 fand in Schönhausen die Hochzeit statt. Dadurch wurden die Beziehungen beider Männern zueinander noch enger. Bestand doch zwischen Otto von Bismarck und seiner Schwester ein so zartes, inniges Verhältnis, daß man es begreifen kann, wenn die Leute in Schönhausen noch nach vielen Jahren erzählten: „Er war mit ihr, wie mit einer Braut". Dieses schöne vertrauliche Verhältnis hat auch bis zu Bismarck's Tode fortbestanden. Die beiden Männer, Bismarck und Arnim, gehörten zwar nicht der gleichen politischen Richtung an; aber als am 6. Juli 1885 Graf Wilhelm von Bismarck seine Cousine Fräulein Sybille von Arnim zum Traualtar führte, da konnte der alte Fürst in seiner Tischrede offen und freudig bekennen, daß in den fünfzig Jahren ihrer Bekanntschaft niemals auch nur im geringsten die Freundschaft mit Oskar von Arnim getrübt worden sei.

An der Hochzeitsfeier in Schönhausen nahm Otto von Bismarck natürlich teil. Aber als das junge Ehepaar und die Gäste abgereist waren, da kam es dem Vater der Braut und dem Bruder erst ganz zum Bewußtsein, wie einsam es nun erst im Schönhausener Herrenhause geworden war. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war seit dem Tode der Mutter entschieden inniger geworden; nicht etwa daß die Mutter einem engeren Zusammenschluß der beiden hindernd im Wege gestanden hätte, aber der Sohn fühlte sich verpflichtet, soweit er es vermochte, die durch der Mutter Tod entstandene Lücke dem Vater auszufüllen; dabei wird er von der Schwester, wenn sie auch erst seit ein paar Monaten in ihr achtzehntes Lebensjahr eingetreten war, als sie dem Manne ihrer Wahl folgte, redlich unterstützt worden sein. Wie nach der Schwester Abreise die Stimmung in Schönhausen war, wo Otto noch bis zum Ende der ersten Dezemberwoche dem Vater zur Seite blieb, schildert ein ergötzlicher Brief Ottos an Frau Malwine von Arnim vom 4. Dezember 1844. Er lautet:

Ma soeur! Ich werde am 7. von hier abreisen, am 8. mit dem Vormittagszuge vermutlich durch Angermünde kommen, auch, wenn Ihr schon von Waldow zurück seid und sonst nichts dawider

habt, die Nacht dortbleiben. Ich nehme an, daß Ihr wohl und heiter seid, und kann Dir melden, daß auch Vater und ich wenigstens gesund, auch die Hunde nicht toll geworden sind.

Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, und ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und tun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehn hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß und mit Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim und 12—15 für Alvensleben; überall sagte man mir: Ja, wenn wir es Alvensleben nicht schuldig wären, oder: Wenn wir Sie früher gekannt hätten usw. Da ich nun Arnim, diesen ... Assessor mit den vielen Verbeugungen, nicht leiden mag, so bin ich zurückgetreten, glaube, daß es mir gelungen ist, Krug, der noch weniger Aussicht hatte als ich, auch dazu zu bewegen, so daß Alvenslebens Aktien durch Vereinigung unserer Stimmen jetzt die besten sind, wenn auch zwei meiner Bande infolge früherer eventueller Versprechungen zu Arnim übergegangen sind. Der alte Landrat hat auch bereits, sobald er das Unsichere seines Geschäftes einsah, schriftlich in einer sehr groben Korrespondenz mit Alvensleben erklärt, daß er bleiben wolle, solange es seine Kräfte erlaubten.

Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend und spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehn nämlich bei starkem Regen, oder jetzt 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes, einen Kieferbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, un-

umstößlich überzeugt sind, daß, außer einigen holzsuchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihle's, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: ‚hu, la, la, he, he, faßt, hä, hä!' in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: Nein, nicht das mindeste! Dann gehn wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal[1]) die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachtut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfaltigen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers usw. zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal und Bismark, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt — 8°, Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir das mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten des Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Kurts[2]) gewesen ist,

---

[1]) F. war einer der Jagdhunde.

[2]) Auch eine Arnimsche Familie.

wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Türen knarren und die Fenster dicht sind, kurz Tatsachen, Fakta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht. avis au lecteur! Antonie hat ihm zu seinem Geburtstage einen recht hübschen Brief geschrieben und eine grüne Börse geschenkt, worüber Papa sehr gerührt war und zwei Seiten lang antwortete. Rohrs sind neulich hier durchgefahren, ohne etwas von sich merken zu lassen, nachdem sie im Kruge in Hohen-Göhren zwei Stunden gefüttert und mit Frau und Kindern bei zehn rauchenden Bauern in der Bierstube gesessen haben. Bellin behauptet, sie wären mit uns brouilliert — das wäre hart und würde mir meinen liebsten Umgang verkümmern. Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen, er meint gegen Weihnachten. Übermorgen abend ist in Genthin café dansant, den ich en passant besuchen werde, um noch schließlich gegen den alten Landrat zu intrigieren und auf mindestens vier Monat vom Kreise Abschied zu nehmen. Lucie C. habe ich kennen gelernt, sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und rot werden; ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen und möchte, daß sie Meyer's Frau wäre und in Selow wohnte. Grüß' Oskar herzlich und leb' wohl, mein Engel, häng' den Brauthund nicht am Schwanz auf, empfiehl mich Kurts. Bist Du am 8. nicht in A(ngermünde), so soll Dich! à tantôt. Ganz Dein eigner for ever.

Schönhausen, 4. 12. 44. Abends $9^1/_2$.

Bismarck.

Der Vater kam auch zu Weihnachten nach Kniephof und blieb bis Anfang April bei seinem Sohne. Dieser hatte während der Wintermonate seinen Bruder Bernhard wieder in den Landratsgeschäften zu vertreten; „ich habe gemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrat zu sein", schreibt er am 22. Februar an Frau von Arnim, „wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf 8 Tage verreisen können". Nach der Abreise des Vaters befällt ihn aber wieder das alte Kniephofer Leiden: die Langeweile und das schmerzliche Empfinden des Alleinseins. In Schönhausen befinden sich

noch jetzt Wirtschaftsbücher und Rechnungsbücher aus jenen Jahren, mit deren Führung er seinen regen Geist damals beschäftigt hat. Dr. Georg Schmidt hat einiges daraus notiert, das wir mit seiner Erlaubnis hier wiedergeben.[1]) In den Rechnungen finden sich Ausgaben für landwirtschaftliche Maschinen in Höhe von 3940 Rtlr., neben den Unkosten für ein Mittagbrot für 11 oder 10 Sgr., jedes Trinkgeld von 10 Sgr., ebenso wie 1 Rtlr. 10 Sgr. für den Wein im Bremer Ratskeller usw. verzeichnet. Die Notizbücher aus jenen Zeiten enthalten eine Fülle von Zitaten aus den Sprachen der verschiedensten Völker. Daneben Eintragungen wie etwa „Das Leben ein Schattenspiel": „Ein schlechter Komödiant, der nur eine Stunde auf die Bretter springt und dann vergessen bleibt, oder der eine schon gehörte Mär vor einem Narren erzählt, voll Wut mit großen Worten und doch nichts bedeutend", oder die rätselhafte Inschrift: „Caesar Ass liber cav I ara L ssa V er colunt br. Athen" („Caesar aß lieber Kaviar als Sauerkohl und Braten").

Besonders quälten ihn aber in solchen Stimmungen Gedanken, dem Beispiel der Schwester zu folgen und zu heiraten. „Ich muß mich übrigens", schreibt er ihr am 9. April 1845, „hol' mich der D...! verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlaassen (sic!) fühle, und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig, verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch H. E. heiraten, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das tun sie alle; weiß der D..., woran es liegt; am Ende steckt noch ein Pollak (laß Dir den Ausdruck von Oskar erklären) von Neigung für meine ungetreue Stellmacherin[2]) in mir; eine Schwäche, aber um deretwillen ich anfange, mich zu achten; es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag!"

---

[1]) Dr. Georg Schmidt, Schönhausen und die Familie von Bismarck, S. 170.

[2]) Im Anfang des Briefes hatte er erzählt, daß sein Johann draußen mit einem falschgepfiffenen Schottischen seinen Liebeskummer bekämpfte; die Eltern seiner Erkorenen hatten diese veranlaßt, einen Stellmacher als bessere Partie zu heiraten.

Auch allgemein weltschmerzlich veranlagt finden wir ihn in solchen Zeiten, von allem angeärgert und gestört, was sich um ihn regt und bewegt, sogar bis zu eingebildetem körperlichen Leiden sich versteigend. So heißt es in einem Briefe an Frau von Arnim vom 27. April 1845: „Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließe, nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast; es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehen und viel Montebello getrunken; ersteres gibt mir Magensäure, das andere Ziehen in den Waden. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzhafte Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Hühnerhundes länger wachzuhalten imstande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, eine recht niedliche Fräulein Schmeling, Schwester von der Marwitz dort war und wieder sämtliche junge und alte Frauen in Wochen liegen, außer Frau von Natzmer, die kleine, die ein hellblaues Atlaskleid trug, und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Tee in Cardemin bin mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle. Schlaf' wohl, meine Angebetete ... es ist 11 ...

K(niephof), 27. 4. 45. Bismarck.

Das Jahr 1845 war für die Landwirtschaft im allgemeinen sehr ungünstig, für Schönhausen aber ganz besonders. Einem langen schneelosen Winter war nicht nur noch später heftiger Schneefall gefolgt, der z. B. den geringen Teil des Rapses, der den Winter überstanden hatte, vernichtete, sondern auch sehr heftige und anhaltende Regenfälle im April. Rittmeister von Bismarck schilderte die traurigen Schönhausener Zustände seiner Tochter in einem Briefe vom 8. April [1]) folgendermaßen:

Schönhausen, 8. 4. 1845.

Mein teures Malwinchen!

Ich für meine Person bin hier glücklich und gesund an-

---

[1]) Aus Georg Schmidt a. a. O. S. 164.

gekommen, aber wie sieht es hier aus! Was hat die Elbe für Unglück gemacht! Sie ist bei Fischbeck zweimal, bei Hohengöhren einmal und bei Liebars einmal durchgebrochen. Ich fand in Genthin keine Pferde, aber der alte treue Bellin für seine Person war dort und hatte einen Wagen von Jerichow mitgebracht. Ich konnte nur bis dahin fahren, dann mußte ich auf dem Elbwall bis gegen Fischbeck zu Fuß gehen, wo ich mich embarkierte und hierher segelte. Das halbe Dorf steht unter Wasser. Wir fuhren quer durch die Straße, wo Bellin's Haus steht, nach der Schäferei hinaus, hielten in der Fohlenbucht und beim Herkules im Garten an und stiegen an der vierten Stufe der Terrasse aus. Das Dorf aber ein öder, trauriger Anblick, die Höfe verlassen, die meisten Schornsteine eingestürzt, die Häuser bis zur halben Fensterhöhe unter Wasser. Auf den Höfen und Straßen schwammen Ackerutensilien, Bretter, Bau- und Brennholz, alles durcheinander. Die Scheune, wo unten noch Korn liegt, steht 6 bis 7 Fuß unter Wasser, und das Vieh steht teils auf der Straße und bei anderen Leuten, die auf der Höhe wohnen. Meine Schäferei steht mehrere Fuß unter Wasser, die Schafe sind auf dem Hofe und meine nur irgend zu entbehrenden Ställe voll fremden Viehes. In der Treppenstube wohnen drei Familien und in der Backstube zwei. Im Gewächshause steht das Wasser 5 Fuß hoch. Die neuen Brücken unter den Linden sind fortgerissen. Die Mauer rechts vom Hauptgang bis nach der Chaussee ist größtenteils eingestürzt und seit gestern fängt die neue schöne massive Scheuer bei der Schäferei an einzufallen, die erste nach dem Dorfe zu ist schon nieder, das Wasser spült den Grund unter dem Fundament fort, dann muß sie fallen. Etwas fällt das Wasser. 1½ Fuß kann wohl fort sein. Zwischen Fischbeck und Havelberg die vier Meilen ist ein See. Schicke doch diesen Brief an Otto nach Kniephof. Ob Weizen und Raps verloren sind, läßt sich bis jetzt nicht beurteilen. Wird es sehr heiß, so verfault er wahrscheinlich. Vor Mitte Mai können wir gewiß nicht anfangen zu säen. Adieu, mein geliebtes Kind. — Adieu Kiebitzeier und Hasen.

F. v. Bismarck.

Das war für den vierundsiebzigjährigen alten Herrn etwas zuviel; er fing an zu kränkeln. Als er die von der Hochflut angerichtete Zerstörung sah, sagte er in Todesahnung: „Die Linden sind eingegangen, nun werde ich ihnen wohl bald folgen." In fast rührender Weise war sein jüngerer Sohn bemüht, ihm wenigstens die landwirtschaftlichen Sorgen etwas zu erleichtern: er bot ihm an, nach der Schur von seinen Schafen etwa 200 bis 600 Stück nach Kniephof auf die Weide zu nehmen. „Wenn sie sich auch nicht satt fräßen, so glaube ich doch, daß sie sich mit durchfressen würden." Ob der Vater darauf eingegangen ist, wissen wir nicht; jedenfalls wird ihm des Sohnes Anerbieten eine Freude gewesen sein. Sogar so rücksichtsvoll war der Sohn gegen den Vater, daß er ihm von den Sorgen seiner eigenen Wirtschaft kein Wort schreibt, während er doch am 9. April 1845 einen Brief an Frau von Arnim mit einem langen Klageregister beginnt: „Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirtschaftlichen Klagen anzufüllen, über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger". Nur mit Berichten über ganz traurige Verhältnisse der pommerschen Landwirtschaft im allgemeinen sucht er den Vater zu trösten: „In der ganzen Belgarder-Neustettiner Gegend und weiterhin steht das Korn niederträchtig, und der Raps ist umgepflügt, in Gramenz 250 Morgen." „Heut zum Fest (er schrieb am Pfingstsonntag) bin ich in Cardemin eingeladen, morgen in Kummerow, Zimmerhausen und Schlossin. Ich wollte, die Leute kauften mir lieber mein Mastvieh ab, anstatt mich zu Mittag zu bitten. Die Hammel hat noch nicht einmal einer angesehen, und in Berlin fallen die Preise täglich." Auch noch eine Bitte und einen Dank enthält dieser letzte uns bekannte Brief an den Vater: „Mein früherer Gärtner, Herrmann, wird nicht wieder zu mir ziehn, da er darauf bestand, am Inspektortisch essen zu wollen. Ich hätte gern einen von der Sorte wie Deiner ist; der verdient sein höheres Lohn vollkommen; solltest Du dort von einem hören, so schreib mir doch; denn den jetzigen werde ich wohl nicht länger als bis zum Herbst behalten, da er verheiratet ist und noch andre Untugenden hat. — Vielen Dank für die vortrefflichen Kiebitzeier; es ist recht freundlich

von Dir, daß Du in Deiner Not noch an hungrige Pommern denkst; sie kamen sehr gut hier an und waren vortrefflich verpackt." Der Schluß des Briefes lautet: „Leb' recht wohl, lieber Vater, und bleib' gesund; ich hoffe ja, daß wir noch vergnügt und trockenen Fußes wieder nach der Ziegelei gehen werden."

„Seit bald nach dem Wollmarkt", also seit der zweiten Hälfte des Juni, hatte Otto von Bismarck wieder seinen Bruder Bernhard, „unseren vagabondierenden Landrat", vertreten und während dieser Zeit „viel Feuer, viel Termine mit schmutzigen Bauern bei starker Hitze und viele Reisen in sandigen Kienheiden gehabt," so daß er „des Landratspielens vollkommen überdrüssig" war und seine Pferde auch. Am 15. August hatte ihn Bernhard wieder abgelöst, und am 21. brach Otto schon wieder von Kniephof auf zu einer Landwehrübung, die in der Gegend von Krüssow bei Stargard, nachher bei Fiddichow und Bahn abgehalten wurde. Ende September finden wir ihn schon wieder bei seinem Vater in Schönhausen; von dort schrieb er am 30. an Frau von Arnim, am 8. Oktober an seinen Bruder. Im Laufe des Oktobers trat er in den pommerschen Provinziallandtag ein. Am 22. November 1845 starb sein Vater in Schönhausen im Alter von 74 Jahren und 9 Tagen. Ein Fehler in der Speiseröhre, so erzählt Köppen, noch die Folge jenes Schlaganfalls, der ihn beim Tode seiner Gemahlin betroffen, hatten ihm in der letzten Zeit das Essen und Schlucken fast unmöglich gemacht, so daß ihm der Tod die Erlösung von schweren Leiden brachte. Als Otto die Nachricht von des Vaters schwerer Erkrankung erhielt, brach er sofort nach Schönhausen auf, blieb bis zum Ende am Krankenlager und drückte dem Vater die Augen zu. Das ganze Dorf trauerte um den Toten; sein wohlwollendes, heiteres Gemüt und seine lebhafte Teilnahme für die Dorfbewohner hatten ihm aller Herzen gewonnen. Ganz rückhaltslos äußerte sich Bismarck am 24. Februar 1847 in einem Briefe an seine Braut über sein Verhältnis zum Vater. Er schrieb: „Meinen Vater liebte ich wirklich, und wenn ich nicht bei ihm war, faßte ich Vorsätze, die wenig standhielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose uninteressierte Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im

Grunde meiner Seele. Über Glaubenssachen habe ich mit meinem Vater nie gesprochen; sein Glaube war wohl nicht der christliche; er vertraute so auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles andere als dieses Vertrauen überflüssig schien."

Nun wurde eine neue Verteilung der Güter vorgenommen. Da Bernhard als Landrat des Naugarder Kreises an Pommern gebunden war, überließ er das Stammgut Schönhausen dem jüngeren Bruder und begnügte sich damit, daß dieser ihm Jarchelin überließ. Mit der Übernahme Schönhausens fügte Otto von Bismarck seinem Namen diesen hinzu, der durch ihn zu so großer Berühmtheit gelangte, aber mit der Erhebung in den Fürstenstand wieder verschwand; drei Jahrzehnte aber erfüllte der Name des Herrn von Bismarck-Schönhausen die Welt mit stolzem Klange.

Anfang des Jahres 1846 wurde Bismarck von Berlin aus angetragen, nach Wartenburg in Ostpreußen als Königlicher Kommissar für Meliorationsarbeiten zu gehen, und zwar auf mindestens zwei Jahre bei einem Gehalt von etwa achthundert Talern. Das Angebot hatte auf der einen Seite manches Verlockende für ihn, zumal ihm, wenn er die Stelle annahm, eine schnelle Beförderung im Staatsdienste in Aussicht stand. Andererseits aber machten sich auch viele Bedenken gegen die Übersiedelung geltend. In Briefen an seinen Bruder Bernhard spricht er sich offen darüber aus. Am 7. Februar schreibt er von Schönhausen an ihn: „Es ist fast ein Narrenstreich, die beiden Wirtschaften liegen zu lassen und ein drittes Domizil auf wer weiß wie lange 80 Meilen davon zu gründen. Außerdem erscheint es mir fast notwendig, daß ich hier Deichhauptmann werde, wenn die Sache nicht wieder in unrechte Hände kommen soll. Ich werde daher in bezug auf diese ostpreußische Anstellung wahrscheinlich die Kniephofer Wirtschaft vorschützen, um mich mit Anstand zurückzuziehn. In der Tat müßte ich K(niephof) entweder verpachten, oder Du müßtest die Bewirtschaftung davon unter Aufsicht nehmen, als wenn es Deine eigne wäre; und ich weiß nicht, ob Du dazu Neigung hast."

Zu seinem großen Erstaunen redete Bernhard zu, nach Ostpreußen zu gehen. Darauf antwortete er ihm am 23. Februar und legte seine

Ablehnungsgründe etwas ausführlicher dar in einem Briefe, der uns überhaupt etwas tiefer in seine ganzen Verhältnisse und seine Zukunftspläne blicken läßt. Der Brief lautet:

Lieber Bruder. Dein Schreiben hat mich nicht wenig überrascht damit, daß Du mir zu jener ostpreußischen Angelegenheit zuredest; Du fällst ganz aus der Rolle Deiner gewöhnlichen Solidität und Abneigung gegen weit aussehende Spekulationen. Ich soll Haus und Hof, zwei Wirtschaften verlassen und in dem unwirtlichen Ermlande der Chimäre des Ehrgeizes nachjagen! Doch hat die Sache in der Tat ihre zwei Seiten, und daß Du Dich der Kniephofer Wirtschaft annehmen willst, sowie die Aussicht, ein weniger prekäres Darlehn als das von (der) Bank zu erhalten, räumen zwei meiner wesentlichsten Bedenken aus dem Wege. Daß ich dort vorwärts komme, wenn ich mich danach aufführe, glaube ich; aber ich habe das unglückliche Naturell, daß mir jede Lage, in der ich sein könnte, wünschenswert erscheint, und lästig und langweilig, sobald ich darin bin; ebenso wird es mir mit dem dortigen Dienst gehn. Ich versäume aber, wenn ich dahin gehe, hier Deichhauptmann zu werden, was mir die Regierung schon zugesagt hat, was freilich nichts einbringt, aber das wird der Staatsdienst erfahrungsgemäß auch nicht, und der Deich, verbunden mit dem Landtage, zu dem ich ebenfalls die entschiedenste Aussicht habe, hier gewählt zu werden, geben mir Beschäftigung, ohne mich von der Verwaltung der Güter abzuziehn. Wenn ich nach Jahr und Tag aus Preußen wiederkomme, so sind die Vakanzen besetzt, und beide mit untauglichen Leuten, der Deich mit dem Stadtrat, der sich nicht getraut, einen Floh anzugreifen, und der Landtag mit dem kleinen dummen und krautjunkerisch arroganten B. in Parchen. Daß mir meine Anwesenheit in den Wirtschaften mehr einbringt als meine Abwesenheit, von dieser Illusion kann ich mich nicht losreißen. Der Aufenthalt in Wartenburg dagegen kostet mir nicht nur eine neue Einrichtung, sondern ich werde auch mit 800 Tlr., die mein Vorgänger dort hat und von denen ich noch nicht weiß, ob ich sie haben werde, nicht auskommen mit Pferden etc. Meine fixe Idee ist, jetzt erst einige Schulden zu amortisieren, damit man nicht fort-

während besorgt sein muß, durch Kündigung in böser Zeit, Feuer oder Mißwachs ganz über den Haufen geworfen zu werden. Ich habe an Senf(f)t schon vor 8 Tagen geschrieben, wie ich kaum glaubte, daß mir die augenblickliche Lage meiner Vermögensverhältnisse erlaubte, meine Geschäfte zu verlassen, und mich namentlich die Kniephofer Wirtschaft für den Fall der Abwesenheit beunruhigte. Er hat mir geantwortet, daß dies sehr zu überlegende Gründe wären, und ich ihn bei meiner Durchreise den definitiven Entschluß möchte wissen lassen. Zu erwägen ist noch, daß Alvensleben[1]) bei zunehmender Kränklichkeit und bei den wohl nicht vorausgesehenen Unannehmlichkeiten, die ihm seine jetzt kaum noch gutzumachende Unwissenheit und Geschäftsunkenntnis bereitet, schwerlich lange aushalten wird, wohl kaum vielleicht so lange, als ich in Preußen und demnächst mit dem Examen[2]) zubringen würde. Lebe ich bis dahin unter den Hiesigen, so bin ich mit Sicherheit sein Nachfolger, wie mir alle sagen. Noch fürchte ich, daß Senf(f)t mehr technische und juristische Kenntnisse bei mir voraussetzt, als ich besitze. Kurz ich gehe zwischen für und wider wie ein Uhrpendel und werde zuletzt Kopf und Schrift spielen müssen ...

Schönhausen 23. Febr. 46.

Bismarck.

Über dieselbe Frage schreibt er zwei Tage später an Frau von Arnim:

„... Ich soll hier mit der gewichtigen Charge eines Deichhauptmanns bekleidet werden, auch habe ich ziemlich sichere Aussicht, in den sächsischen (d. h. nicht den Dresdener) Landtag gewählt zu werden. Die Annahme der erstern Stelle würde entscheidend für die Wahl meines Wohnsitzes, hier, sein. Gehalt ist weiter nicht dabei, aber die Verwaltung der Stelle ist von Wichtigkeit für Schönhausen und die andern Güter, ob wir gelegentlich wieder unter Wasser kommen oder nicht. Auf der andern Seite dringt mein Freund Senf(f)t in mich, der mich durchaus nach Ostpreußen schicken

[1]) Der Landrat des Kreises Jerichow II.

[2]) Assessorexamen.

will, als Sr. Majestät Kommissarius bei dortigen Meliorations-Arbeiten. Diese Stellung würde mir vor der Hand einen ganz interessanten Wirkungskreis und demnächst eine, wie ich glaube, unter jetzigen Umständen sehr günstige Aussicht auf schnelle Beförderung im Dienst geben. Aber ich würde auf das bescheidene, sichere Los, welches sich mir hier bietet, verbunden mit der Aussicht auf den Landrat, verzichten. Alvensleben wird diesen letztern Posten schwerlich länger als 3—4 Jahr behalten, da seine Kränklichkeit schon jetzt ersichtlich im Zunehmen ist; meine Ansicht stützt auf ärztlichen Gutachten.

Bernhard redet mir wider Erwarten sehr zu, nach Preußen zu gehn. Ich möchte wissen, was er sich dabei denkt. Er behauptet, ich sei nach Neigung und Anlage für den Staatsdienst gemacht, und würde früher oder später doch hineingehn."

Bismarck lehnte die ostpreußische Stellung denn auch definitiv ab. Das Festhalten an der Heimat und an den von Natur ihm gegebenen Verhältnissen ist sehr bezeichnend für ihn; hier fühlte er mit sicherem Instinkt „die starken Wurzeln seiner Kraft".



5. Verlobung und Hochzeit

Das westliche Hinterpommern war im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts der Schauplatz einer tiefen religiösen Bewegung. Ausgegangen von Halle und von den Angriffen Ludwigs von Gerlach in Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung auf den Vulgärrationalismus der Professoren Gesenius und Wegscheider wandte sie sich mit allem Nachdruck gegen die Vertreter dieses Rationalismus innerhalb der Landeskirche und war bestrebt, wo es ging in Verbindung mit dem geistlichen Amte, wo das nicht möglich war, ohne dieses, das reine Wort Gottes wieder zur Geltung zu bringen durch die Laien.

Ein Mittelpunkt in dieser Bewegung war Trieglaff im pommerschen Kreise Greifenberg, die Besitzung Adolfs von Thadden[1]), der seit dem 30. September 1820 mit Henriette von Oertzen vermählt war. Hier wurden zuerst Hausandachten eingeführt, zu denen sich allmählich nicht nur die Hausgenossen, sondern auch Leute aus dem Dorfe und aus benachbarten Dörfern einfanden. Natürlich führte das bald zu Konflikten mit der amtlichen Geistlichkeit. Die Gläubigen wandten sich vom öffentlichen Gottesdienst ab, sie nahmen nicht mehr an der Kommunion teil und ließen für besondere Fälle sich gläubige Geistliche von weit her kommen. So war es bei Thadden, als dessen Schäfer ein neugeborenes Kind nicht von dem rationalistischen Ortspfarrer wollte taufen lassen. Und als Thaddens selbst am 11. Oktober 1821 das erste Kind, die Tochter Marie, geboren wurde, verschrieb sich Thadden zur Taufe den lutherischen Prediger Kalis aus Zettin im Kreise Rummelsburg. Diesem strenggläubigen Zirkel in Trieglaff gehörten u. a.

[1]) Vgl. Eleonore Fürstin Reuß, Adolf von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild. Berlin 1894.

an Heinrich von Puttkamer auf Reinfeld und Frau Luitgarde, die drei Brüder von Below, von denen Karl und Gustav dann Gichtelianer wurden, während Heinrich von jeder kirchlichen Gemeinschaft sich zurückzog.

Inzwischen war der rationalistische Ortspfarrer Winkelsesser in Trieglaff gestorben und 1828 der separatistische Pfarrer Dummert aus Kammin dorthin berufen worden. Sein bedeutendes Predigttalent übte weithin große Anziehungskraft aus, und immer mehr Gäste drängten sich des Sonntags um seine Kanzel. Im Jahre 1829 kam auf Thadden's Veranlassung zum erstenmal in Trieglaff ein Kreis von Geistlichen und Laien zusammen; daraus wurden alljährliche Konferenzen, deren Teilnehmerzahl bisweilen die hundert überstieg. Anfang der vierziger Jahre schrieb Thadden's Freund Rappard in Pirna als Antwort auf mancherlei Klagen und Seufzen aus christlichen Kreisen: „Als Mariechen Thadden vor zwanzig Jahren in Trieglaff von einem gläubigen Prediger getauft werden sollte, mußte zwanzig bis dreißig Meilen weit einer gesucht werden, und jetzt, im Oktober 1841, hat Thadden 31 Prediger und drei Superintendenten zur Konferenz gehabt, die *ein* Herz und *eine* Seele gewesen sind. Ist denn das kein Fortschritt zum Besseren? und ist da nicht mehr Ursache vorhanden zu danken und zu loben, als zu klagen und zu schreien?"

Allmählich waren die Kinder dieses Hauses, deren jüngstes am 3. Februar 1833 geboren war, herangewachsen. Die Söhne besuchten Gymnasien in Stettin und Berlin. Marie war zur schönen, geistvollen Jungfrau erblüht, so erzählt die Biographie Thadden's, vielseitig ausgebildet. Voll Humor und Witz, dem Idealen zugewandt, war sie immer fröhlich und heiter. Von der lebendig christlichen Geistesrichtung ihrer Eltern selbst innerlich ergriffen und erfüllt, strebte sie doch über die engen Schranken jener früheren, mehr pietistischen Anschauungen hinaus. Als sie bei einem Besuch in Berlin im Theater gewesen war, machten sehr christliche Freunde Thadden Vorwürfe darüber.

Marie von Thadden war wie ihr Vater ohne musikalische Begabung, liebte aber die Musik wie er. An ihren Bruder Reinhold schrieb sie im Januar 1841: „An Vaters Geburtstag haben wir ihn

morgens mit Gesang erweckt. Zuerst kam ein Choral, dann eine Motette und endlich das Wallensteinsche Reiterlied: Wohlauf, Kameraden usw. Abends haben wir noch mehrere Kriegs- und Studentenlieder gesungen, die immer mehr in Aufnahme kommen."

In einem übermütigen Briefe berichtet sie demselben Bruder von „dem traurigen Schicksal unseres Landes": „Eine schreckliche Verfolgung ist losgebrochen. Jeder, der sich erlaubt, zu schwärmen, wird 24 Stunden bei Wasser und Brot eingesperrt; jeder, der öffentlich schwärmt, . . . sechs Wochen . . . Wer sich untersteht, Gedichte zu machen oder gar zu publizieren, der steht in Gefahr, zeitlebens gefangen gehalten oder geköpft zu werden; jedoch wird der Grad der Strafe nach der Vollkommenheit der poetischen Produktionen bestimmt; der Landrat läßt dies aufs genaueste durch den Gendarm untersuchen."[1])

Sie stand dem Vater sehr nahe, und dieser freute sich des frischen Lebens, das durch die Freundinnen der Tochter ins Haus kam, wie Elisabeth Mittelstädt aus Stettin, Hedwig von Blanckenburg aus Zimmerhausen, Johanna von Puttkamer aus Viartlum, Adelheid von Below, Erdmute von Burgsdorff und andere.

Ende März trat ein die ganze Familie in freudige Aufregung versetzendes Ereignis ein. Die Mutter berichtete in einem Briefe darüber: „Kaum waren wir drei Tage zu Hause,[2]) so kam Moritz von Blanckenburg's dringende Bitte, Mariechen seinen Antrag mitzuteilen. . . Wir haben ihn alle innig lieb und freuen uns seines Glaubens und seiner Liebe. Du kannst Dir wohl denken, daß wir unser Kind keinem andern als einem gläubigen Christen gegeben haben würden. . . So feierten wir denn unter Gebet und Lesung des Wortes Gottes am stillen Sonnabend, zwischen Karfreitag und Ostern, die Verlobung. Am ersten Festtag waren wir alle in Zimmerhausen (bei dem Vater des Bräutigams) und gestern war die ganze Gesellschaft bei uns. . . Unser Brautpaar ist jetzt unbeschreiblich glücklich. Moritz geht übermorgen wieder nach Stettin, wo er beim Oberlandesgericht arbeitet. . . Die äußere Lage ist nicht glänzend, sie werden wohl noch einige Jahre warten müssen."

[1]) Diese Äußerung klingt fast nach Bismarckschem Einfluß.

[2]) Im März 1842 war Reinhold Thadden in Berlin konfirmiert worden.

Moritz Karl Henning von Blanckenburg war am 25. Mai 1815 auf Zimmerhausen geboren; er widmete sich zuerst dem Justizdienst, nahm aber 1843 den Abschied, um in die Verwaltung der väterlichen Güter einzutreten. Am 4. Oktober 1844 wurde in Trieglaff die Blanckenburgsche Hochzeit gefeiert; draußen herrschte zwar scheußliches Regenwetter, im Hochzeitshause aber schöne, innige Fröhlichkeit. Natürlich war die Zahl der Gäste groß: Freunde der Eltern, des Bräutigams und Freundinnen der Braut. Unter den Freunden des Bräutigams ragte besonders Otto von Bismarck hervor, damals Herr auf Kniephof und frisch geschmückt mit der Rettungsmedaille am weißseidenen Bande; er und Hans von Kleist blieben vom Polterabend bis zur Hochzeit in Zimmerhausen. Der Hochzeitstag nahm ein tragisches Ende. Nach dem Festmahl begann jenseits des an das Herrenhaus grenzenden Sees ein Feuerwerk. Zuerst erglühten die Initialen des Brautpaares und ein großes Kreuz in der Lieblingsfarbe der Braut, einem prachtvollen Dunkelrot. Dann begannen Raketen zu steigen. Die ersten liefen gut ab, die dritte wurde nicht senkrecht, sondern in ganz schräger Richtung über den See aufs Dorf zu dirigiert — innerhalb weniger Augenblicke stand die ganze Südseite des Dorfes Trieglaff in Flammen, nicht nur die Gutsgebäude, sondern auch bäuerliche Anwesen. Die Vernichtung fremden Eigentums schmerzte Thadden am meisten. Ganz herunter, so berichtet er selbst, brannten seine Wirtschaftsgebäude außer dem Pferdestall, sämtliche Schafställe und Scheunen mit der fast vollständigen Ernte und den Futtervorräten, das Küster- und Predigerwitwenhaus, sechs Bauernhöfe mit im ganzen 24 Familien und viele Ställe. Alles Vieh mit Ausnahme von 14 Fohlen wurde gerettet. Die Braut hatte über dem Brautkranz einen alten bunten Zeughut. Bis über die Knöchel im Wasser stehend, war sie bemüht, ein paar Kutschpferde vor einen Feuereimer zu spannen. Von Otto von Bismarck wurde sie dabei wirksam unterstützt.

In Trieglaff und in Kardemin, wo das junge Paar zunächst sein Heim aufschlug, wurde Bismarck bald ein gern gesehener und häufiger Gast, besonders nachdem er Kniephof wieder in die Höhe gebracht und sich im Auslande umgesehen hatte. Ausgelassen vergnügt bei harmlosen Spielen mit den Trieglaffer Söhnen war er er ein geistvoller

Gesellschafter und stach gegen die gewöhnliche pommersche Art durch Gewandtheit und feine Formen angenehm ab. Er nahm lebhaften Anteil an Shakespeare-Abenden in Kardemin, er erzählte in Trieglaff von seinem Aufenthalt in England, er belebte die Unterhaltung, die sich mit Politik beschäftigte, durch geistvolle Anschauungen und unerwartete Gedankenblitze. Der geistigen Richtung beider Häuser schloß er sich noch nicht an; wir hörten ja oben die etwas spöttische Bemerkung in einem Briefe an Frau von Arnim, er sei zu einem ästhetischen Tee nach Kardemin geladen „mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle". Einmal drehte sich das Gespräch um Glaubensfreiheit und Bismarck verteidigte den Satz: „Erfülle deine Bürgerpflicht, nach deinem Glauben frag' ich nicht." Es wurde ihm erwidert, dann müßte er für Emanzipation der Juden stimmen. „Da frage ich auch nicht," erwiderte er rasch, „denen sehe ich's an."

Aber daß sich Bismarck trotz der ihm fremden Atmosphäre in beiden Häusern so wohl fühlte, um immer wieder zu kommen, das war auffallend genug. Den Eingeweihten war die Lösung des Rätsels freilich nicht schwer. War doch in Kardemin eine Freundin der jungen Frau von Blanckenburg des öfteren zum Besuch: Johanna von Puttkamer; sie fesselte das Interesse und das Herz des wilden jungen Mannes in besonderem Maße. Im September 1845 wurde bei Thaddens silberner Hochzeit das erste Enkelchen getauft, die am 5. August in Kardemin geborene Magdalene von Blanckenburg. Für den Sommer des nächsten Jahres vereinbarten einige der befreundeten Familien Pommerns eine Harzreise; Bismarck wurde dazu eingeladen. Dieser Ruf war ihm sehr willkommen; denn er war in jener Zeit in recht gedrückter Stimmung, über die er sich wohl selber keine Rechenschaft geben konnte oder mochte. Ein Brief an Frau von Arnim vom 22. Mai aus Schönhausen zeugt sogar dafür, daß er sich für ernstlich krank hielt. Er schrieb:

Liebe Arnimen. Ich habe in diesen Tagen so viel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber, mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb auch nicht vorenthalten will. Meine Existenz hier ist nicht die vorzüglichste gewesen. Inden-

tarien anfertigen,[1]) ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren, dreimal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und tagelang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein Beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.) und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und schlafe wie ein Dachs. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen mittag werde ich Redekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehn und von dort nach ein- bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen.... Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt ist. Bellins und die sonstigen Schönhäuser lassen sich empfehlen, erstere leiden sehr von der Hitze heut, Sultan nicht minder. 21 Grad im Schatten. Viele Grüße an Oskar.

Schönhausen, 22. [Mai 1846].

Dein schwindsüchtiger Bruder
Bismarck.

Die Seele des ganzen Reiseplanes war wohl Frau Marie von Blanckenburg. Außer ihr und ihrem Gemahl nahmen u. a. Fräulein Johanna von Puttkamer teil. Bismarck zögerte trotz seiner Schwindsucht nicht, mit von der Partie zu sein. Ende Juli traf die Reisegesellschaft in Wernigerode zusammen und schlug von da zum Teil denselben Weg ein, den Bismarck als angehender Student in Göttingen mit seinen Kommilitonen gegangen war. Seine Stimmung war anfänglich, wie es scheint, etwas beklommen, wenigstens machte er ganz gegen seine Gewohnheit keinen besonderen Eindruck. „Er ist", heißt es in einem Briefe von der Reise, „ein recht pikanter, sehr gescheiter, im ganzen aber doch reizloser Mann." Anders urteilte wohl Fräulein von Puttkamer über ihn. Ohne daß es irgend jemand aufgefallen wäre, verstand er es, sich ihr zu nähern, eingehender mit ihr zu

[1]) Wegen der Erbauseinandersetzung mit den Geschwistern.

sprechen und schließlich auch sein ganzes übervolles Herz ihr zu erschließen. Glücklich bemerkte er, daß er keine Abweisung erfuhr. Als man in Blankenburg vom Hotel zur Krone durch den Buchenwald zu Tale zog, erhielt er die Erlaubnis, bei den Eltern um Johanna zu werben. Noch als achtzigjähriger Greis, eben erst verwitwet, bezeichnete er einem Gaste gegenüber den Augenblick, in dem er das Jawort des geliebten Mädchens erhalten, als den glücklichsten Zeitpunkt seines Lebens.

Johanna von Puttkamer war nicht etwa eine hervorragende Schönheit; Stirn, Augen und Haar waren allerdings sehr hübsch, besonders die tiefen, dunkeln Augen; Nase und Mund aber paßten nicht gut zu der oberen Partie des Gesichtes. Was sie so anziehend machte, das war ihre einfache, liebliche Erscheinung, ihr holdes, durch und durch jungfräuliches Wesen.

Vorläufig traten aber noch verschiedene Hindernisse der Ausführung von Bismarck's Plänen in den Weg. Zuerst erkrankte Thadden's jüngster Sohn Adolf kurz nach der Rückkehr der Reisegesellschaft in Stettin, wo er das Gymnasium besuchte an den Masern. Die Mutter eilte zu seiner Pflege an das Krankenlager. Der Vater war zur Teilnahme an der außerordentlichen Generalsynode in Berlin. Am 19. August starb Adolf. Die Mutter war von diesem Schlage schwer getroffen, hatte sie doch noch keins ihrer Kinder verloren. Es dauerte nicht lange, da legte sie sich in Trieglaff selbst an dem dort herrschenden Nervenfieber. Frau von Blanckenburg kam erst täglich von Kardemin herüber, bald aber blieb sie ganz bei der Mutter zur Pflege in Trieglaff. Die Kranke phantasierte viel, auch von geistlichen Dingen. So vergingen mehrere Wochen in Angst und Sorge. Am 4. Oktober, demselben Tage, an dem sie vor 26 Jahren an der Seite des jungen Gatten ihren Einzug in Trieglaff gehalten hatte und wo vor zwei Jahren die Blanckenburgsche Hochzeit mit dem traurigen Abschlusse gefeiert worden war, entschlief sie. Am 6. Oktober wurde sie begraben. Bismarck war so vertrauter Freund des Hauses, daß er die ganze Bestattungsfeier besorgte unter genauer Beobachtung der von Frau von Thadden selbst getroffenen Anordnungen:

„Meine Grabschrift: Das Dichten und Trachten des menschlichen

Herzens ist böse von Jugend auf. Wir werden ohne Verdienst gerecht usw. Lied: Sei uns tausendmal gegrüßet usw. Mein Sarg: grasgrün, und meine rote Bibel ohne Umschlag darauf gelegt, solange er während der Leichenpredigt in der Kirche steht. Nachher soll Marie die Bibel haben. Dies ist alles mein ernstlicher Wunsch. Bin ich gewaschen in Christi rotem Blut, so ist ja die Hoffnung des ewigen Lebens mein, so kann mein Sarg wohl ein glänzendes Grün haben; so spreche ich denn aus den beiden Farben zum letztenmal mit allen meinen Lieben sowohl im Hause, als im Dorf: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

Trieglaff, den 1. April 1840."

Frau von Blanckenburg trug sehr schwer an dem Verlust der Mutter. Hatte sie, die kaum je Schweres in ihrem Leben erfahren, vor Wochen die Trauer der Mutter um den jüngsten Sohn nicht recht zu verstehen vermocht, sondern sich damit getröstet, Adolf wäre ja selig und darüber müßten sie sich freuen — dieser erste große Schmerz in ihrem jungen Leben hatte ihr Herz um so tiefer getroffen. Sie blieb zum Trost des tiefbetrübten Vaters zuerst in Trieglaff und feierte dort sehr traurig am 11. Oktober dessen Geburtstag mit. Weinen konnte sie nicht; die Anstrengung der vielen Nachtwachen, machte sich erst jetzt recht fühlbar. Kurz darauf kehrte sie nach Kardemin zurück; am 26. Oktober legte auch sie sich, um nicht wieder aufzustehn.

Ihre Erkrankung erweckte weithin innige Teilnahme. Auch Bismarck begab sich auf die Nachricht davon nach Kardemin; von ihm haben wir noch zwei Briefe des gleichen Tages, in denen er Bericht über das Ergehen der Kranken erstattet. Den ersten an Frau v. Arnim:

Kardemin, 29. 10. 46.

Liebe Malle. Mit der Frau hier geht es etwas besser, so daß wieder Hoffnung ist sie herzustellen, wenn auch noch keine sichere. Sie ist wenigstens wieder bei vollem Bewußtsein, was eine Zeitlang in dem Grade nicht der Fall gewesen ist, daß man fürchtete, sie würde auch im Falle der Genesung gestört bleiben, eine Befürchtung, die ganz gehoben ist. Antonie ist hier und läßt vielmals grüßen, und Du möchtest ihr schreiben. In Kniephof bin ich nur zwei Tage

gewesen, und beabsichtige es zu verpachten, vielleicht an Wartensleben aus Schwiersen, der es für einen seiner Schwäger haben will. Bitte doch Oskar, daß er mir umgehend einen seiner Pachtkontrakte schickt, Woddow oder Ruhhof. Thadden und Moritz sind beide sehr getrost und waren auch, als ich ankam, gefaßter wie andre Leute, obgleich Janninger damals keine Spur Hoffnung hatte. Sie fiebert noch immer und ist so schwach, daß sie kaum sprechen kann. Grüße Oskar herzlich und leb wohl.

Dein treuer Bruder
Bismarck.

Der andre Brief war an einen Gefährten der Harzreise gerichtet, den Pastor Wangemann (den späteren Direktor der Berliner Missionsgesellschaft); er lautete:

In Moritz' Namen, der augenblicklich bei seiner Frau beschäftigt ist, benachrichtige ich Sie, daß der Zustand der letzteren seit zwei Tagen mehr Hoffnung gibt als bisher. Janninger hat zwar die sichere Überzeugung von ihrer Herstellung so lange nicht, als das Fieber und die Frequenz des Pulses nicht nachlassen. Die Freiheit des Bewußtseins und der Bewegungen nimmt aber so erfreulich zu, daß die Aussichten auf Besserung für jetzt bei dem Arzt wie bei allen sehr überwiegend sind. Moritz erträgt die ungemeine Anstrengung und Aufregung sehr gut. Ich soll Sie bitten, diese Nachrichten auch der Frau Predigerin Dummert mitzuteilen.

Mit innigem Bedauern habe ich gehört, daß auch Sie die Freuden unserer Reise mit einer schweren Krankheit haben zahlen müssen. Von Herzen wünschend, daß es Ihnen wohlgehe,

der Ihrige
Bismarck.

Leider erwies sich die in beiden Briefen Bismarck's so zuversichtlich ausgesprochene Hoffnung auf Genesung der Frau von Blanckenburg als trügerisch: am Mittag des 10. November entschlief sie in den Armen ihres Gatten; sie wurde auf dem schön gelegenen Trieglaffer Friedhof, dicht am See, umgeben von alten Eichen, begraben.

Wie nahe Bismarck dieser Tod mit allen ihn begleitenden Umständen gegangen ist, bezeugt am besten ein Brief an Frau von Arnim, den er acht Tage nach dem Todestage geschrieben hat:

Liebes Herz. Du weißt ungefähr, auf welchem Fuß ich mit dem Kardeminer Hause stand, und wie schwer mich der neuliche Todesfall deshalb trifft. Wenn noch etwas gefehlt hat, um mir den Entschluß, Pommern zu verlassen, leicht zu machen, so war es dies. Es ist eigentlich das erstemal, daß ich jemand durch den Tod verliere, der mir nahe stand, und dessen Scheiden eine große und unerwartete Lücke in meinen Lebenskreis reißt. Der Verlust der Eltern steht in einer andern Kategorie; er ist nach dem Laufe der Natur vorauszusehn, und der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig und das Bedürfnis desselben auf Seite der Kinder wenigstens nicht so lebhaft zu sein, daß wir bei ihrem Tode nicht eher Mitleid und Wehmut als heftigen Schmerz über den eignen Verlust empfänden. Mir wenigstens war dieses Gefühl der Leere, dieser Gedanke, eine uns teure und notwendig gewordene Person, deren ich sehr wenig habe, nie wieder zu sehn und zu hören, dies war mir so neu, daß ich mich noch nicht damit vertraut machen kann und mir das ganze Ereignis noch nicht den Eindruck der Wirklichkeit macht. Beneidenswert ist mir die Zuversicht der Verwandten, mit der sie diesen Tod als kaum etwas andres wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehn über kurz oder lang folgen muß. Moritz sowohl wie Thadden sind, für meinen Maßstab, wunderbar gefaßt, wenn auch am ersten Tage namentlich Thadden von Schmerz überwältigt war und zu Besorgnissen Anlaß gab. Marie selbst ging ihrem Tode mit ungetrübter Heiterkeit und Zuversicht entgegen; in den letzten Tagen war sie indes selten bei Besinnung. Moritz wird nun wohl wieder nach Zimmerhausen ziehen, einstweilen ist Hedwig bei ihm. Die Todesfälle sind hier in diesem Jahre häufig gewesen, die alte Frau v. Eisenhar(d)t, Herr v. Dewitz in Daber, Frau v. Dewitz in Wussow, Fr. v. Wedell in Braunsforth, Bormann's jüngste Tochter, alle drei Kinder der Fr. v. Wedell in Teschendorf; fast alles ist in Trauer. Unter den gemeinen Leuten grassieren die Nervenfieber stark; ich habe hier in den

Tagelöhnerhäusern elf Kranke. Heut habe ich den Pachtkontrakt über Kniephof abgeschlossen mit Herrn Klug, bisherigem Pächter von Pasin, und mir dadurch wiederum den Unwillen der Frau von Puttkamer zugezogen, die den Mann gern behalten wollte. Pekuniär glaube ich ein sehr gutes Geschäft gemacht zu haben, und werde damit viel Sorgen und Verdruß los. Zeit ist es, daß der Winter eingekehrt ist, sonst würde mir das Scheiden von hier doch schwer werden. Ich denke anfangs der nächsten Woche zu reisen und Euch zu sehn, kann aber mit Bestimmtheit die Zeit noch nicht angeben, da ich noch viel Geschäfte abzumachen und viel einzupacken habe. Leb' wohl, mein Liebchen, und grüße O. herzlich.

K(niephof), 18. 11. 46. Dein treuer Bruder

Bismarck.

Dieser Brief ist offenbar unter schwerem seelischen Druck geschrieben; man erkennt Otto von Bismarck's sonstige Schreibweise kaum darin wieder. Der Tod Maries von Blanckenburg und der bevorstehende Abschied von Kniephof wirkten zusammen; dazu kam aber noch etwas Drittes, das hier weder ausgesprochen, noch auch nur angedeutet ist: die Sorge darüber, welche Aufnahme seine beabsichtigte Werbung in Reinfeld finden würde.

Was ist doch wohl der Grund gewesen, aus dem ihm Marie von Blanckenburg so „teuer" und so „notwendig" geworden war, daß er ihren Verlust als „eine große und unerwartete Lücke" empfand, die in seinen Lebenskreis gerissen war? War sie ihm als Gattin seines Freundes nur Freundin gewesen? oder was für geheime Fäden verbanden die beiden sonst miteinander? Eine Vermutung liegt sehr nahe: daß die Verstorbene seine Fürsprecherin bei Johanna von Puttkamer gewesen ist und vielleicht in nicht geringem Maße die gegenseitige Neigung des jungen Paares gefördert hat. Indessen war von der Verstorbenen zu erwarten, daß sie, die gläubige Christin, zu solcher Vermittlung die Hand geboten hat angesichts der ganz anders gearteten Stellung Bismarck's zum Christentum? Ein Spötter war er ja gewiß niemals gewesen, aber auch nichts weniger als ein Kopfhänger u. dgl. In etwas hatte sich ja auch Marie von Blanckenburg von dem Tone, der in ihrem elterlichen Hause herrschte, emanzipiert; es

hatte etwas Gesünderes, Frischeres in ihrem christlichen Wesen gelegen, als in dem zumal ihrer Mutter. Und da liegt denn der Gedanke auch nahe genug, daß sie Bismarck's Führerin zum Christentum, wie wir es bald bei ihm werden kennen lernen, gewesen ist. Man kann sich sehr gut vorstellen, daß sich der geistig wie körperlich starke Mann von der geistig ihm gar nicht so unebenbürtig gearteten, in einer gesunden Frömmigkeit tief gegründeten Frau gern und willig hat zu den wahren Heilsquellen führen lassen; um so lieber, als sie so innig befreundet war mit der von ihm heiß geliebten Johanna. Wenn man das beides zusammenhält, dann versteht man völlig, mit welchem Rechte er der Schwester klagen konnte, daß ihm die Verstorbene nahe gestanden und daß ihr Scheiden eine große und unerwartete Lücke in seinen Lebenskreis gerissen habe.

Ende November 1846 verließ Bismarck Kniephof und siedelte nach Schönhausen über, um einen neuen Abschnitt seines Lebens zu beginnen. Je mehr ihn hier Einsamkeit und Sehnsucht quälten, desto mehr drängte es ihn, den entscheidenden Werbebrief an Herrn von Puttkamer auf Reinfeld zu richten. Bekannt ist dieser Brief erst durch die herrliche Sammlung von Bismarck's Briefen an seine Braut und Gattin geworden, deren Veröffentlichung wir der pietätvollen Hand seines ältesten Sohnes verdanken. Das Datum des Briefes ist nicht bekannt, doch muß er aus der Zeit von kurz vor Weihnachten stammen; denn am 28. Dezember 1846 hat ihn Herr von Puttkamer beantwortet. Der Brief lautet:

Verehrtester Herr von Puttkamer

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich, und durch sparsame Begegnungen mit Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren

können, durch mich selbst niemals imstande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu tun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andere zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines inneren Lebens, welches jenem zugrunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin in meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkte geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16. Geburtstage, keinen anderen Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Überlegung, aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehn schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu sich selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahre alt, ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten acht Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich vorsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der

Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehren andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es die Philosophien des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor allem Spinoza's anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor sechs bis sieben Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indes blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg, und fand an ihm, was ich im Leben bis dahin nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich, mir

Gesellschafter und stach gegen die gewöhnliche pommersche Art durch Gewandtheit und feine Formen angenehm ab. Er nahm lebhaften Anteil an Shakespeare-Abenden in Kardemin, er erzählte in Trieglaff von seinem Aufenthalt in England, er belebte die Unterhaltung, die sich mit Politik beschäftigte, durch geistvolle Anschauungen und unerwartete Gedankenblitze. Der geistigen Richtung beider Häuser schloß er sich noch nicht an; wir hörten ja oben die etwas spöttische Bemerkung in einem Briefe an Frau von Arnim, er sei zu einem ästhetischen Tee nach Kardemin geladen „mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle". Einmal drehte sich das Gespräch um Glaubensfreiheit und Bismarck verteidigte den Satz: „Erfülle deine Bürgerpflicht, nach deinem Glauben frag' ich nicht." Es wurde ihm erwidert, dann müßte er für Emanzipation der Juden stimmen. „Da frage ich auch nicht," erwiderte er rasch, „denen sehe ich's an."

Aber daß sich Bismarck trotz der ihm fremden Atmosphäre in beiden Häusern so wohl fühlte, um immer wieder zu kommen, das war auffallend genug. Den Eingeweihten war die Lösung des Rätsels freilich nicht schwer. War doch in Kardemin eine Freundin der jungen Frau von Blanckenburg des öfteren zum Besuch: Johanna von Puttkamer; sie fesselte das Interesse und das Herz des wilden jungen Mannes in besonderem Maße. Im September 1845 wurde bei Thaddens silberner Hochzeit das erste Enkelchen getauft, die am 5. August in Kardemin geborene Magdalene von Blanckenburg. Für den Sommer des nächsten Jahres vereinbarten einige der befreundeten Familien Pommerns eine Harzreise; Bismarck wurde dazu eingeladen. Dieser Ruf war ihm sehr willkommen; denn er war in jener Zeit in recht gedrückter Stimmung, über die er sich wohl selber keine Rechenschaft geben konnte oder mochte. Ein Brief an Frau von Arnim vom 22. Mai aus Schönhausen zeugt sogar dafür, daß er sich für ernstlich krank hielt. Er schrieb:

Liebe Arnimen. Ich habe in diesen Tagen so viel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber, mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb auch nicht vorenthalten will. Meine Existenz hier ist nicht die vorzüglichste gewesen. Inden-

tarien anfertigen,[1]) ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren, dreimal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und tagelang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein Beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.) und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und schlafe wie ein Dachs. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen mittag werde ich Redekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehn und von dort nach ein- bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen.... Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt ist. Bellins und die sonstigen Schönhäuser lassen sich empfehlen, erstere leiden sehr von der Hitze heut, Sultan nicht minder. 21 Grad im Schatten. Viele Grüße an Oskar.

Schönhausen, Dein
22. [Mai 1846]. schwindsüchtiger Bruder
Bismarck.

Die Seele des ganzen Reiseplanes war wohl Frau Marie von Blanckenburg. Außer ihr und ihrem Gemahl nahmen u. a. Fräulein Johanna von Puttkamer teil. Bismarck zögerte trotz seiner Schwindsucht nicht, mit von der Partie zu sein. Ende Juli traf die Reisegesellschaft in Wernigerode zusammen und schlug von da zum Teil denselben Weg ein, den Bismarck als angehender Student in Göttingen mit seinen Kommilitonen gegangen war. Seine Stimmung war anfänglich, wie es scheint, etwas beklommen, wenigstens machte er ganz gegen seine Gewohnheit keinen besonderen Eindruck. „Er ist", heißt es in einem Briefe von der Reise, „ein recht pikanter, sehr gescheiter, im ganzen aber doch reizloser Mann." Anders urteilte wohl Fräulein von Puttkamer über ihn. Ohne daß es irgend jemand aufgefallen wäre, verstand er es, sich ihr zu nähern, eingehender mit ihr zu

[1]) Wegen der Erbauseinandersetzung mit den Geschwistern.

sprechen und schließlich auch sein ganzes übervolles Herz ihr zu erschließen. Glücklich bemerkte er, daß er keine Abweisung erfuhr. Als man in Blankenburg vom Hotel zur Krone durch den Buchenwald zu Tale zog, erhielt er die Erlaubnis, bei den Eltern um Johanna zu werben. Noch als achtzigjähriger Greis, eben erst verwittwet, bezeichnete er einem Gaste gegenüber den Augenblick, in dem er das Jawort des geliebten Mädchens erhalten, als den glücklichsten Zeitpunkt seines Lebens.

Johanna von Puttkamer war nicht etwa eine hervorragende Schönheit; Stirn, Augen und Haar waren allerdings sehr hübsch, besonders die tiefen, dunkeln Augen; Nase und Mund aber paßten nicht gut zu der oberen Partie des Gesichtes. Was sie so anziehend machte, das war ihre einfache, liebliche Erscheinung, ihr holdes, durch und durch jungfräuliches Wesen.

Vorläufig traten aber noch verschiedene Hindernisse der Ausführung von Bismarck's Plänen in den Weg. Zuerst erkrankte Thadden's jüngster Sohn Adolf kurz nach der Rückkehr der Reisegesellschaft in Stettin, wo er das Gymnasium besuchte an den Masern. Die Mutter eilte zu seiner Pflege an das Krankenlager. Der Vater war zur Teilnahme an der außerordentlichen Generalsynode in Berlin. Am 19. August starb Adolf. Die Mutter war von diesem Schlage schwer getroffen, hatte sie doch noch keins ihrer Kinder verloren. Es dauerte nicht lange, da legte sie sich in Trieglaff selbst an dem dort herrschenden Nervenfieber. Frau von Blanckenburg kam erst täglich von Kardemin herüber, bald aber blieb sie ganz bei der Mutter zur Pflege in Trieglaff. Die Kranke phantasierte viel, auch von geistlichen Dingen. So vergingen mehrere Wochen in Angst und Sorge. Am 4. Oktober, demselben Tage, an dem sie vor 26 Jahren an der Seite des jungen Gatten ihren Einzug in Trieglaff gehalten hatte und wo vor zwei Jahren die Blanckenburgsche Hochzeit mit dem traurigen Abschlusse gefeiert worden war, entschlief sie. Am 6. Oktober wurde sie begraben. Bismarck war so vertrauter Freund des Hauses, daß er die ganze Bestattungsfeier besorgte unter genauer Beobachtung der von Frau von Thadden selbst getroffenen Anordnungen:

„Meine Grabschrift: Das Dichten und Trachten des menschlichen

Herzens ist böse von Jugend auf. Wir werden ohne Verdienst gerecht usw. Lied: Sei uns tausendmal gegrüßet usw. Mein Sarg: grasgrün, und meine rote Bibel ohne Umschlag darauf gelegt, solange er während der Leichenpredigt in der Kirche steht. Nachher soll Marie die Bibel haben. Dies ist alles mein ernstlicher Wunsch. Bin ich gewaschen in Christi rotem Blut, so ist ja die Hoffnung des ewigen Lebens mein, so kann mein Sarg wohl ein glänzendes Grün haben; so spreche ich denn aus den beiden Farben zum letztenmal mit allen meinen Lieben sowohl im Hause, als im Dorf: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

Trieglaff, den 1. April 1840."

Frau von Blanckenburg trug sehr schwer an dem Verlust der Mutter. Hatte sie, die kaum je Schweres in ihrem Leben erfahren, vor Wochen die Trauer der Mutter um den jüngsten Sohn nicht recht zu verstehen vermocht, sondern sich damit getröstet, Adolf wäre ja selig und darüber müßten sie sich freuen — dieser erste große Schmerz in ihrem jungen Leben hatte ihr Herz um so tiefer getroffen. Sie blieb zum Trost des tiefbetrübten Vaters zuerst in Trieglaff und feierte dort sehr traurig am 11. Oktober dessen Geburtstag mit. Weinen konnte sie nicht; die Anstrengung der vielen Nachtwachen, machte sich erst jetzt recht fühlbar. Kurz darauf kehrte sie nach Kardemin zurück; am 26. Oktober legte auch sie sich, um nicht wieder aufzustehn.

Ihre Erkrankung erweckte weithin innige Teilnahme. Auch Bismarck begab sich auf die Nachricht davon nach Kardemin; von ihm haben wir noch zwei Briefe des gleichen Tages, in denen er Bericht über das Ergehen der Kranken erstattet. Den ersten an Frau v. Arnim:

Kardemin, 29. 10. 46.

Liebe Malle. Mit der Frau hier geht es etwas besser, so daß wieder Hoffnung ist sie herzustellen, wenn auch noch keine sichere. Sie ist wenigstens wieder bei vollem Bewußtsein, was eine Zeitlang in dem Grade nicht der Fall gewesen ist, daß man fürchtete, sie würde auch im Falle der Genesung gestört bleiben, eine Befürchtung, die ganz gehoben ist. Antonie ist hier und läßt vielmals grüßen, und Du möchtest ihr schreiben. In Kniephof bin ich nur zwei Tage

gewesen, und beabsichtige es zu verpachten, vielleicht an Wartensleben aus Schwiersen, der es für einen seiner Schwäger haben will. Bitte doch Oskar, daß er mir umgehend einen seiner Pachtkontrakte schickt, Woddow oder Ruhhof. Thadden und Moritz sind beide sehr getrost und waren auch, als ich ankam, gefaßter wie andre Leute, obgleich Fanninger damals keine Spur Hoffnung hatte. Sie fiebert noch immer und ist so schwach, daß sie kaum sprechen kann. Grüße Oskar herzlich und leb wohl.

Dein treuer Bruder
Bismarck.

Der andre Brief war an einen Gefährten der Harzreise gerichtet, den Pastor Wangemann (den späteren Direktor der Berliner Missionsgesellschaft); er lautete:

In Moritz' Namen, der augenblicklich bei seiner Frau beschäftigt ist, benachrichtige ich Sie, daß der Zustand der letzteren seit zwei Tagen mehr Hoffnung gibt als bisher. Fanninger hat zwar die sichere Überzeugung von ihrer Herstellung so lange nicht, als das Fieber und die Frequenz des Pulses nicht nachlassen. Die Freiheit des Bewußtseins und der Bewegungen nimmt aber so erfreulich zu, daß die Aussichten auf Besserung für jetzt bei dem Arzt wie bei allen sehr überwiegend sind. Moritz erträgt die ungemeine Anstrengung und Aufregung sehr gut. Ich soll Sie bitten, diese Nachrichten auch der Frau Predigerin Dummert mitzuteilen.

Mit innigem Bedauern habe ich gehört, daß auch Sie die Freuden unserer Reise mit einer schweren Krankheit haben zahlen müssen. Von Herzen wünschend, daß es Ihnen wohlgehe,

der Ihrige
Bismarck.

Leider erwies sich die in beiden Briefen Bismarck's so zuversichtlich ausgesprochene Hoffnung auf Genesung der Frau von Blanckenburg als trügerisch: am Mittag des 10. November entschlief sie in den Armen ihres Gatten; sie wurde auf dem schön gelegenen Trieglaffer Friedhof, dicht am See, umgeben von alten Eichen, begraben.

Wie nahe Bismarck dieser Tod mit allen ihn begleitenden Umständen gegangen ist, bezeugt am besten ein Brief an Frau von Arnim, den er acht Tage nach dem Todestage geschrieben hat:

Liebes Herz. Du weißt ungefähr, auf welchem Fuß ich mit dem Kardeminer Hause stand, und wie schwer mich der neuliche Todesfall deshalb trifft. Wenn noch etwas gefehlt hat, um mir den Entschluß, Pommern zu verlassen, leicht zu machen, so war es dies. Es ist eigentlich das erstemal, daß ich jemand durch den Tod verliere, der mir nahe stand, und dessen Scheiden eine große und unerwartete Lücke in meinen Lebenskreis reißt. Der Verlust der Eltern steht in einer andern Kategorie; er ist nach dem Laufe der Natur vorauszusehn, und der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig und das Bedürfnis desselben auf Seite der Kinder wenigstens nicht so lebhaft zu sein, daß wir bei ihrem Tode nicht eher Mitleid und Wehmut als heftigen Schmerz über den eignen Verlust empfänden. Mir wenigstens war dieses Gefühl der Leere, dieser Gedanke, eine uns teure und notwendig gewordene Person, deren ich sehr wenig habe, nie wieder zu sehn und zu hören, dies war mir so neu, daß ich mich noch nicht damit vertraut machen kann und mir das ganze Ereignis noch nicht den Eindruck der Wirklichkeit macht. Beneidenswert ist mir die Zuversicht der Verwandten, mit der sie diesen Tod als kaum etwas andres wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehn über kurz oder lang folgen muß. Moritz sowohl wie Thadden sind, für meinen Maßstab, wunderbar gefaßt, wenn auch am ersten Tage namentlich Thadden von Schmerz überwältigt war und zu Besorgnissen Anlaß gab. Marie selbst ging ihrem Tode mit ungetrübter Heiterkeit und Zuversicht entgegen; in den letzten Tagen war sie indes selten bei Besinnung. Moritz wird nun wohl wieder nach Zimmerhausen ziehen, einstweilen ist Hedwig bei ihm. Die Todesfälle sind hier in diesem Jahre häufig gewesen, die alte Frau v. Eisenhar(d)t, Herr v. Dewitz in Daber, Frau v. Dewitz in Wussow, Fr. v. Wedell in Braunsforth, Bormann's jüngste Tochter, alle drei Kinder der Fr. v. Wedell in Teschendorf; fast alles ist in Trauer. Unter den gemeinen Leuten grassieren die Nervenfieber stark; ich habe hier in den

Tagelöhnerhäusern elf Kranke. Heut habe ich den Pachtkontrakt über Kniephof abgeschlossen mit Herrn Klug, bisherigem Pächter von Pasin, und mir dadurch wiederum den Unwillen der Frau von Puttkamer zugezogen, die den Mann gern behalten wollte. Pekuniär glaube ich ein sehr gutes Geschäft gemacht zu haben, und werde damit viel Sorgen und Verdruß los. Zeit ist es, daß der Winter eingekehrt ist, sonst würde mir das Scheiden von hier doch schwer werden. Ich denke anfangs der nächsten Woche zu reisen und Euch zu sehn, kann aber mit Bestimmtheit die Zeit noch nicht angeben, da ich noch viel Geschäfte abzumachen und viel einzupacken habe. Leb' wohl, mein Liebchen, und grüße O. herzlich.

K(niephof), 18. 11. 46. Dein treuer Bruder
Bismarck.

Dieser Brief ist offenbar unter schwerem seelischen Druck geschrieben; man erkennt Otto von Bismarck's sonstige Schreibweise kaum darin wieder. Der Tod Maries von Blanckenburg und der bevorstehende Abschied von Kniephof wirkten zusammen; dazu kam aber noch etwas Drittes, das hier weder ausgesprochen, noch auch nur angedeutet ist: die Sorge darüber, welche Aufnahme seine beabsichtigte Werbung in Reinfeld finden würde.

Was ist doch wohl der Grund gewesen, aus dem ihm Marie von Blanckenburg so „teuer“ und so „notwendig“ geworden war, daß er ihren Verlust als „eine große und unerwartete Lücke“ empfand, die in seinen Lebenskreis gerissen war? War sie ihm als Gattin seines Freundes nur Freundin gewesen? oder was für geheime Fäden verbanden die beiden sonst miteinander? Eine Vermutung liegt sehr nahe: daß die Verstorbene seine Fürsprecherin bei Johanna von Puttkamer gewesen ist und vielleicht in nicht geringem Maße die gegenseitige Neigung des jungen Paares gefördert hat. Indessen war von der Verstorbenen zu erwarten, daß sie, die gläubige Christin, zu solcher Vermittlung die Hand geboten hat angesichts der ganz anders gearteten Stellung Bismarck's zum Christentum? Ein Spötter war er ja gewiß niemals gewesen, aber auch nichts weniger als ein Kopfhänger u. dgl. In etwas hatte sich ja auch Marie von Blanckenburg von dem Tone, der in ihrem elterlichen Hause herrschte, emanzipiert; es

hatte etwas Gesünderes, Frischeres in ihrem christlichen Wesen gelegen, als in dem zumal ihrer Mutter. Und da liegt denn der Gedanke auch nahe genug, daß sie Bismarck's Führerin zum Christentum, wie wir es bald bei ihm werden kennen lernen, gewesen ist. Man kann sich sehr gut vorstellen, daß sich der geistig wie körperlich starke Mann von der geistig ihm gar nicht so unebenbürtig gearteten, in einer gesunden Frömmigkeit tief gegründeten Frau gern und willig hat zu den wahren Heilsquellen führen lassen; um so lieber, als sie so innig befreundet war mit der von ihm heiß geliebten Johanna. Wenn man das beides zusammenhält, dann versteht man völlig, mit welchem Rechte er der Schwester klagen konnte, daß ihm die Verstorbene nahe gestanden und daß ihr Scheiden eine große und unerwartete Lücke in seinen Lebenskreis gerissen habe.

Ende November 1846 verließ Bismarck Kniephof und siedelte nach Schönhausen über, um einen neuen Abschnitt seines Lebens zu beginnen. Je mehr ihn hier Einsamkeit und Sehnsucht quälten, desto mehr drängte es ihn, den entscheidenden Werbebrief an Herrn von Puttkamer auf Reinfeld zu richten. Bekannt ist dieser Brief erst durch die herrliche Sammlung von Bismarck's Briefen an seine Braut und Gattin geworden, deren Veröffentlichung wir der pietätvollen Hand seines ältesten Sohnes verdanken. Das Datum des Briefes ist nicht bekannt, doch muß er aus der Zeit von kurz vor Weihnachten stammen; denn am 28. Dezember 1846 hat ihn Herr von Puttkamer beantwortet. Der Brief lautet:

Verehrtester Herr von Puttkamer

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich, und durch sparsame Begegnungen mit Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren

können, durch mich selbst niemals imstande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu tun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andere zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines inneren Lebens, welches jenem zugrunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin in meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkte geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16. Geburtstage, keinen anderen Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Überlegung, aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehn schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu sich selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahre alt, ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten acht Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich vorsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der

Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehren andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es die Philosophien des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor allem Spinoza's anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor sechs bis sieben Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indes blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg, und fand an ihm, was ich im Leben bis dahin nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich, mir

durch Unterredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Trieglaffer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt, und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußeren Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt; aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in seinem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, die ich als Geheimnisse anderer nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat anderer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedner Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unserer verstorbenen Freundin in Kardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Welchen Wert Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können,

als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen, und sonst noch niemandem, hier vorgetragen habe, mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Beteuerung über meine Gefühle und Vorsätze in bezug auf Ihr Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich tue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Kardemin gesehen hatte, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde. In jüngster Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernsten Wichtigkeit der Sache und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne weiteres günstig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Es ist gewiß noch vieles, was ich in diesem Schreiben nicht, oder nicht vollständig genug gesagt habe, und ich bin natürlich bereit, dann über alles, was Sie zu wissen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben: das Wichtigste glaube ich gesagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen und die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Bismarck.

Adresse:
Schönhausen
bei Fischbeck a. d. Elbe.

Am 28. Dezember 1846 beantwortete Johannas Vater diesen Brief; am 2. Januar 1847 kam die Antwort in Bismarck's Hände. Zwei Tage später antwortete Bismarck darauf; wir hängen den Brief hier an, weil er gewissermaßen die Fortsetzung des ersten war. Bismarck schrieb:

Schönhausen, 4. Januar 1847.

Verehrtester Herr von Puttkamer!

Meinen herzlichen Dank für Ihr Schreiben vom 28., welches ich vorgestern erhalten habe. Wenn dasselbe Ihre Entscheidung auch noch in Ungewißheit läßt, so entnehme ich doch daraus die Erlaubnis, Sie in Reinfeld zu besuchen; eine Erlaubnis, die ich unverzüglich benutzt haben würde, wenn ich nicht für den Augenblick durch dienstliche Verpflichtungen gebunden wäre. Ich habe den gestrigen Tag im Streit mit mir zugebracht, ob ich reisen dürfe oder nicht; indes abgesehen davon, daß mein Vorgänger als Deichhauptmann auf meinen Antrag wegen Pflichtwidrigkeiten abgesetzt ist, und ich in diesem Umstande einen weiteren Sporn zu gewissenhafter Dienstführung finden muß, so würde ich für jetzt nicht ohne Verletzung meines Diensteides vor Ablauf dieser Woche von hier gehn können. Ich werde demnach mit der Schnellpost, welche Montag den 11. cr. von Stettin geht, reisen, falls Sie mir nicht nach Stettin Postrestant schreiben, daß mein Besuch für jetzt noch unzeitig sein würde.[1]) Meiner Rechnung nach müßte ich auf diese

[1]) Die Antwort darauf ist noch vor Bismarck's Abreise von Schönhausen dort eingetroffen, wie sich aus einem Briefe an Frau von Arnim vom 16. Januar ergibt; es wurde ihm freigestellt, nach Reinfeld zu kommen und sich die Antwort selbst zu holen; vgl. unten S. 167.

Weise am Dienstag gegen Abend in Reinfeld eintreffen. Sollte aber bis dahin vollständiges Tauwetter eintreten und die Elbe anwachsen, so bin ich hier als Schildwacht an meinen Posten gebunden und kann ihn in diesem Falle, da ich ohne Stellvertreter bin, unter keiner Bedingung verlassen. Es versteht sich, daß ich Ihnen alsdann sofort Nachricht geben würde. — Sie fragen mich, verehrtester Herr von Puttkamer, ob meine Füße *gewisse* Tritte getan haben; ich kann darauf nur mit Bejahung Ihrer nächsten Frage antworten, daß ich fest und männlich entschlossen bin, nachzujagen dem Frieden gegen jederman und der Heiligung, ohne welche niemand den Herrn sehn wird. Ob meine Tritte so gewiß sind, wie ich wünschte, daß sie wären, wage ich nicht zu behaupten, betrachte mich vielmehr als den Lahmen, welcher straucheln wird, den die Gnade des Herrn aber halten wolle. Ich kann hier jetzt meinem Bekenntnis, soweit ich es in meinem vorigen Schreiben ausgesprochen habe, nichts hinzufügen, um so weniger, als mit dem Wunsch, Ihnen über alles *befriedigende* Auskunft geben zu können, notwendig in mir der Verdacht aufsteigen muß, ich könne unbewußt gegen Sie und gegen mich unwahr werden. Ich habe bei meinem früheren Schreiben Gott angerufen, daß er mir zur Klarheit helfen möge in der Prüfung meines Innern, auf daß kein unwahres Wort aus meiner Feder fließe, und was ich da geschrieben habe, ist mein offenes Bekenntnis vor jedermann, aus dem ich kein Geheimnis mache, und insofern allerdings ein gewisser und grader Tritt.

Empfangen Sie nochmals meinen innigen Dank für Ihr Schreiben, den ich um so tiefer empfinde, je mehr ich versuche, mich in die Lage eines Vaters hineinzudenken, um dessen einziges Kind ein vergleichungsweise Fremder wirbt. — Über acht Tage also hoffe ich, die Hälfte des Weges nach Reinfeld zurückgelegt zu haben. Es ist, glaube ich das erstemal, daß ich Frostwetter wünsche, und gewiß das erste, daß ich den lieben Gott darum bitte, eine Bitte, bei der mir aber das Herz sinkt, wenn ich bedenke, wieviel Gebete Armer das Gegenteil erflehen mögen. — Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich ehrerbietigst.

Bismarck.

Über den Wert und die Bedeutung dieser beiden Briefe sind die Ansichten verschieden. Die einen vertreten die Meinung, Bismarck sei damals gar nicht in der Lage gewesen, über seinen Lebenslauf sachlich richtig zu urteilen; daher sei mancher Satz in den Briefen enthalten, der der geschichtlichen Kritik nicht stand zu halten vermöge. Die andern — zu denen gehören auch wir — nehmen vor allen Dingen die vollste subjektive Wahrheit für diese Briefe in Anspruch; Bismarck hat nach bestem Können und Wissen seinen Lebenslauf geschildert. Daß er dabei die für ihn markantesten Punkte besonders hervorhob und daß die Perioden, die er für seine Entwicklung für weniger wichtig erachtete, in den Hintergrund traten, erscheint ganz natürlich. Das ist aber etwas, was allemal den Unterschied zwischen einer Selbstbiographie und der Lebensdarstellung aus der Feder eines Dritten ausmacht. Aus sich selbst heraus konnte auch Bismarck nicht, weder damals noch später.

Sehr interessant ist es, mit welcher Vorsicht er sich im Gebrauch religiöser Worte und Vorstellungen bewegt; da bietet seine Haltung etwas Ähnlichkeit mit dem, der zum erstenmal auf glattem Parkettboden steht und geht; er kennt die Gefahr des Gleitens, er überwindet sie aber durch große Vorsicht. Neben dieser fällt aber in beiden Briefen eine klare Entschlossenheit auf, so leicht einen etwaigen Kampf um die Gewährung seiner Bitte nicht leichten Herzens aufzugeben: „Ich bitte Sie nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.“ Im zweiten Briefe ist bemerkenswert die entschiedene Ablehnung, weitere Fragen schriftlich zu beantworten: „Ich kann für jetzt meinem Bekenntnis, soweit ich es in meinem vorigen Schreiben ausgesprochen habe, nichts hinzufügen.“

Jedenfalls hatten die Briefe den gewünschten Erfolg; es wurde ihm freigestellt, wie schon erwähnt, sich die Antwort persönlich zu holen — und das war ja für ihn schon eine Zusage. Er reiste wie er an Johannas Vater geschrieben, kam aber nicht erst am Dienstag gegen Abend, sondern schon vormittags in Reinfeld an, und um Mittag war er verlobt. Daß Puttkamers Bismarck's Werbung eine

große Überraschung gewesen sei, ist kaum anzunehmen; denn Thadden, der mit Puttkamer seit langen Jahren befreundet war, und auch Blanckenburg, die beide noch nach Marie Blanckenburg's Tod mit Puttkamer zusammen gewesen waren, werden ihn wahrscheinlich darauf vorbereitet haben. Hat doch sogar Leopold von Gerlach, der Bismarck zum erstenmal in Berlin sah, als die Reisegesellschaft, aus dem Harz zurückkehrend, durch Berlin kam, dessen Zuneigung zu Johanna gemerkt. Nicht minder ist aber auch zu vermuten, daß Johanna selbst zu ihrer Mutter gesprochen hat von dem, was ihr Herz bewegte. Und das Vorurteil, das im Reinfelder Hause gegen den „wilden Bismarck" herrschte, wird auch schon großenteils durch die Unterredungen in Trieglaff beseitigt gewesen sein. Trotzdem mag die Werbung, als sie nun Tatsache war, besonders der Frau von Puttkamer manche bange Sorge bereitet haben.

Bismarck war überglücklich, als er seiner Schwester am 12. Januar nur die kurze Mitteilung aus Reinfeld sandte: „All right". Erst am 16. ließ er ein kurzes Briefchen folgen, aus dem die übermütigste, glücklichste Stimmung sprudelt. — „Alles Nähere", heißt es da, „das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche sich nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: ich habe eine Silbe davon geahnt usw. will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oskar, Euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu versetzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich heulen, und in diesem und den sechs nächsten Kreisen wohnen 800 Menschen auf der Quadratmeile; polis spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen."

In einem Briefe vom 19. Februar 1847 sagt er: „Die Korrespondenz mit Reinfeld wird augenblicklich mit einer Lebhaftigkeit geführt, die auf die Länge nicht so bleiben kann. Es ist doch sehr angenehm verlobt zu sein, ich sehe seitdem mit ganz andern Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Mut zu leben. Je mehr und je ruhiger ich mich in die Idee einlebe, desto deutlicher wird mir, daß ich einen verständigen und glücklichen Schritt getan habe,

und meine Hoffnung ist, daß mich diese Überzeugung nie verlassen wird."

Teils ergötzlich, teils ergreifend sind Bemerkungen über sich und seinen Bräutigamsstand, die wir in den ersten Briefen an die Braut aus Schönhausen finden. „Meine Schwester fand ich wohl und voller Freude über mich und Dich. . . Arnim ist voller Sorge, ich möchte ‚fromm' werden; sein Blick ruhte ernst und nachdenklich, mit mitleidiger Besorgnis, während der ganzen Zeit auf mir, wie auf einem lieben Freunde, den man gern retten möchte und doch fast für verloren hält; ich habe ihn selten so weich gesehn." „Je näher ich Schönhausen kam, desto drückender war mir der Gedanke, auf wer weiß wie lange wieder in die alte Einsamkeit zu treten. Die Bilder wüster Vergangenheit stiegen in mir auf, als wollten sie mich von Dir fortdrängen. Mir war fast weinerlich, wie wenn ich nach den Schulferien die Türme von Berlin aus dem Postwagen erblickte." „Beim Einfahren in das Dorf fühlte ich, wohl nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimat zu haben, und eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerung und Liebe verwachsen ist. Die Sonne schien hell auf die stattlichen Bauernhöfe, und ihre wohlhäbigen Bewohner mit den langen Röcken und die biedern Weiber mit den kurzen grüßten mich noch viel freundlicher als gewöhnlich; auf jedem Gesicht schien ein Glückwunsch zu liegen, der in mir stets zu einem Dank gegen Dich wurde. Bellin's dicker Graukopf lächelte rund herum, und der alten ehrlichen Seele liefen die Tränen herunter, wie er mir väterlich auf die Schulter klopfte und seine Zufriedenheit ausdrückte, seine Frau weinte natürlich aufs heftigste. . . . Eine halbe Stunde später galoppierte Miß Breeze mit mir an die Elbe, offenbar stolz, Deinen Verlobten zu tragen, denn niemals früher schlug sie so verachtend mit dem Huf den Boden."

Dann erzählt er, wie öde ihm sein Heim früher vorgekommen wäre bei der Rückkehr von einer Reise. „Ach Gott und nun? Wie betrachte ich alles mit anderen Augen; nicht bloß was Dich und weil es Dich mitbetrifft oder mitbetreffen wird (obschon ich mich seit zwei Tagen damit quäle, wo Dein Schreibtisch stehen wird), sondern meine ganze Lebensanschauung ist eine neue, und selbst Deich- und Polizeigeschäfte betreibe ich mit Heiterkeit und Teilnahme. Diese Änderung,

dieses neue Leben danke ich nächst Gott Dir, ma très-chère, mon adorée Jeanneton, die Du nicht als Spiritusflamme an mir gelegentlich kochst, sondern als erwärmendes Feuer in meinem Herzen wirkst."

Auch aus anderen Briefen des Brautstandes seien hier noch etliche Stellen angeführt, die besonders bezeugen, mit welcher innigen und zärtlichen Liebe er seine Johanna umfing. Am 7. Februar: „Daß Du des Abends nicht schreibst, das danke ich Dir recht, mein Lieb, wenn ich auch selbst darunter leiden soll; jeder künftige Blick in Dein grau-blau-schwarzes Auge mit der großen Pupille wird mich für etwaige verspätete oder verkürzte Briefe entschädigen. — Könnte ich doch von Dir träumen, wenn Du von mir; aber ich träume seit einiger Zeit gar nicht; schauderhaft gesund und prosaisch; oder ob meine Seele nächtlich nach Reinfeld fliegt und mit der Deinen verkehrt? Dann kann sie allerdings nicht hier träumen; aber sie müßte doch am Morgen von ihrer Reise erzählen, das närrische Ding schweigt über ihre nächtlichen Beschäftigungen, als wenn sie mitschliefe wie ein Dachs." „Bist Du ein welkes Blatt, ein ausgewaschenes Kleid? ich will sehn, ob meine Liebe das Grün wieder heranpflegen, die Falten auffrischen kann. Frische Blätter mußt Du treiben und die alten will ich zwischen das Buch meines Herzens legen, daß wir sie beim Lesen finden als Zeichen lieber Erinnerung. Du hast die Kohle, die unter Asche und Trümmern in mir glühte, neu angefacht, sie soll Dich in belebende Flammen hüllen."

Am 17. Februar: „Es ist halb neun, und hier 16 Fuß vom Fenster so dunkel, daß ich kaum schreiben kann. Da mußt Du schwarze Sonne von innen sehr hell scheinen, wenn es gehen soll. Wie kann Schwarz leuchten? nur in Gestalt von poliertem Ebenholz, geschliffener Lava; so glatt und hart bist Du nicht; mein Bild mit der schwarzen Sonne ist also falsch. Bist Du nicht eher eine dunkle warme Sommernacht, mit Blütenduft und Wetterleuchten?" „Wenn Du in der Tat zu Mißtrauen geneigt bist, so brauchst Du Dich meinethalben darin nicht übernatürlich zu bekämpfen, die Zeit wird das heilen, und wenn Dir meine Vergangenheit vielleicht kein Vertrauen zu meiner Beständigkeit einflößt, so wirst Du Dich bald überzeugen, daß Du wenigstens an meiner Ehrlichkeit nicht zweifeln darfst. Außerdem wird Dein etwaiges

Mißtrauen deshalb immer unschädlich sein zwischen uns, weil mich Dein Mißtrauen nicht im mindesten kränken wird, und weil ich selbst, der ich sonst fast keinem ohne die schlagendsten Beweise traue, zu Dir ein unerschütterliches und unerschöpfliches Vertrauen habe."

Am 21. Februar: „Du mein Herz, wie wenig kennst Du die Welt! Warum verklagst Du Deinen letzten Brief so sehr? ich habe nichts darin gefunden, was mir nicht lieb und lieber gewesen wäre. Und wäre es anders, wo solltest Du künftig eine Brust finden, um zu entladen, was die Deine drückt, wenn nicht bei mir? Wer ist mehr verpflichtet und berechtigt, Leiden und Kummer mit Dir zu teilen, Deine Krankheiten, Deine Fehler zu tragen, als ich, der ich mich freiwillig dazu gedrängt habe, ohne durch Bluts= oder andere Pflichten dazu gezwungen zu werden? Du hattest eine Freundin, zu der Du jederzeit flüchten konntest, von der Du nie abgewiesen wurdest; vermissest Du die in diesem Sinne, in dem Bedürfnis? Meine liebe, liebe Johanna, muß ich Dir nochmals sagen, daß ich Dich liebe; sans phrase, daß wir Freud und Leid miteinander teilen sollen, ich Dein Leid, Du das meine, daß wir nicht vereinigt sind, um einander nur zu zeigen und mitzuteilen, was dem andern Freude macht, sondern daß Du Dein Herz zu jeder Zeit bei mir ausschütten darfst, und ich bei Dir, es mag enthalten, was es wolle, daß ich Deinen Kummer, Deine Fehler, Deine Unarten, wenn Du welche hast, tragen muß und will, und Dich lieben wie Du bist, nicht wie Du sein solltest oder könntest? Benütze mich, brauche mich, wozu Du willst, mißhandle mich äußerlich und innerlich wenn Du Lust hast, ich bin dazu da für Dich, aber ‚geniere' Dich nie und in keiner Art vor mir, vertraue mir rückhaltlos, in der Überzeugung, daß ich alles, was von Dir kommt, mit inniger Liebe, mit freudiger oder geduldiger, aufnehme. Behalte nicht Deine trüben Gedanken für Dich, und blicke mich mit heiterer Stirn und fröhlichen Augen an dabei, sondern teile mir in Wort und Blick mit, was Du im Herzen hast, mag es Segen oder Leid sein. Sei niemals kleinmütig gegen mich, und erscheint Dir etwas in Dir unverständig, sündhaft, niederdrückend, so bedenke, daß all dergleichen in mir tausendmal mehr vorhanden ist, und ich davon viel zu sehr und innig durchdrungen bin, als daß ich dergleichen bei andern geringschätzig be-

trachten sollte, bei Dir, mein Herz, aber anders als mit Liebe, wenn auch nicht immer mit Duldung, wahrnehmen könnte. Betrachte uns als gegenseitige Beichtväter, als mehr wie das, die wir nach der Schrift ‚ein Fleisch' sein sollen."

Am 23. Februar schreibt er u. a.: „Ich stoße in Deinem vor mir liegenden Brief wieder auf die Selbstbeherrschung; das ist eine schöne Errungenschaft, wer etwas davon hat, aber wohl von Zwangantun zu unterscheiden. Es ist löblich und liebenswürdig, geschmacklose und verletzende Ausbrüche seiner Empfindungen sich abzugewöhnen oder ihnen eine andere willkommnere Form zu geben; aber Selbstzwang, der innerlich krank macht, nenne ich es, wenn man seine Gefühle selbst in sich erstickt. Man kann im geselligen Verkehr Anwendung davon machen, wir beide unter uns aber nicht. Findet sich Unkraut im Acker unseres Herzens, so wollen wir gegenseitig bemüht sein, ihn so zu bestellen, daß sein Same nicht aufgehen kann. Tut er es doch, so wollen wir es offen ausziehn, aber nicht unnatürlich mit Weizenstroh zudecken und verstecken; das schadet dem Korn und zerstört das Unkraut nicht. Deine Meinung war nun wohl, es allein auszuziehen, ohne mich durch den Anblick zu verletzen; aber laß uns auch darin ein Herz und ein Fleisch sein, und wenn mich auch Deine kleinen Disteln mitunter in die Finger stechen sollten; kehr Dich daran nicht und verbirg sie mir nicht. Du wirst an meinen großen Dornen auch nicht immer Freude erleben, so große, daß ich sie nicht verstecken kann, und wir müssen gemeinschaftlich daran reißen, wenn auch die Hände bluten. Übrigens blühen Dornen mitunter recht hübsch, und wenn auf den Deinigen Rosen wachsen, so werden wir sie doch wohl mitunter stehen lassen. Le mieux est l'ennemi du bien, sonst ein sehr wahres Sprichwort, deshalb mach Dir nicht allzuviel Skrupel über all Dein Unkraut, welches ich noch gar nicht entdeckt habe, und laß mir wenigstens eine Probe davon übrig."

Aus einem Briefe vom 24. Februar seien folgende Sätze herausgehoben: „Senfft schreibt mir: ‚Ihnen ist ein kluges, braves und frommes Mädchen zuteil geworden, und das ist viel'. Da siehst Du doch, wie gescheute Leute von Dir denken. Was findet er nun ‚viel' dabei? Daß ein Mädchen klug, brav und fromm ist, oder daß mir eine von

der Art zuteil geworden ist? Mir ist irgendwo ein Vers im Gedächtnis geblieben, den ich für ausgezeichnet lügenhaft halte: ‚Aus Falsch, List, Trug und Eitelkeit spann die Natur mit äußerst zarten Fädchen ein Flatterding, man nennt es — Mädchen.‘ Johanna, ist da wohl eine Spur Wahrheit drin, und kann jemand, der die Welt kennt wie Senfft, möglicherweise ähnliche Ansichten hegen über das Paradestück der Schöpfung? Nein, er findet es viel, daß mir Bösewicht ein so unverdientes Glück geworden ist, und darin hat er recht. Wenn Du jetzt auch bescheiden gegen diese Auslegung protestieren solltest, so wird doch der Augenblick kommen, wo Du dem beistimmst; halb Scherz, halb Ernst, ich glaub' es; indessen er wird auch vorübergehen, dieser Augenblick. Mir aber bleibt die Überzeugung, daß dem so ist, wie S. sagt."

Am 25. Februar begann er den Brief an die Braut mit ängstlich besorgter Frage: „Du glaubst nicht, was ich abergläubisch bin, gerade als ich von draußen gekommen nach Anweisung des mütterlichen Briefes die Wurstkiste geöffnet und Deinen Brief erbrochen hatte, blieb die große Uhr ganz plötzlich ohne allen Grund drei Minuten vor sechs stehen; eine alte englische Pendeluhr, die mein Großvater von Jugend auf gehabt, die seit 70 Jahren auf demselben Fleck steht, nie in Unordnung gewesen und auch nicht abgelaufen war; ich stieß sie an und sie ging wieder. Schreibe mir doch gleich, daß Du gesund und munter bist; Deine Mutter klagt auch, daß Du blaß und mager würdest, das alles ängstigt mich so, kindisch wie ich bin. Ich hatte kurz vorher den Kummer, daß mir ein ehrenwerter Beamter, den ich schelten wollte, weil er nicht auf dem Posten gewesen nur antwortete: ‚Mein einziger Sohn ist eben gestorben‘. Das stimmte mich so trüb. Ich will auch gleich kommen, sowie das Wasser vorbei ist, trotz aller Kreistage, schreib mir nur, daß Du wohl bist."

In einem Briefe vom 7. März äußerte er sich scherzhaft über andere Verehrer seiner Braut: „Etwas aber beleidigt mich von Dir, daß Du Dich immer so wunderst, wenn Leute wie Leps[1]) und andere Dich verehren und lieben usw.; denn Du sprichst damit indirekt aus, daß Du

[1]) S. Note auf S. 173.

mich für einen Menschen ohne Geschmack hältst, der ich entschieden noch viel größere Gefühle der — Verehrung ist und zu matt, ‚Anbetung‘ unwahr und lächerlich — für Dich hege; Du mußt umgekehrt mit Verachtung auf jeden sehen, der Deinen Wert nicht zu würdigen weiß, und jedem, der noch nicht um Dich angehalten hat oder nicht wenigstens möchte, sagen: Monsieur! le fait est, que M. de B. m'aime, ce qui prouve, que tout individu mâle, qui ne m'adore pas, est un butor sans jugement! Warum soll Dich Lepsius[1]) nicht anbeten? Pflicht und Schuldigkeit. Sei nicht so beleidigend bescheiden, als wenn ich, nachdem ich zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt, zuletzt mit beiden Händen nach einer Butterblume gegriffen hätte.“

Am 14. März wartete er bereits acht Tage vergeblich auf einen Brief von Johanna. Seine Sorge und Angst über den Grund ihres langen Schweigens haben etwas Rührendes. „Jetzt nun es stille in der Nacht ist,“ schreibt er ihr, „bin ich wirklich recht ängstlich um Dich und Dein Schweigen, und meine Phantasie, oder sonst wer, den Du ja nicht willst, daß ich ihn nennen soll, zeigt mir mit höhnischer Geschäftigkeit die Bilder von alledem, was möglich wäre. Johanna, wenn Du jetzt krank werden wolltest, es wäre schrecklich über alle Beschreibung; bei dem Gedanken fühle ich recht, wie innig ich Dich liebe, und wie innig verwachsen mir das Band ist, welches uns zusammenhält. Ich verstehe, was Du zu sehr lieben nennst. Wenn ich an die Möglichkeit einer Trennung denke, und möglich bleibt sie doch, so einsam wäre ich noch nie gewesen, in meinem ganzen wüsten einsamen Leben. Was wäre Moritzens Lage daneben, der ein Kind hat, einen Vater, eine Schwester, liebe nahe stehende Freunde in der Nähe hat. Ich habe niemand auf 40 Meilen, mit dem ich mehr zu sprechen in Versuchung wäre, als die Höflichkeit gerade erfordert; nur eine Schwester; aber eine glücklich verheiratete, die Kinder hat, ist eigentlich keine mehr;

[1]) Der frühere Geheimer Regierungsrat Gustav Lepsius (geb. 23. September 1817) in Naumburg, der am 8. Mai 1879 in Kösen unvermählt gestorben ist; er war ein Bruder des bekannten Ägyptologen Richard L. und damals als Assessor in Stettin beschäftigt. Aus seinem Nachlaß ist noch eine von Johanna von Puttkamer mit Perlen für ihn gestickte Schreibmappe vorhanden.

wenigstens nicht für einen Bruder, der allein steht. Es ist das erstemal, daß ich ernsthaft der Möglichkeit ins Auge sehe, daß Du mir genommen werden könntest, daß ich verurteilt sein könnte, diese öden Räume zu bewohnen ohne Aussicht, daß Du sie mit mir teilen würdest, mit keiner Seele im weitesten Umkreise, die mir nicht so gleichgültig wäre, als hätte ich sie nie gesehen. Ich würde zwar in mir nicht so leer an Trost sein wie in alten Zeiten; aber ich würde auch etwas verloren haben, was ich früher nicht kannte, ein liebendes und geliebtes Herz, und nebenher von allem getrennt sein, was mir früher in Pommern durch Gewohnheit und Freundschaft das Leben leicht machte. Eine recht egoistische Gedankenreihe und Betrachtungsweise, die da zum Vorschein kommt, wirst Du sagen; allerdings, aber Schmerz und Furcht sind Egoisten, und in Fällen wie der angedeutete finde ich nie die Gestorbenen, sondern nur die Überlebenden zu bedauern. Aber wer spricht vom Sterben? Das alles, weil Du acht Tage lang nicht geschrieben, und dann habe ich noch die Dreistigkeit, Dir Vorhaltungen wegen trüber Ahnungen usw. zu machen! Hättest Du nur nicht in dem letzten Briefe von den fatalen Fiebern gesprochen. Des Abends bin ich stets aufgeregt, in der Einsamkeit, wenn ich nicht müde bin. Morgen bei hellem Tage in dem Bahncouppé werde ich Deine mögliche Lage wohl mit mehr Zuversicht auffassen."

Nachdem er von Ende März bis gegen Ende April zum Besuch in Reinfeld gewesen war, schrieb er von Schönhausen am 5. Mai: „Wenn Du Dich zu sehr nach mir ‚bangst' und die Unzufriedenheit mit der kurzen Unterbrechung unseres Verkehrs Dich überwältigt, dann denke nicht an das, was besser und angenehmer für den Augenblick sein könnte, sondern an Unglück und Schmerz, die da sein könnten und nicht sind; denke ich sei gestorben statt abgereist, oder läge hier für Monate lang krank oder, oder usw., kurz an alles, wofür wir beide Gott zu danken haben, sei es auch nur dafür, daß Dir ein Freund ward, er so weise in Ermahnungen für Dich und so unweise im Denken und Handeln für sich ist. Tue nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken. Lerne Dich dankbar freuen auch über die Freude, die Du gehabt hast, und schreie nicht wie kleine children, ‚mehr!', wenn sie gerade aufhört."

Mitte Mai bekam Bismarck im Landtag die Nachricht, daß Johanna krank wäre; darauf schrieb er ihr am 15. Mai: „Deinen Brief gab mir Dein Vater heut früh in der Sitzung, und er hat Schuld, daß ich wenig weiß, wovon die Rede war, oder doch der Energie ermangelte, mir eine klare bewußte Vorstellung davon zu verschaffen. Meine Gedanken waren in Reinfeld, und mein Herz voll Sorge zum Überfließen. Ich bin ergeben in alles; was geschehen mag, aber daß ich es mit Freudigkeit wäre, kann ich nicht sagen. Die Saiten meiner Seele werden schlaff und tonlos, wenn ich an alle Möglichkeiten denke. Ich bin nun zwar nicht von jener selbstpeinigenden Art, die sich mühsam und künstlich die Hoffnung zerstört und die Furcht aufbaut, und ich glaube nicht, daß es Gottes Wille ist, uns zu trennen, jetzt, ich kann es aus allen Gründen nicht glauben, aber ich weiß, daß Du leidest, und bin nicht bei Dir, und könnte doch vielleicht, wenn ich da wäre, etwas zu Deiner Beruhigung, zu Deiner Erheiterung beitragen, wenn es auch nur wäre, daß ich mit Dir ausritte, denn Du hast ja sonst keinen dazu. Es ist so allen meinen Ansichten von Galantrie, geschweige denn meinen Gefühlen für Dich zuwider, daß mich irgendeine Macht hier hält, wenn ich Dich leidend weiß, und gar Dir helfen und erleichtern könnte, und ich bin noch ernstlich in Streit mit mir, um auszumachen, was vor Gott und Menschen meine Pflicht ist. Wenn ich nicht früher dort bin, so ist es wohl gewiß, daß ich zu Pfingsten, nebst dem Vater in Reinfeld eintreffe, wahrscheinlich morgen über acht Tage ... Teures Herz, was redest Du (verzeih mir die Grobheit), was redest Du für Zeug, ich solle nicht kommen, wenn ich lieber in Zimmerhausen oder Angermünde zu Pfingsten bliebe; wie kann ich irgendwo Freude haben, wenn ich Dich leidend weiß und obenein ungewiß bin, in welchem Grade? Es handelt sich ja zwischen uns beiden nicht um Amüsieren und Unterhalten, und von Lieben und Beieinandersein, geistig und womöglich körperlich; und solltest Du vier Wochen sprachlos liegen, schlafen oder was sonst, ich wollte doch nicht wo anders sein, sobald nichts als mein Wunsch entscheiden soll; könnte ich selbst nur kommen bis an Deine Tür, so wollte ich doch da lieber sein als bei meiner lieben Schwester, und je trauriger, je kränker Du bist, desto mehr. Aber die Tür wird mich nicht von Dir trennen,

magst Du krank sein wie Du willst. Das ist ein Fall, wo sich der Sklave gegen seine Herrin auflehnt."

Des Landtags wegen war er zu Pfingsten nicht nach Reinfeld gekommen. Seine Braut war aber noch immer krank und schrieb ihm niedergeschlagene Briefe. Auf einen solchen antwortete er am 28. Mai: „Über Deine Krankheit hat mich der Brief Deines Vaters im Punkte der Angst wegen Gefahr einigermaßen beruhigt, der Deinige aber war so trüb und niedergeschlagen, daß er mich recht ergriffen hat. Mein liebes Herz, ein solcher Trübsinn, wie sich darin ausspricht, ist fast immer mehr als Ergebung in Gottes Willen; in diesem kann es meiner Ansicht nach nicht liegen, daß Du Dich so von der Hoffnung, ich möchte sagen von dem Wunsch löseſt, besser zu werden, leiblich, und hier auf Erden Gottes Segen zu erleben, solange es nach seiner Fügung sein kann. Du meinst es auch wohl nicht so ernst, wenn Du in a fit of melancholy sagst, Dich interessiere eigentlich gar nichts und Du grämest und freuest Dich nicht. Das schmeckt mehr nach Byron als nach Christentum. Du bist so oft krank in Deinem Leben gewesen und bist gesund geworden, hast frohe und trübe Stunden nachher erlebt, und der alte Gott, der Dir damals half, lebt auch jetzt noch. . . . Mit Deiner Meinung wegen des Juli bin ich nicht einverstanden, und ich bitte auch Dich dringend, gegen die Eltern mir in diesem Punkte beizustehn. Du kannst als Frau ebensogut krank sein, wie als Braut, und wirst es später oft genug sein, warum nicht ebensogut zu Anfang. Ich werde doch, so oft ich nicht dringende Geschäfte habe, bei Dir sein, mögen wir also hier oder in Reinfeld zusammen sein, das ändert an der Sache nichts; wir wollen ja nicht bloß für gute Tage heiraten; es scheint mir ein ganz frivoles Hindernis, Dein Unwohlsein. Für mich ist dieser provisorische Zustand wie jetzt der schlimmste, der sein kann. Ich weiß ja kaum mehr, ob ich in Schönhausen, in Reinfeld, in Berlin oder auf der Eisenbahn wohne. Bist Du krank, so bin ich nachher den ganzen Herbst, oder wie lange die Hochzeit sonst würde aufgeschoben werden, als ein Tagedieb in Reinfeld, und kann, ehe die Trauung gewesen, nicht einmal ganz unbefangen mit Dir verkehren. Ein Brautstand bei 70 Meilen Entfernung ist nicht haltbar, und besonders wenn ich Dich kränklich weiß,

so reise ich natürlich so oft zu Dir, als mich meine öffentlichen und Privatgeschäfte loslassen. Mir scheint die Trauung zu der einmal angesetzten Frist ganz notwendig und irgendwelche Krankheit kein Hindernis; käme es anders, so würde es mich sehr betrüben, und ich sehe keinen Grund dazu. . . . Gott stärke Dich zu Freude und Hoffnung. Dein treuster B."

In einem Briefe vom 13. Juni wirft die Hochzeitsfreude ihre Strahlen leuchtend voraus: „Wenn ich Dich nur erst wieder in diesem Arme halte, so will ich Dein Arzt sein, und Du sollst gesund werden, wenn Du es auch nur mir zuliebe tust. Am 19. wird der Landtag geschlossen, der König hat es bestimmt, und wir selbst haben auf Vertagung am 19. angetragen. Dann gehe ich auf ein oder zwei Tage nach Schönhausen, von dort nach Kniephof, um die letzten Berechnungen mit dem Pächter zu erledigen, so daß ich glaube, ein oder zwei Tage nach Johanni in Reinfeld sein zu können, vier Wochen darauf segnet uns Sauer unter dem Holzdache der Kolziglower Kirche ein, dann sitzen wir auf und halten uns, wenn Du willst, in Naugard und Angermünde nach Belieben auf, desgleichen in Berlin und in Schönhausen, und gehen von dort, wenn Du nicht andere Bedürfnisse hast, nach Wien, Salzburg und Tirol. Denn die spießbürgerliche Idee, in diesem Jahre keine Reise zu machen, habe ich mir ganz aus dem Sinn geschlagen. Was den Kostenpunkt anbetrifft, so würde sie im nächsten Jahre genau soviel kosten wie in diesem, und praktisch macht es gar keinen Unterschied, wenn wir überhaupt einmal entschlossen sind zu reisen, ob es jetzt oder später geschieht. Wohl aber ist möglich, daß Du im nächsten Jahre nicht ebenso aufgelegt und imstande bist zu reisen, wie in diesem, ob ich Zeit und Disposition dazu habe, ob wir beide noch leben und ob — wer weiß was sonst.

„Also die Folge von allem ist, daß wir am 24. heiraten, Du magst krank oder gesund sein, und daß, wenn ersteres nicht im höheren Grade als jetzt der Fall ist, wir uns die Alpen in der Nähe ansehn. — Qu'en dis-tu?"

Diese Proben mögen zur Charakterisierung des Briefwechsels zwischen den Brautleuten genügen. Johanna von Puttkamer, die empfindsame, wehleidige, allen äußeren wie seelischen Eindrücken wider-

standslos nachgebende Natur; er voll unendlicher Geduld und Liebe, tröstend, aufrichtend, zurechthelfend, im äußersten Notfall sogar einmal mit ernstem Wort, aus dem aber die Zärtlichkeit doch laut und deutlich hervorklingt. Vorläufig, wie es scheint, noch ein recht ungleiches Paar.

Unerschöpflich erfinderisch war er in der Anwendung und Abwechselung der zärtlichen und kosenden Anreden an seine Johanna in den Briefen; hier nur eine Auswahl davon: Angela mia — Mein teures Herz — Mein Schatz, mein Herz, mein Augentrost — Giovanna mia! — Jeanne la noire, enfant chérie des déserts de Rrrrummelsburg! — Einzig geliebte Jeannette, Friederike, Charlotte, Eleonore, Dorothea! — Johanna, Du bessere Hälfte meiner oder Unsrer! — Mein liebes Herz! — Dearest — Ma reine — Czarna kotko, miła duszo! — Du mein Engel — Jeanne la méchante! — Chère et bonne — Meine geliebteste Geliebte — Mein armes krankes Kätzchen — Sweetest heart! — Mon amie! — Juaninina!

Mit den Schwiegereltern gestaltete sich das Verhältnis vortrefflich. Im ersten Briefe an die Braut sagte er noch schüchtern: „Die herzlichsten Grüße an Deine, oder j'ose dire unsere Eltern.“ Später tritt er in sporadischen Briefwechsel mit ihnen; Frau von Puttkamer schickt ihm, wie es die norddeutsche Hausfrau beim Schlachten den Söhnen gegenüber stets hält, eine Wurstkiste, später auch einmal einen Auerhahn, den Bismarck dann mit nach Berlin und dort in Beize legen läßt, um ihn mit Freunden zu verzehren. Nur eins kann er an der Schwiegermutter nicht recht vertragen: ihre eingebildeten Ahnungen; sie glaubt stets, daß sie eintreffen, und macht sich und den Ihrigen mit derartigen trüben Erwartungen das Leben schwer. Ja, Bismarck fürchtet sogar, daß Johanna dies vermeintliche Ahnungsvermögen der Mutter annehmen wird.

Vortrefflich stand er sich mit Herrn von Puttkamer. Im April und Mai besuchte ihn dieser von Berlin aus, wo beide im Landtage saßen, in Schönhausen; es gefiel ihm dort sehr gut, und er entwarf seiner Tochter eine begeisterte Schilderung ihres künftigen Wohnortes:

Schönhausen, den 11. 5. 1847

Geliebte Tochter!

Wenn auch nur wenige, so doch einige Zeilen will ich von hier aus an Dich senden. Ich sitze am offenen Fenster, vor mir eine reizende Landschaft. Schloß Arneburg im Zentro der Fernsicht auf einer Höhe des Elbufers wie Schloß Blanckenburg gelegen, links wird die Aussicht gruppiert durch einen waldbewachsenen Hügel, rechts Dorf Hohen-Göhren mit einem hervorragenden Kirchdach. Die Seitendekoration schließt mit dunklem Laubschatten des Schloßgartens Schönhausen zu beiden Seiten meines Blicks. Vor mir üppige Kornfelder, Elbufer, Segelboote, ungezählte Dörfer, Kirchtürme, Herrensitze. Dicht unterm Fenster: Fruchtbaumgruppen, Teiche, grüner Rasen, Luzerneschläge. Neben mir schmettern fünf Nachtigallen liebliche Konzerte. Das Zimmer, worin ich schreibe, im antiken Stil mit chinesischer Ledertapete dekoriert, geräumig und hell, fördert den freien Atemzug der Brust. So gedenke ich Deiner und kann Dir eine liebliche Situation schildern. Wenn der Friede Gottes das Herz erquickt, so wird die Umgebung hierselbst ihn nicht verhindern. Dein gedenkend, habe ich heute auf dieser Stelle einsam am Morgen Dich auf meinen Knien vor Gott seiner Obhut empfohlen, daß, wenn Dein Fuß hier die Stelle betrete, sein Segen Dein Geleite sei; und meine Zuversicht ist in meinem Herzen vor Gott nicht verworfen. Gottes Frieden und Segen wird Dein Geleitsmann sein, wenn Du fern von der Heimat eine neue Heimat erworben.

Flur und Wald und Stall und Haus habe ich alles hier erwogen, besehen, alles gut befunden. Auch die Honoratioren des Dorfes, H. Gärtner und H. Prediger Schrader, habe ich heute besucht und ihr Wohlwollen für Dich mir gesichert. In einigen Stunden fahren wir nun wieder fort. Dieser Brief soll der Zeuge unseres Hierseins, der Zeuge meines treuen Gedenkens an Dich sein. In Liebe Dein treuer Vater

H. v. Puttkamer.

In Berlin aßen, tranken und arbeiteten Schwiegervater und Schwiegersohn zusammen, hatten aber auch ernste und wichtige Unter-

redungen miteinander, so nicht zuletzt über den Termin der Hochzeit. Diese fand nur mit einer Abweichung von der mit dem Schwiegervater getroffenen Verabredung, nämlich nicht am 24., sondern erst am 28. Juli statt. In der Kirche von Altkolziglow, wohin Reinfeld eingepfarrt war, traute Pastor Sauer den Rittergutsbesitzer Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen, geboren am 1. April 1815, mit Fräulein Johanna Friederike Charlotte Eleonore Dorothea von Puttkamer, geboren am 11. April 1824, einziger Tochter des Rittergutsbesitzers Heinrich Ernst Jakob von Puttkamer auf Viartlum und der Frau Luitgarde, geborenen von Glasenapp, auf Reinfeld. Eine besondere Hochzeitsfeier fand nicht statt; es war auch Bismarck's Verwandten mitgeteilt, daß es wegen des leidenden Zustandes der Mutter nicht anders ginge.

Noch an demselben Tage trat das junge Paar die Hochzeitsreise an. Sie hat wohl in ihrem ersten Teil über Stettin, Angermünde, Berlin, Schönhausen, Prag, Wien, Linz, Salzburg geführt. Von da aus schrieben beide, noch müde von der Besteigung des Schafberges bei Salzburg, an die Reinfelder Eltern. Da erfahren wir, welche Freude ihm seiner jungen Frau Entzücken über alle Naturschönheiten bereitet, daß ihre Gesundheit und Heiterkeit täglich zunimmt, daß ihr die reine Bergluft und gelegentliche körperliche Anstrengungen vortrefflich bekommen. Bis zum sechszehnten Reisetage hatten sie erst 170 Taler ausgegeben und sich infolgedessen entschlossen, noch zwei bis drei Wochen auszubleiben. Sie reisten zunächst nach Meran in Tirol und nach Innsbruck und dann, vom Regenwetter, das ihnen in den Bergen alle Aussicht raubte, veranlaßt, sofort weiter nach Süden. Am 9. September waren sie von Venedig in Vicenza angekommen. In Meran trafen sie Roon, in Venedig war gerade König Friedrich Wilhelm IV. anwesend. Er erkannte Bismarck am Abend im Theater und befahl ihn für den folgenden Tag zur Audienz und zur Tafel, ihm so unerwartet, daß sein leichtes Reisegepäck und die Unfähigkeit der Schneider des Ortes ihm nicht die Möglichkeit gewährten, in korrektem Anzuge zu erscheinen. Die Aufforderung des Königs war noch um so überraschender für ihn, als bei den Hoffestlichkeiten, die während des vereinigten Landtages stattfanden, er von dem König und der Prinzessin

von Preußen in augenfälliger Weise gemieden worden war. Wenn der König bei Empfang der Mitglieder des Landtages vermied, mit ihm zu sprechen, wenn er im Cercle, nachdem er jeden angeredet hatte, abbrach, sobald er an ihn kam, umkehrte und quer durch den Saal abschwenkte, so glaubte Bismarck annehmen zu müssen, daß seine Haltung als royalistischer Heißsporn die Grenzen überschritt, die sich der König gesteckt hatte. Daß diese Auslegung unrichtig gewesen war, erkannte er in Venedig. Sein Empfang war so wohlwollend und die Unterhaltung auch auf politischem Gebiet derart, daß er eine aufmunternde Billigung seiner Haltung im Landtage daraus entnehmen konnte. Der König befahl ihm, sich im Laufe des Winters bei ihm zu melden, was geschah. Bei dieser Gelegenheit und bei kleinen Diners im Schlosse überzeugte sich Bismarck, daß er bei beiden Allerhöchsten Herrschaften in voller Gnade stand, und daß der König, wenn er zur Zeit der Landtagssitzungen vermieden hatte, öffentlich mit zu reden, damit ihm nicht eine Kritik seines politischen Verhaltens hatte geben, sondern nur seine Billigung den andern zurzeit nicht hatte zeigen wollen.[1])

Von Vicenza reisten sie, wie er am 7. Oktober seinem Bruder summarisch mitteilte, über Verona, Brescia, Mailand, Como, Isolabella, den Simplon, Montigny, Chamounix, Genf, Chillon, Vevey, Freiburg, Thun, Interlaken, Lauterbrunn, Wengernalp, Grindelwald, Rosenlaui, Meiringen, Luzern, den Rigi, Zürich, Schaffhausen, Freiburg, dann mit der Eisenbahn über Heidelberg nach Mainz, zu Schiff nach Köln, mit der Eisenbahn nach Hamm, mit Extrapost nach Hannover und von da nach Schönhausen.

Hier trafen sie spät am Abend des 6. Oktobers ein. Bellins war die Ankunft gemeldet, sonst wußte niemand im Dorfe darum. Trotz der späten Abendstunde lag ein heller Lichtschein über dem Schlosse: Frau Bellin hatte alle Fenster festlich erleuchtet.

In Schönhausen begann fortan ein neues Leben.

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 18 f.



6. Die ersten parlamentarischen Kämpfe

Mitten hinein in den Brautstand Bismarck's fiel ganz unerwartet seine Berufung in den Landtag. Wie das gekommen ist, lassen wir ihn selbst erzählen. Am 8. Mai 1847 schrieb er seiner Braut:

„Ich möchte meinen Brief mit jeder möglichen Anrede beginnen, durch die ich Dich günstig für mich stimmen kann; denn ich bedarf Deiner Verzeihung sehr; ich will Dich nicht raten lassen, weshalb, damit Du Dir nichts Schlimmeres denkst, als daß ich zum Landtag einberufen bin und es angenommen habe. Wenn ich auch hoffe, Dich zu Pfingsten mit dem Vater zusammen besuchen zu können, so erleiden doch unsre ganzen Wiedersehnspläne eine wesentliche Änderung. Höre zu meiner Entschuldigung, wie dies gekommen ist. Einer unserer Abgeordneten, Brauchitsch, ist so erkrankt, daß er den Verhandlungen nicht mehr beiwohnen kann; ich bin der Nächste zu seiner Vertretung, hätte es aber ablehnen können, dann wäre der folgende Stellvertreter einberufen. Nun haben indessen die Magdeburger Stände, als unter den sechs Stellvertreterposten der erste vakant wurde, anstatt, wie es sonst üblich ist, den zweiten usw. jeden eine Stelle vorrücken zu lassen und den sechsten neu zu wählen, ausnahmsweise mich, der ich ganz neu in der Provinz und noch gar nicht einmal Stellvertreter war, sofort zum Ersten von den Sechsen erwählt. Sie wurden hierzu teils dadurch bestimmt, daß sie zu mir ein ganz besonderes Vertrauen hatten, teils dadurch, daß der zweite, der zum ersten hätte aufrücken müssen, für unfähig gehalten wurde. Dieser würde nun jetzt eintreten, wenn ich ablehnte. Die Stände haben außerdem alles Mögliche versucht, um mich anstatt des Oberpräsidenten in den Landtag zu bringen. Auch ist Brauchitsch selbst,

der sich schon in der Genesung befand, mit besonderer Rücksicht darauf ausgetreten, daß ich sein Stellvertreter wurde, und auch die andern Abgeordneten haben ihm deshalb zugeredet und meine Einberufung ausdrücklich gewünscht. Ich schreibe Dir dies alles, um Dir klar zu machen, daß ich den Ruf nicht ablehnen kann, ohne die Magdeburger Stände entschieden zu beleidigen, und mir jede Aussicht für die Zukunft, die sich auf ständische Verbindung gründet, zu verderben: Also nochmals, verzeih mir, daß ich die Sache angenommen habe."

Vergegenwärtigen wir uns in Kürze die damalige politische Lage. Als Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 seinem Vater auf dem Thron folgte, baten die Königsberger Stände im September darum, daß endlich das Gesetz vom 22. Mai 1815 verwirklicht werden, d. h. daß die Repräsentation des Volkes gebildet werden möchte. Der König antwortete ablehnend, indem er die auf der Grundlage ständischer Gliederung sich erbauende provinzial- und kreisständische Verfassung als die eigentliche Form deutschen Verfassungslebens bezeichnete, die „einer für das geliebte Vaterland und für jeden Landesteil immer ersprießlicheren Entwicklung entgegenzuführen" ihm eine der wichtigsten und teuersten Pflichten des königlichen Berufes, den Gottes Fügung ihm aufgetragen habe, sein werde. Dieser Erklärung gemäß wurden Deputationen der einzelnen Provinziallandtage nach Berlin berufen, um als vereinigte Ausschüsse gewisse Gesetze für die ganze Monarchie zu beraten. Dadurch wurde die im Volke sich immer mehr verbreitende Unzufriedenheit aber nicht beseitigt.

Es war unter solchen Umständen ein glücklicher Zufall, daß die Regierung zu Eisenbahnbauten eine größere Anleihe aufnehmen mußte; das konnte aber nach dem Edikte Friedrich Wilhelms III. vom 17. Januar 1820 nur unter der Bürgschaft von Reichsständen geschehen. Dafür konnten indessen die vereinigten Ausschüsse füglich nicht angesehen werden. Daher blieb nichts übrig, als die acht Provinziallandtage zu einem vereinigten Landtage nach Berlin zu berufen, damit sie diese Anleihe verbürgten. So erging denn am 3. Februar 1847 das Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend, in dem es wörtlich hieß:

1. So oft die Bedürfnisse des Staates entweder neue Anleihen oder die Einführung neuer, oder eine Erhöhung der bestehenden Steuern erfordern möchten, werden wir die Provinzialstände der Monarchie zu einem vereinigten Landtage um uns versammeln, um für erstere die durch die Verordnung über das Staatsschuldenwesen vorgesehene ständische Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und zu letzterer uns ihrer Zustimmung zu versichern.
2. Den vereinigten ständischen Ausschuß werden wir fortan periodisch zusammenberufen.
3. Dem vereinigten Landtage und in dessen Vertretung dem vereinigten ständischen Ausschusse übertragen wir:
   a) in Beziehung auf den ständischen Beirat bei der Gesetzgebung diejenige Mitwirkung, welche den Provinzialständen durch das Gesetz vom 5. Juni 1823, § III, Nr. 2, solange keine allgemeine ständischen Versammlungen stattfinden, beigelegt war;
   b) die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 vorgesehene ständische Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, soweit solche nicht der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen übertragen wird;
   c) das Petitionsrecht über innere, nicht bloß provinzielle Angelegenheiten.

Durch Patent vom 8. Februar 1847 wurden die Provinzialstände auf den 11. April ds. J. nach Berlin zusammenberufen; mit Entfaltung großen Glanzes wurde der erste vereinigte Landtag an diesem Tage im Königlichen Schlosse durch den König selbst eröffnet. Auch in ihm wurde unterschieden zwischen der Herrenkurie und der Kurie der drei Stände. Während zur ersten die großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, die aus den Provinziallandtagen berufenen vormaligen deutschen Reichsstände (Fürsten und Grafen), die schlesischen Fürsten und Standesherren und alle mit Virilstimmen begabten oder an Kollektivstimmen beteiligten Stifter, Fürsten, Grafen und Herren der acht Provinziallandtage gehörten, setzte sich die Kurie der drei Stände aus den Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und Landgemeinden der acht Provinzen zusammen und hatte auf dem vereinigten

Landtage in gleicher Zahl wie auf den Provinziallandtagen zu erscheinen.

In diese Kurie wurde Bismarck Anfang Mai seinem „eifrigen Wunsche" entsprechend berufen. An welchem Tage er eingetreten ist, läßt sich nicht mehr feststellen. An der Debatte hat er sich zum erstenmal am 15. Mai beteiligt; am 17. Mai hat er zum erstenmal „einen unerhörten Sturm des Mißfallens" erregt. Da hatte nämlich der Abgeordnete der preußischen Ritterschaft von Saucken-Tarputschen erklärt, die Begeisterung von 1813 sei nicht bloß die Folge des Hasses gegen den Eroberer gewesen — denn ein edles gebildetes Volk, wie das preußische, kenne keinen Nationalhaß —, sondern die Frucht der geistig und politisch befreienden Gesetzgebung von 1807, die die bis 1806 isolierte preußische Regierung in eine innige Verbindung mit dem Volke gebracht habe.

Da erbat sich der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen das Wort zu einer Berichtigung und führte folgendes aus:

„Es wird mir schwer, nach einer Rede, die von so edler Begeisterung diktiert war, das Wort zu ergreifen, um eine einfache Berichtigung vorzubringen. . . . Auf die übrigen Teile der gedachten Rede einzugehen, halte ich erst an der Zeit, wenn von politischen Fragen die Rede sein wird. Für jetzt fühle ich mich nur noch gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl als außerhalb des Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfechtung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten.

(Lautes Murren).

Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen,

(Wiederholtes Murren),

wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß

gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen."

(Großer Lärm. Mehrere Abgeordnete bitten ums Wort.)

Es wurde von mehreren Abgeordneten Bismarck das Recht abgesprochen, über eine Zeit und eine Bewegung zu urteilen, die er nicht selbst mit erlebt habe. Unter großem Lärm bestieg er noch einmal die Tribüne zu der ironischen Bemerkung:

„Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit nicht gelebt habe, und es tat mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an dieser Bewegung teilzunehmen; ein Bedauern, das vermindert wird durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe; soeben bin ich aber belehrt worden, daß sie im Inlande gelegen hat, und ich bin nicht sehr dankbar für diese Aufklärung."

(Einige Stimmen: Bravo!)

Seiner Braut schrieb er über diese Sitzung: „Ich erregte gestern eine unerhörten Sturm des Mißfallens, indem ich durch eine, nicht deutlich genug gefaßte Äußerung über die Natur der Volksbewegung von 1813 die mißverstandene Eitelkeit vieler von der eigenen Partei verletzte und natürlich das ganze Hallo der Opposition gegen mich hatte. Die Erbitterung war groß, vielleicht gerade, weil ich die Wahrheit sagte, indem ich auf 1813 den Satz anwandte, daß jemand (das preußische Volk), der von einem andern (den Franzosen) so lange geprügelt wird, bis er sich wehrt, sich daraus kein Verdienst gegen einen dritten (den König) machen kann. Man warf mir meine Jugend und was sonst noch alles vor."

Inzwischen wuchs Bismarck's Ansehen und Einfluß im Landtage; es gelang ihm, einigen Einfluß auf eine große Anzahl Abgeordnete der sogenannten Hofpartei und der sonstigen Ultrakonservativen aus mehreren Provinzen zu gewinnen; diesen benutzte er, sie soviel wie möglich vom Durchgehn oder von ungeschickten Seitensprüngen abzuhalten, was er, nachdem er seine Richtung unumwunden ausgesprochen hatte, auf das unverdächtigste tun konnte. Wie sehr die Arbeit im Landtage ihn beschäftigte und auch außerhalb der Sitzungen

in Anspruch nahm, zeigt eine briefliche Äußerung gegen die Braut: „Ich werde mich bald in derselben Aufregung befinden wie Thadden, der des Nachts unruhig aus Träumen auffährt, die ihn in den Landtag versetzten, und bei Tage das Essen darüber vergißt. Man wird um so ungeduldiger, da man fast nie dazu kommt, seine Meinung sagen zu können, nachdem man sechs Stunden lang alle Schamlosigkeiten angehört hat, und kommt man endlich dazu, so haben nach der Sache, gegen die man sprechen will, schon 20 andere Redner geredet, und sie ist vergessen. Es geht der Tribüne, wie einer Ballschönheit en vogue, sie ist stets zu allem vorher engagiert." Und an einer andern Stelle: „Auf dem Landtage ärgre ich mich täglich und kann meinen Ärger nicht einmal aussprechen. Gewöhnlich sind 20, 30 Leute vor mir notiert, die dann mit den ungewaschensten Wiederholungen und Deklamationen die Zuhörer dergestalt langweilen, daß beim 15. oder 16. stürmisch der Schluß der Sache und die Abstimmung verlangt wird, und dann stimmt die Majorität jedesmal, ohne auf irgendeinen der gesagten Gründe zu achten, wider Recht und Vernunft. Oder ich komme dazu wie heut, daß ich aufgerufen werde, wenn eben Bodelschwingh genau das gesagt hat, was ich sagen wollte, und viel besser als ich es sagen könnte. Ich bin vom Morgen bis zum Abend gallsüchtig über die lügnerische, verleumderische Unredlichkeit der Opposition und über die eigensinnige, böswillige Absichtlichkeit, mit der sie sich jeden Gründen verschließt, und über die gedankenlose Oberflächlichkeit der Menge bei der die gediegensten Argumente nichts wiegen gegen die banalen aufgeputzten Phrasen der rheinischen Weinreisendenpolitik."

Eine größere und belangreiche Rede hielt Bismarck erst wieder am 1. Juni in der 22. Sitzung der Kurie der drei Stände bei der Beratung verschiedener Anträge auf Abänderung der ständischen Gesetzgebung. Natürlich wich er von den Ansichten der großen Mehrheit des Hauses in dieser Frage erheblich ab. Er sagte:

„Ich will mich nicht bemühen, die verschiedenen Rechtsboden, auf denen sich jeder von uns zu befinden glaubt, in bezug auf ihre Solidität zu untersuchen; ich glaube aber, aus der Debatte und aus allem, was ich von der Verhandlung über die uns vorliegende Frage

gehört habe, hat sich herausgestellt, daß eine verschiedene Auffassung und Deutung der ältern ständischen Gesetzgebung möglich und faktisch vorhanden war, nicht bloß unter Laien, sondern auch unter gewiegten Juristen, und daß sehr fraglich ist, was ein Gerichtshof, wenn einem solchen die Frage vorläge, entscheiden würde; unter solchen Umständen geben allgemeine Rechtsregeln das Auskunftsmittel der Deklaration. Diese Deklaration ist uns implizite geworden durch das Patent vom 3. Februar d. J.; dadurch hat der König dahin deklariert, daß die allgemeinen Versprechungen der früheren Gesetze keine anderen gewesen seien als diejenigen, welche das jetzige Gesetz erfüllt.[1]) Es zeigt sich, daß diese Deklaration von einem Teile der Versammlung für unrichtig gehalten wird. Das ist aber ein Schicksal, welches sie mit jeder Deklaration teilt. Jede Deklaration wird von demjenigen Teile, dessen Meinung sie nicht bestätigt, für unrichtig gehalten werden, oder es müßte die frühere Überzeugung nicht eine aufrichtige gewesen sein. Es fragt sich nun, wer das Recht hat, eine authentische rechtsverbindliche Deklaration zu geben. Meines Erachtens nur der König, und diese Überzeugung liegt auch, wie ich glaube, im Rechtsbewußtsein unseres Volkes. Denn wenn gestern ein Herr Abgeordneter aus Königsberg[2]) die Ansicht ausgesprochen hat, es habe sich ein dumpfes Mißvergnügen in der Volksstimmung gezeigt bei der Bekanntmachung des Patents vom 3. Februar, so muß ich dagegen erwidern, daß ich die Majorität des preußischen Volkes nicht repräsentiert finde in den Versammlungen auf dem Böttchershöfchen[3])

(Murren)

— ich kann in unartikulierten Lauten keine Widerlegung dessen finden, was ich angeführt —, ebensowenig in den Federkielen der Zeitungskorrespondenten, auch nicht einmal in einer Fraktion der Bevölkerung großer Provinzialstädte. Es ist schwer, die Volksmeinung zu erkennen, ich

[1]) Der betreffende Satz lautete: „Indem Wir sonach über die Zusagen Unseres höchstseligen Herrn Vaters Majestät hinaus die Erhebung neuer, sowie die Erhöhung bestehender Steuern an die im Wesen deutscher Verfassung begründete Zustimmung der Stände gebunden . . . haben“ usw.

[2]) Bürgermeister Sperling.

[3]) Versammlungslokal in Königsberg.

glaube sie an einigen Orten der mittleren Provinzen erkannt zu haben, und diese ist noch die alte preußische Volksmeinung, der ein Königswort mehr gilt als alles Deuteln und Drehen an den Buchstaben der Gesetze.

(Einige Stimmen Bravo!)

„Es ist gestern eine Parallele gezogen worden zwischen der Art, wie das englische Volk im Jahre 1688, nach der Vertreibung Jakobs II., seine Rechte zu wahren gewußt, und der Art, wie das preußische Volk jetzt seine Rechte zur Anwendung bringen könne. Parallelen mit dem Auslande haben immer etwas Mißliches; es ist uns hier schon Rußland als Muster der religiösen Duldung aufgestellt, es sind uns die französischen und dänischen Finanzen als Vorbilder einer geordneten Verwaltung empfohlen worden. Um zurückzukommen auf das Jahr 1688 in England, so muß ich die hohe Versammlung und namentlich einen geehrten Abgeordneten der schlesischen Landgemeinden[1]) um Nachsicht bitten, wenn ich wieder über ein Faktum spreche, was ich nicht selbst erlebt habe. Damals befand sich das englische Volk in einer andern Lage als heutzutage das preußische; es war durch ein Jahrhundert von Revolution und Bürgerkrieg in die Lage gekommen, eine Krone vergeben zu können und Bedingungen daran zu knüpfen, die Wilhelm von Oranien annahm. Dagegen waren die preußischen Monarchen nicht von des Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitze einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Teil dem Volke verliehen haben, ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Ich will den Rechtspunkt verlassen und die Frage berühren, ob es nützlich oder wünschenswert sei, eine Veränderung in der Gesetzgebung, wie sie heute besteht, zu begehren oder zu beantragen. Ich schließe mich selbst der Überzeugung, die ich bei der Majorität der Versammlung voraussetze, an, daß die Periodizität zu einer wahren Lebensfähigkeit dieser Versammlung notwendig ist. Eine andre Frage ist aber, ob wir dies jetzt auch im Wege der Petition begehren wollen. ‚Nachdem die Patente vom 3. Februar einmal normiert worden sind, glaube ich nicht, daß es dem Könige will-

[1]) Abg. Krause.

kommen sein kann, und daß es in unserer Stellung als Stände liegen kann, schon jetzt mit einer Petition auf Abänderung derselben hervorzutreten, lassen wir wenigstens das Gras dieses Sommers darüber wachsen! Der König hat wiederholt gesagt, er wünsche nicht gedrängt und getrieben zu werden; ich frage aber die Versammlung, was tun wir anders, als daß wir ihn drängen und treiben, wenn wir jetzt schon dem Throne mit Bitten um Abänderung der Gesetzgebung nahen?'[1]) Dem Gewicht dieser Betrachtung bitte ich die hohe Versammlung noch einen anderen Grund hinzuzufügen. Es ist gewiß bekannt, wie viele trübe Vorhersagungen seitens der Gegner unserer Verfassung daran geknüpft worden sind, daß das Gouvernement sich durch unsere Stände in eine Position gedrängt sehen werde, die es freiwillig einzunehmen nicht für gut befunden haben würde. Wenn ich aber auch nicht annehmen kann, daß das Gouvernement sich drängen lassen werde, so glaube ich doch, daß es im Interesse desselben liegt, auch den allergeringsten Schein der Unfreiwilligkeit einer Konzession zu vermeiden und daß es in unser aller Interesse liege, den Feinden Preußens nicht die Freude zu gönnen, daß wir durch eine Petition, ein Votum, daß wir als Vertreter von 16 Millionen Untertanen hinreichen, einen Schein von Unfreiwilligkeit auf solche Konzession werfen. Es ist gesagt worden, Se. Majestät der König und der Herr Landtagskommissarius[2]) selbst haben auf den Weg der Petition hingewiesen; ich habe dies nicht anders verstanden, als daß, wie der König, so auch der Herr Landtagskommissarius uns diesen Weg als den gesetzlichen bezeichnet hat, den wir einschlagen könnten, sobald wir uns verletzt fühlten; daß es aber Sr. Majestät dem König und dem Gouvernement willkommen wäre, wenn wir von diesem Rechte Gebrauch machen, habe ich nicht entnehmen können. Wenn wir dies nun doch tun, so sollte man glauben, daß dringende Gründe vorhanden wären, daß eine Gefahr im Verzuge vorläge; davon kann ich mich aber nicht überzeugen. Die nächste Wiederkehr der Versammlung ist gesichert,[3]) und die Krone hat

---

[1]) Fast wörtlich aus einer Rede des Abg. von Vincke vom 17. Mai zitiert.

[2]) Staats- und Kabinetsminister von Bodelschwingh.

[3]) In der königlichen Antwort auf die Adresse der Versammlung an den König, mit der diese die Thronrede beantwortet hatte, war die Wiedereinberufung

dadurch die schöne Stellung, daß sie vier Jahre oder auch während eines kürzeren Zeitraums in der Lage ist, vollkommen freiwillig und ungebeten die Initiative in dem ergreifen zu können, was jetzt gewünscht wird. Nun frage ich, ob dem Auslande gegenüber der Bau unsrer Verfassung nicht fester dasteht, ob das Gefühl der Befriedigung auf allen Seiten im Inlande nicht ein höheres sein wird, wenn uns ein solcher Fortbau der Verfassung durch die Initiative der Krone gegeben, als wenn er von uns begehrt wird. Findet es die Krone nicht für gut, die Initiative zu ergreifen, so ist keine Zeit verloren; der dritte Landtag wird nicht so schnell auf den zweiten folgen sollen, daß der König nicht Zeit hätte, auf eine desfallsige Petition zu antworten, die auf dem zweiten überreicht werden würde. Gestern hat ein Abgeordneter aus Preußen, wenn ich nicht irre, aus dem Neustädter Kreise[1]), eine Äußerung getan, die ich nur so auslegen konnte, als liege es in unserm Interesse, die Blume des Vertrauens als ein Unkraut, welches uns hindert, den kahlen Rechtsboden in seiner ganzen Nacktheit zu sehn, auszureißen und beiseite zu werfen. Ich sage mit Stolz, daß ich mich einer solchen Ansicht nicht anschließen kann. Wenn ich zehn Jahre rückwärts blicke und das, was im Jahre 1837 gesprochen und geschrieben wurde, mit dem vergleiche, was jetzt hier von den Stufen des Throns dem ganzen Volke zugerufen wird, so glaube ich, haben wir vielen Grund zum Vertrauen in die Absichten Sr. Majestät! In diesem Vertrauen erlaube ich mir der hohen Versammlung das Amendement des Herrn Abgeordneten aus Westfalen, nicht des Herrn Abgeordneten aus der Grafschaft Mark[2]), sondern das des Herrn von Lilien zur Annahme zu empfehlen." [3])

des vereinigten Landtages nach Ablauf von vier Jahren versprochen, auch wenn keine gesetzlich gebotene Veranlassung dazu vorliegen sollte.

[1]) Abg. von Platen.

[2]) Abg. von Vincke.

[3]) Der Antrag v. Vincke ging dahin, den König um alljährliche Einberufung zu bitten und, wenn dem Bedenken entgegenständen, dem vereinigten Landtage eine Proposition darüber zugehen zu lassen. Abg. von Lilien beantragte, das Amendement in zwei Fragen zu zerlegen: „1. Hält die Versammlung eine periodische Einberufung des vereinigten Landtags in bestimmten Zeitabschnitten überhaupt für nötig? 2. Soll Se. Majestät schon vom ersten vereinigten Landtage darum gebeten werden?"

Der Abgeordnete von Vincke erklärte, kein Mitglied hätte das Recht, Worte von ihm anzuführen, ohne seine Autorschaft zu nennen. Darauf erwiderte Bismarck:

„Ich glaube, daß ich auf den persönlichen Angriff, den ich durch den Herrn Abgeordneten aus Westfalen soeben erfahren habe, einige Worte zu meiner Verteidigung anführen darf. Ich habe allerdings die Worte desselben, soviel ich mich erinnere, buchstäblich angeführt, aber keineswegs, um ihm damit einen Vorwurf zu machen, am allerwenigsten den der Inkonsequenz, den er schon gestern mit Glück zurückgewiesen hat, sondern weil ich zur Unterstützung meiner Ansicht keine beredteren Worte finden konnte, als er sie gebrauchte. Wenn alles, was der geehrte Redner von dieser Tribüne ausspricht, sakrosankt und unantastbar sein soll und niemand wieder darauf zurückkommen darf, so muß ich sorgen, daß bei großer Fruchtbarkeit an umfangreichen Reden des geehrten Abeordneten von Westfalen der Kreis, in welchem sich andere zu bewegen hätten, sehr beschränkt sein wird."

Im allgemeinen tritt uns hier der Abgeordnete von Bismarck schon als derselbe entgegen, wie wir ihn fünfzehn Jahre später im Abgeordnetenhause als Ministerpräsidenten wiederfinden. Unbekümmert um irgend jemandes Ansichten und Wünsche vertritt er nur das, was er selbst aus eigenster Überzeugung und nach Lage der Dinge für recht und richtig hält. Seine Hauptaufgabe erblickt er darin, als preußischer Abgeordneter die Prärogative der preußischen Königskrone gegen jede drohende Schmälerung und Einschränkung zu verteidigen, koste es was es wolle. Er kennt keine Menschenfurcht; wo man ihn angreift, da wehrt er sich mannhaft seiner Haut. Er versteht vortrefflich seine Klinge zu führen: mit Ruhe, mit Ironie, mit Hohn, mit Schärfe, wenn es sein muß, auch mit Grobheit.

Über diese Rede berichtet er am 4. Juni seiner Braut: „Ich hatte am Dienstag eine etwas heftige Rede gehalten, die bei meinen politischen Freunden Beifall fand und mir den Namen des Vinckenfängers zuzog. Die Freude darüber unter den Unsrigen, zugleich aber auch die vielfachen Explikationen mit den Gegnern, die ich darüber hatte,

die indes alle friedlich verliefen, beschäftigten mich den Tag über, so daß Du um einen Brief kamst."

Am 7. Juni kam in der neunten Sitzung der vereinigten Kurien das Gutachten der zweiten Abteilung des ersten vereinigten Landtags über die Allerhöchste Botschaft wegen einer aus dem Eisenbahnfonds zu verzinsenden und zu amortisierenden Anleihe zur Ausführung der großen preußischen Ostbahn zur Verlesung und Beratung. Abgeordneter von Vincke erklärte, sein Votum für die Bewilligung irgendeines Darlehns zugunsten des Staates so lange nicht geben zu können, als die Stände der notwendigsten Grundlage entbehrten für die Erhaltung ihrer Rechte. Bismarck hielt solchen Ausführungen u. a. folgendes entgegen:

„Wir alle sind einig, daß der hier versammelte Landtag wirklich die Körperschaft ist, welche Anleihen zu bewilligen oder abzulehnen hat. Ein Teil von uns will aber von diesem Rechte auch für nützliche Zwecke nicht eher Gebrauch machen, als bis die Regierung in Beziehung auf andere hiermit nicht zusammenhängende Punkte, namentlich die, worüber in der vorigen Woche die Kurie der drei Stände verhandelt hat,[1]) gewisse Konzessionen erteilt haben würde; er will gleichsam ein Retentionsrecht an dem Rechte der Anleihebewilligung ausüben, bis die Regierung jene Konzessionen erteilt hat; durch diese Konzessionen soll sich die Regierung gewissermaßen die Bewilligung der Anleihe erkaufen. Ich frage, welchen Sturm würde es erregen, wenn das Gouvernement seinerseits sagen wollte, daß es gewisse administrative Wohltaten, die es einer Provinz zuwenden oder entziehen kann, davon abhängig mache, wie die Vertreter dieser Provinz bei politischen Fragen votieren würden."

(Aufregung. Der Marschall[2]): „Der Redner darf nicht unterbrochen werden!")

„Es scheint mir dies vollkommen analog zu sein, und die Mißbilligung, die von jener Seite sich kundgibt, beweist mir, daß ich die Wahrheit gesagt habe . . .

(O! Bravo!),

[1]) Über die Änderung der ständischen Gesetzgebung.

[2]) von Rochow.

wenn ich behaupte, daß von einer Partei eine analoge Taktik geübt wird, die man der Regierung gewiß nicht verzeihen und nicht anstehen würde, es mit dem Namen Erpressung zu brandmarken, wenn sie sich dieselbe gestattete."

Auf diese Auslassung des Abgeordneten von Bismarck antwortete an demselben Tage in unklarer und schwülstiger Weise, aber nach seiner Ansicht gewiß eindrucks- und wirkungsvoll der Abgeordnete von Auersperg, Mitglied der preußischen Ritterschaft: „Ein Mitglied der sächsischen Ritterschaft hat wiederum von einer Partei gesprochen und dieser Ansichten und Gesinnungen vindiziert, die jedenfalls verletzend für dieselbe erscheinen müssen. Da unter dieser Partei, nach den unzweifelhaften Äußerungen des Redners, keine anderen Mitglieder der Versammlung gemeint sein können als die, welche auf die Ergänzung der Übereinstimmung der früheren Gesetze mit den neueren wiederholt angetragen haben, da es offenbar dieselben sind, denen gegenüber er in voriger Woche vielfach gestimmt hat, da ich zu diesen Mitgliedern gehöre, die man eine Partei nennt (was ich aber zurückweise), so glaube ich, daß ich ebensogut wie jeder andre hier das Recht habe, die Sache aus dem persönlicheu Gesichtspunkte aufzufassen usw. Ich bin außerstande, den Blick in die Gegend innerer Gesinnung zu richten, wohin er seinen Blick gewendet hat. Ich muß also diesmal mich nur auf den einen Wunsch beschränken, daß wir uns einander mehr achten mögen."

Auch der rheinische Abgeordnete von der Heydt kam am 8. Juni auf Bismarck's Äußerung zurück und erklärte: „Solange wir uns nicht in der Lage befinden, die Verwendung in regelmäßig wiederkehrenden Perioden kontrollieren zu können, so lange werden wir uns in der unangenehmen, ja höchst peinlichen Notwendigkeit befinden, unsre Zustimmung zu allen Anleihen versagen zu müssen, und zwar nicht aus Parteizwecken oder aus solchen Rücksichten, wie sie von einem andern Mitgliede der sächsischen Ritterschaft gestern angedeutet zu sein schienen, die schon von einem hochgeachteten Mitgliede der preußischen Ritterschaft verdientermaßen zurückgewiesen worden sind, sondern weil es eine ernste Gewissenspflicht erscheint usw."

Darauf antwortete Bismarck:

„Der letzte Redner aus der Rheinprovinz hat heute den persönlichen Vorwurf wiederholt, welcher mir von einem Abgeordneten aus Preußen gestern gemacht worden ist. Ich habe gestern wegen der hohen Achtung, welche ich meinem gestrigen Gegner zolle, nichts erwidert; wenn dieser Vorwurf aber heute wiederholt wird, so muß ich Nachstehendes darauf antworten: Ich habe gestern keine Verdächtigung ausgesprochen, ich habe von niemandem behauptet, daß er nicht nach seinem Gewissen handle, sondern ich habe nur eine historische Tatsache, die unbestreitbar ist, angeführt, nämlich die, daß ein Teil der Versammlung aus dem Anleihebewilligungsrecht eine Waffe schmiede, um der Regierung Konzessionen abzudringen. Das ist eine Tatsache, die ich noch heute behaupte, und wer sie sehn will, der wird sie sehn; wer sich aber durch Tatsachen verdächtigt fühlt, dem kann ich nicht helfen! Übrigens muß ich dem geehrten Redner aus der Rheinprovinz die Befugnis bestreiten, zu beurteilen, ob meine Worte eine verdiente oder unverdiente Zurückweisung gefunden haben."

Auch von diesem Tage liegt wieder eine briefliche Äußerung an die Braut vor. Am 8. Juni schrieb er ihr: „Die Verhandlungen sind jetzt sehr ernst, indem durch die Opposition alles zur Parteifrage gemacht wird, auch die jetzt vorliegende Eisenbahnsache. Ich habe mir viel Freunde und viel Feinde erworben, letztere mehr in-, erstere mehr außerhalb des Landtags. Leute, die mich früher nicht kennen mochten und auch solche, die ich noch nicht kenne, überschütten mich mit Zuvorkommenheit, und ich bekomme manchen gutgemeinten Druck von unbekannter Hand. Gestern erhielt ich eine anonyme Zuschrift aus Freiburg in Baden mit einem dortigen Zeitungsartikel voller Lob für mich, das ich allerdings dort von der Schweizer Grenze her nicht erwartete. Etwas angreifend sind die politischen Abendversammlungen außerhalb des Landtags; mit der Dunkelheit komme ich vom Reiten, dann geht es ins Englische Haus, ins Hôtel de Rome, und man spricht sich so eifrig fest in die Politik hinein, daß man selten vor eins zu Bett kommt. Die Zeit, die ich schlafe, schlafe ich aber gut, seit ich reite. Überhaupt bin ich wohl und ruhiger als anfangs, weil ich tätigeren Anteil nehme. Ich werde Dir die Staats-

zeitungen, in denen ich selbst figuriere, aufheben, da Eure Zeitung die Reden nicht vollständig wiedergibt."

Am 13. Juni war er von Kniephof, das er nun endgültig verpachtet hatte, nach dreitägiger Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt. Da schrieb er: „Ich glaubte, während meiner Abwesenheit würde die Judensache verhandelt werden, aus der ich mir soviel nicht mache, da ich in ihr mit der Regierung nicht übereinstimme; wider Erwarten kam aber die königliche Proposition wegen der Mahl- und Schlachtsteuer, in welcher ich gern gesprochen und ein Amendement angebracht hätte; das war nun zu spät, und mein Licht bleibt unter dem Scheffel. Übrigens gewährte es mir einige Genugtuung zu sehn, daß meine bei einigen Gelegenheiten hervorgetretene Bissigkeit gegen die Lügen der Opposition, die mit schönen Worten böse Werke verdeckt, so viel Eindruck gemacht hatte, daß meine Abwesenheit wenigstens aufgefallen war, was unter 600 schon viel ist. Meine Freunde versicherten mich, daß sie bei manchen Unverschämtheiten der anderen Seite erwartungsvoll umgeblickt hätten, ob nicht von meinem Platze ein Kämpfer der Wahrheit erstehen würde. Übrigens wird doch in 99 Hundertteilen der Verhandlung, so pomphaft man sich anstellen mag, leeres Stroh gedroschen, und die Fälle, wo ich irgendein Bedürfnis fühle zu sprechen, werden seltner, nachdem ich einmal die Scheu davor überwunden habe."

Die Judendebatte blieb Bismarck aber nicht erspart. Schon bei seiner Eröffnung wurde dem vereinigten Landtage der Entwurf einer Verordnung betreffend die Verhältnisse der Juden vorgelegt; § 1 gewährte allen Juden der Monarchie mit Ausschluß derer, die im Großherzogtum Posen wohnten, die volle bürgerliche Rechtsgleichheit mit den christlichen Untertanen; § 2 forderte die Bildung von Judenschaften; § 35 sprach ihre Zulassung zu unmittelbaren Staatsämtern insofern aus, als sie sich durch den Dienst im stehenden Heere verfassungsmäßig Zivilversorgungsansprüche erworben hatten und mit den ihnen zu übertragenden Zivil- und Militärdiensten nicht die Ausübung einer obrigkeitlichen Autorität verknüpft war; § 36 enthielt ihnen die ständischen Rechte vor, die mit der Erwerbung von Grundbesitz unter Umständen verbundenen Rechte, wie Verwaltung der Gerichtsbarkeit und

des Patronats und die Aufsicht über die Kommunalverwaltung und über Kirchenvermögen. Die erste Abteilung, der der Entwurf zum Bericht übergeben war, forderte in diesem die Beseitigung der meisten in der Vorlage noch enthaltenen Beschränkungen. Auch in der Versammlung wurde die volle Emanzipation der Juden warm befürwortet. Zu den wenigen, die sie bekämpften, gehörte der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen. Er legte in der 32. Sitzung am 15. Juni folgendes dar:

„Wenn ich heute diese Stelle betrete, so geschieht es mit größerer Befangenheit als sonst, da ich fühle, daß ich durch das, was ich sagen werde, einigen nicht ganz schmeichelhaften Äußerungen gestriger Redner gewissermaßen in den Wurf laufe. Ich muß öffentlich bekennen, daß ich einer Richtung angehöre, die der geehrte Abgeordnete von Krefeld [1]) gestern als finster und mittelalterlich bezeichnete, derjenigen Richtung, welche es nochmals wagt, der freieren Entwicklung des Christentums, wie sie der Abgeordnete von Krefeld für die einzig wahre hält, entgegenzutreten. Ich kann ferner nicht leugnen, daß ich jenem großen Haufen angehöre, welcher, wie der geehrte Abgeordnete aus Posen [2]) bemerkte, dem intelligenteren Teil der Nation gegenübersteht und diesem intelligenteren Teile in, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, ziemlich geringschätzender Weise entgegengesetzt wurde, dem großen Haufen, welcher noch an Vorurteilen klebt, die er mit der Muttermilch eingesogen hat, dem Haufen, welchem ein Christentum, das über dem Staate steht, [3]) zu hoch ist. Wenn ich mich in der Schußlinie so scharfer Vorwürfe ohne Murren befinde, so glaube ich auch die Nachsicht der hohen Versammlung in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn ich mit derselben Offenheit, welche die Äußerungen meiner Gegner charakterisiert, bekenne, daß es mir gestern in manchen Augenblicken der

[1]) Abg. von Beckerath: „Ich danke unserm weisen Könige, daß hier die Stimme des Landes sich erheben kann gegen einen letzten Versuch, mit welchen der enge mittelalterliche Geist noch einmal gegen die freiere, wahrhaft christliche Weltanschauung hervorzutreten wagt."

[2]) Abg. Naumann.

[3]) Naumann hatte gefordert, daß das Christentum im Staate nicht neben dem Judentum, sondern über dem Staate stehen sollte.

Zerstreutheit nicht ganz gegenwärtig blieb, ob ich mich in einer Versammlung befände, für deren Mitglieder das Gesetz hinsichtlich der Wählbarkeit die Bedingung der Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen aufstellt. Ich gehe zur Sache selbst über. Die meisten Redner haben über das vorliegende Gesetz sich weniger ausgesprochen als über die Emanzipation im allgemeinen. Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. Über den Begriff eines christlichen Staates haben wir von dem Herrn Minister des Schatzes [1]) und von einem andern Herrn auf der Ministerbank [2]) Worte gehört, die ich fast ganz unterschreibe; dagegen haben wir auch gestern gehört, daß der christliche Staat eine müßige Fiktion, eine Erfindung neuerer Staatsphilosophen sei. [3]) Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt, wie sämtliche europäische Staaten, daß er grade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehn, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte „Von Gottes Gnaden“, welche christliche Herrscher ihren Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Zepter, was ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren, zu verwirklichen. Daß dies unserm Staate nicht in allen Beziehungen gelingt, das hat gestern der Abgeordnete aus der Grafschaft Mark [4]) in einer mehr scharfsinnigen als meinem religiösen

---

[1]) Staatsminister von Thile.

[2]) Geh. Regierungsrat Brüggemann.

[3]) Abg. Camphausen.

[4]) Abg. von Vincke.

Gefühle wohltuenden Parallele zwischen den Wahrheiten des Evangeliums und den Paragraphen des Landrechts dargetan. Wenn indes auch die Lösung nicht immer gelingt, so glaube ich doch, die Realisierung der christlichen Lehre sei der Zweck des Staates. Daß wir aber mit Hilfe der Juden diesem Zwecke näher kommen sollten als bisher, kann ich nicht glauben. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so glaube ich, kann diese Grundlage bei uns nur das Christentum sein. Entziehen wir diese Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle, welchen die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regenerieren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich gerade in den Köpfen derjenigen, welche an der Spitze stehn, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen z. B. der Kommunisten über die Immoralität des Eigentums, über den hohen sittlichen Wert des Diebstahls als eines Versuchs, die angebornen Rechte der Menschen herzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie die Kraft dazu in sich fühlen, ist mir nicht klar; denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten, und zwar als die rechte Blüte der Humanität angesehn. Deshalb, meine Herren, schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht erforderlich sei; nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsre Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpfe, und daß der Staat die Realisierung des Christentums bezwecke, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht! Ich gehe von der Theorie der Frage auf einige praktische Momente über. In den Landesteilen, wo das Edikt von 1812 [1]) gilt, fehlen den Juden, soviel ich mich erinnere, keine andern Rechte, als dasjenige, obrigkeitliche Ämter zu bekleiden. Dieses nehmen sie nun in Anspruch, sie verlangen, Landräte, Generale, Minister, ja unter Umständen auch Kultusminister zu werden. Ich gestehe ein, daß

[1]) Edikt vom 11. März 1812: alle im preußischen Staat mit Generalprivilegien 2c. versehenen Juden wurden für Inländer erklärt und ihnen fast alle Rechte eingeräumt, wie den christlichen Staatsbürgern.

ich voller Vorurteile stecke, ich habe sie, wie gesagt, mit der Muttermilch eingesogen, und es will mir nicht gelingen, sie weg zu disputieren; denn wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflicht gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht. Warum es den Juden nicht gelungen ist, in vielen Jahrhunderten sich die Sympathie der Bevölkerung in höherem Grade zu verschaffen, das will ich nicht genau untersuchen; ein geehrter Redner aus der Grafschaft Mark [1]) hat die Gründe schärfer herausgestellt, als ich sie hier wiederholen möchte. Nur eins ist mir nicht klar geworden, nämlich wie der geehrte Redner diejenigen Leute, die er, wenn ich richtig verstand, als zu schlecht für seinen Umgang bezeichnete, zu seinen vorgesetzten Beamten, selbst zu seinen Ministern haben möchte, wenn er es nicht braucht. Der geehrte Redner sprach die Überzeugung aus, daß die Juden, seien sie auch jetzt, was sie wollten, sich ändern könnten und würden, und führte zum Beweise dessen an, was sie früher gewesen seien. Darauf muß ich erwidern, daß wir es nicht mit den Makkabäern der Vorzeit, noch mit den Juden der Zukunft zu tun haben, sondern mit den Juden der Gegenwart, wie sie jetzt sind. Darüber, wie sie sind, will ich mir in Bausch und Bogen kein Urteil erlauben. Ich gestehe zu, daß in Berlin und überhaupt in größeren Städten die Judenschaft fast durchaus aus achtungswerten Leuten besteht; ich gebe zu, daß solche auch auf dem Lande nicht bloß zu den Ausnahmen gehören, obgleich ich sagen muß, daß der entgegengesetzte Fall vorkommt. Wir haben gestern von der Mildtätigkeit der Juden zur Unterstützung ihrer Sache

---

1) Abg. von Vincke: „Ihre Habsucht, die sehr häufig einen schmutzigen Charakter annimmt, ihre Kriecherei und ihre Feigheit — alle diese Fehler sichern sie vor meiner Sympathie; wenn sie mir aber noch so unangenehm in sozialen Verhältnissen wären, so genügt mir dies doch nicht, um ihnen die politischen Rechte abzusprechen, zumal wenn wir uns doch sagen müssen, daß diese ihre Fehler in der Behandlung, die ihnen unsre Gesetzgebung hat angedeihen lassen, ihren Ursprung haben."

gehört. Nun, Beispiel gegen Beispiel — ich will ein andres geben, ein Beispiel, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern gibt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstück; von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar den Juden, das Vieh im Stalle gehört den Juden, und der Bauer zahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete; das Korn auf dem Felde und in der Scheuer gehört den Juden, und der Jude verkauft dem Bauer das Brot-, Saat- und Futterkorn metzenweis. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich, wenigstens in meiner Praxis, noch nie gehört! Man führt zur Entschuldigung dieser Fehler an, daß sie aus den gedrückten Verhältnissen der Juden notwendig hervorgehn müßten. Wenn ich mir die Reden von gestern vergegenwärtige, so möchte ich glauben, daß wir in den Zeiten der Judenhetzen lebten, daß sich jeder Jude täglich alles das müsse gefallen lassen, was der ehrliche Shylock erdulden wollte, wenn er nur reich würde. Aber davon sehe ich nirgends etwas, sondern ich sehe nur, wie gesagt, daß der Jude nicht Beamter werden kann, und nun ist mir doch das eine starke Schlußfolge, daß, weil jemand nicht Beamter werden kann, er ein Wucherer werden müsse. Einer der Abgeordneten der pommerschen Ritterschaft [1]) ist so weit gegangen, zu behaupten, daß die Juden von jeder edleren Beschäftigung mit Ausnahme des Handels ausgeschlossen seien. Das einzige aber, wovon sie ausgeschlossen seien, ist der Hafen der Bureaukratie, und ich appelliere an den geehrten Redner selbst, ob er in seiner Behauptung nicht zu weit geht, indem darin liegt, daß nur das Beamtentum und der Handel edle Beschäftigungen sein sollen. Einem andern Redner der schlesischen Ritterschaft [2]) möchte ich mich für die Folge seiner Rede eher anschließen, wenn er nur den Schluß seiner Rede als integrierenden Teil derselben stets beibehalten will. Er will die Juden emanzipieren, wenn sie selbst die Schranken niederreißen, die sie von uns trennen. Die hohe Versammlung hat sich gestern einige Anekdoten vorlesen

---

[1]) Abg. von Gottberg.

[2]) Wirkl. Geh. Rat Graf Renard.

lassen; sie wird also auch mir gestatten, eine zu erzählen, durch welche ich darzutun suche, wie wenig die Juden geneigt sind, von der Starrheit ihrer Gebräuche zu lassen.

Ein jüdischer Gelehrter von hohem Ansehen, den ich nicht nennen will, den ich aber privatim jedem Anwesenden nennen werde, der es zu wissen verlangt, den viele von uns kennen, und der in einer der größeren Städte des Staates wohl angesehen ist, hält so fest an den alten Satzungen, daß er es nicht wagte, am Sabbat etwas zu tragen, nicht einmal ein Schnupftuch in der Tasche. Dieser Mangel war für ihn mit Unbequemlichkeiten verknüpft, gegen die er in den rabbinischen Büchern nun folgenden Ausweg fand — ich erzähle, wie es mir ein Jude selbst mitgeteilt hat —. Es soll erlaubt sein, etwas zu tragen am Sabbat an einem Orte, der dem Träger persönlich gehört. Ferner stellt eine andere rabbinische Lehre, wie ich gehört habe, den Grundsatz auf, daß ein Beamter des Königs denselben so weit verträte, daß Veräußerungen von königlichem Eigentum, welche ein solcher Beamter vornimmt, Gültigkeit hätten. Der gedachte Gelehrte ließ sich also einen Unterbeamten der Polizei kommen, kaufte von diesem für einen Taler im Scheinkauf die Wohnung des Beamten mit allen Umgebungen derselben, auf welche sich das Dispositionsrecht des Beamten etwa erstrecken könne, also die ganze Stadt des Königs, und seitdem trägt er sein Schnupftuch mit gutem Gewissen in der Tasche. Wenn nun dieses vom grünen Holze geschieht, von einem ausgezeichneten Gelehrten, von einem verständigen, in der Welt lebenden Manne, so frage ich, was haben wir von der großen Masse, der polnischen Juden gar nicht zu gedenken, in dieser Beziehung zu erwarten? Ich für meine Person werde mein Votum gegen den uns vorliegenden Gesetzentwurf geben, weil ich von der Korporierung von Leuten, die keine Korporation bilden *wollen*, keinen Vorteil erwarten kann, weil eine Korporation, wenn die ganze Korporierung von den Beteiligten mit Vorurteil und Abneigung aufgenommen wird, ein totgeborenes Kind bleibt. Ich für meine Person würde für die Ausdehnung des Gesetzes von 1812 auf sämtliche Provinzen stimmen, vielleicht mit einem Vorbehalt, in Beziehung auf Posen diejenigen exzeptionellen Bestimmungen zu treffen, die der Grad der Sittlichkeit vieler dortiger Juden in bezug auf

Eigentum notwendig machen könnte. Außerdem, wenn der Zustand der polnischen Juden wesentlich verändert würde, so könnte dies eine bedeutende Attraktionskraft auf Millionen russischer Juden ausüben, die in Rußland, meines Erachtens, sich nicht mehr heimisch fühlen können. Ob aber eine Übersiedelung derselben wünschenswert ist, überlasse ich denen zu beurteilen, welche das Glück gehabt haben, russische Juden en masse kennen zu lernen. Ich glaube auch, daß die in Posen ansässigen Juden, auch wenn es ihnen erlaubt wird, nicht in bedeutenden Massen nach den deutschen Provinzen auswandern werden, weil die vergleichsweise — ich möchte nicht gern einen Ausdruck wählen, der verletzen könnte — Sorglosigkeit des polnischen Charakters in Beziehung auf zeitliche Güter den Juden aus Posen stets ein Eldorado gemacht hat. Ich glaube, daß das Gesetz von 1812 auch den Juden willkommen sein wird, ich muß sogar annehmen, nach dem, was ich hier von der Tribüne öfters gehört habe, daß gerade dieses Gesetz zu denen gehört, welche die damaligen Juden zur Teilnahme an dem vaterländischen Kampfe begeistert haben; auch von dem jungen Manne von 19 Jahren, von dem gestern erzählt wurde, glaube ich dies annehmen zu können. Ich erwähne diesen hauptsächlich deshalb, weil mir eine Äußerung, welche der verehrte Redner, der diese Erzählung vortrug,[1]) gestern machte, schmerzlich war und mit den vaterländischen Gefühlen, welche ihn gewöhnlich beleben, nicht in Einklang zu stehn scheint. Er sagte, es wäre schon genug, wenn nur ein einziges Menschenleben vergebens geblutet hätte. Nun kann ich nicht glauben, daß ein Blut vergebens geflossen ist, welches für die deutsche Freiheit floß, und bisher steht die Freiheit Deutschlands nicht so niedrig in Preußen, daß es nicht der Mühe lohnte, dafür zu sterben, auch wenn man keine Emanzipation der Juden damit erreicht. Ferner haben mehrere Redner wieder, wie fast in allen Fragen, auf das nachahmungswerte Beispiel von England und Frankreich verwiesen. Die Frage hat dort weniger Wichtigkeit, weil die Juden nicht so zahlreich sind wie hier. Ich möchte aber den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Fran-

[1]) Abgeordneter v. Beckerath

zosen auszeichnet: das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergibt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier bei uns geschieht!"

(Bravoruf!)

Bei den Emanzipationsfreunden erregte diese Rede natürlich starken Unwillen. Der Abgeordnete von Beckerath erklärte, es wäre ihm interessant gewesen, „den engen, mittelalterlichen Geist, dessen er gedacht, leibhaftig erscheinen zu sehn", und kam dann auf den in den Freiheitskriegen gefallenen 19jährigen Juden zurück. Wenn Herr von Bismarck glaube, daß man das Leben eines Menschen in Anspruch nehmen könne, ohne ihm gerecht zu werden; daß man den Anspruch machen könne, ein anderer solle sein Leben opfern, ohne daß seine wohlbegründeten Hoffnungen erfüllt würden, so gehöre diese Ansicht wohl zu den Vorurteilen, die er mit der Muttermilch eingesogen habe.

Darauf erwiderte Bismarck:

„Es ist mir nicht erinnerlich, davon gesprochen zu haben, daß es erlaubt sei, das Opfer eines fremden Menschenlebens für andre Zwecke als die des Vaterlandes in Anspruch zu nehmen. Ich habe nur dem Vaterlande und nicht der Emanzipation dieses Opfer als eins vindiziert, welches ich für so notwendig halte, daß ich es nicht einmal sehr hoch anschlage. Im Gegenteil, die Abwesenheit der Fähigkeit, dieses Opfer dem Vaterlande ohne Nebenzwecke zu bringen, ist mir ein wesentlicher Fehler an jedem Manne, und namentlich an jedem Deutschen! Wenn das eine mittelalterliche Ansicht ist, so bekenne ich mich dazu."

In der 34. Sitzung der Kurie der drei Stände am 17. Juni wurde der Antrag der Abteilung, den Juden alle ständischen Rechte gleich den Christen zu verleihen, mit 220 gegen 219 Stimmen verworfen.

An seine Braut schrieb er über diese Landtagsverhandlungen nur kurz und geringschätzig; zuerst am 15. Juni: „Gestern langweilige Judendebatten, 25 Redner für Emanzipation der Juden, die immer wieder dieselben sentimentalen Salbadereien vorbrachten ... Heut früh wieder Juden, ich eine lange Rede gegen Emanzipation gehalten, viel Bitteres gesagt, gehe nicht mehr durch die Königsstraße des

Abends, weil mich die Juden totschlagen. Jetzt sprechen noch immer langweilige Humanitätsfaseler, sogleich hoffe ich aber Aussicht auf Abstimmung zu haben, dann muß ich wieder in den Saal." Ferner am 18. Juni: „Ich ... höre eben Herrn von Auerswald mit vielem Feuer davon sprechen, daß die Ehen zwischen Juden und Christen gestattet werden sollen . . . Thadden hat gestern eine, natürlich etwas barocke, aber sehr viel bessere Rede gehalten, als ich ihm zutraute; er sprach mit tiefem, etwas eckigem Gefühl, und zu meiner Verwunderung ganz geläufig ohne stecken zu bleiben. Der Stolper Abgeordnete Gottberg hat kaum einen Nebenbuhler in der ganzen Versammlung in bezug auf den ausschweifenden Unsinn seiner jakobinischen Ideen. Heut erklärte er es für eine unerlaubte Unregelmäßigkeit, daß Rittergutsbesitzer Polizeirechte ausüben dürfen ... Augenblicklich großer Tumult, Klingeln des Marschalls, Antrag auf namentliche Abstimmung in der Judenheiratssache. Die ist mir gleichgültig; ich muß auf den Wollmarkt gehn."

Am 26. Juni 1847 wurde der erste vereinigte Landtag durch eine Botschaft Friedrich Wilhelms IV. geschlossen. Die Periodizität des vereinigten Landtages war vom König zunächst noch nicht bewilligt worden: diese „freie" Verleihung erfolgte erst am 5. März des nächsten Jahres unter dem Druck von „Ereignissen, welche die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundfesten zu erschüttern drohten", in dem Lebewohl, mit dem der König an diesem Tage den vereinigten ständischen Ausschuß in die Heimat entließ.



7. Das Revolutionsjahr 1848

Der Eindruck der Verhandlungen des vereinigten Landtags hatte die im Volke herrschende Gärung nicht zu beschwichtigen und zu dämpfen vermocht. Der Gegensatz zwischen Konservativen und Liberalen, der latent ja längst bestand, war durch die Verhandlungen allen sichtbar zutage getreten und war dadurch in immer weitere Kreise gedrungen.

Dazu kam dann noch der Eindruck der Ereignisse des Auslandes, die auf Deutschland sich stets in besonderem Maße bemerkenswert machten. Am 24. Februar war die Revolution in Paris ausgebrochen und eine demokratische Regierung eingesetzt worden. Nachdem schon während der letzten Jahre Abgeordnete verschiedener deutscher Bundesstaaten miteinander Fühlung genommen hatten mit dem immer deutlicher erkennbar gewordenen Zwecke, neben dem deutschen Bundestage eine formell gewählte Volksvertretung zu erlangen und eine freiheitlichere, den liberalen Wünschen mehr als die bisherige entsprechende Entwicklung der inneren Zustände Deutschlands herbeizuführen, traten am 5. März in Heidelberg etwa fünfzig bekanntere liberale Politiker zusammen, verlangten die sofortige Berufung eines deutschen Parlaments nach Frankfurt und vereinbarten zunächst ein Vorparlament, das sich aus Mitgliedern aller deutschen Ständeversammlungen und sonstigen Vertrauenspersonen zusammensetzen sollte. In Wien brach durch eine unblutige Volkskundgebung die Metternichsche Regierung zusammen.

An demselben Tage verhieß, wie erwähnt, König Friedrich Wilhelm IV. die Periodizität des vereinigten Landtages. Diese Konzession kam aber zu spät. Der König mußte sich zu weiterem Nachgeben entschließen. Minister des Innern von Bodelschwingh betonte ihm

gegenüber die Notwendigkeit, aus Gründen der öffentlichen Ordnung eine Verfassung zu geben; so gelangte man denn am 12. März dazu, die baldige Einberufung des zweiten vereinigten Landtages zu beschließen. Aber statt schnell zu handeln, wie Bodelschwingh es dringend wünschte, ließ der König erst am 14. März eine Verordnung erscheinen, durch die der Landtag erst zum 27. April einberufen wurde. An demselben 14. März erfolgte die Überreichung und Beantwortung der Berliner Adresse; der König verwies darin auf das schon vollzogene Patent über die Einberufung des Landtages; er akzeptierte das „freie Völker, freie Fürsten", gefiel sich aber dann wieder in der Betonung seiner Zauderpolitik mit dem Hervorheben des Losungswortes „Kühn und bedächtig!" und zerstörte dadurch den sonst sicherlich guten Eindruck der Einberufung des Landtages.

So kam es, daß am 15. März der Barrikadenbau in Berlin begann. Der König sann auf weitere Konzessionen: in der Nacht zum 18. März wurde ein Patent beschlossen, das den Landtag schon für den 2. April berief. Aber der Aufruhr war nicht mehr zurückzuhalten. Am 18. März kam es zum offenen Straßenkampfe. Die Truppen blieben siegreich, wurden aber am 19. zurückgezogen, der König vertraute sich dem Schutze der Berliner Bürgerwehr an und erließ am 21. März die Proklamation, durch die er „die Leitung für die Tage der Gefahr" übernahm. „Ich habe heute", so hieß es in dem traurig berühmten Schriftstück, „die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Doch nicht eine Geschichte der Revolution in Preußen haben wir zu geben, nur Bismarck's Erlebnisse während des Jahres 1848 beschäftigen uns. In ihrer Darstellung lehnen wir uns auf den folgenden Blättern an die verläßlichste an, die es gibt, an seine eigne, die er im zweiten Kapitel des ersten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen" uns bietet.[1])

Die erste Kunde von den Ereignissen des 18. und 19. März 1848

---

[1]) Ergänzungen, die auch auf Bismarck zurückzuführen sind, machen wir durch eckige Klammern kenntlich.

erhielt Otto von Bismarck im Hause seines Gutsnachbarn, des Grafen von Wartensleben auf Karow, zu dem sich Berliner Damen geflüchtet hatten. Für die politische Tragweite der Vorgänge war er im ersten Augenblick nicht so empfänglich, wie für die Erbitterung über die Ermordung preußischer Soldaten in den Straßen. Politisch, dachte er, würde der König bald Herr der Sache werden, wenn er nur frei wäre; er sah daher die nächste Aufgabe in der Befreiung des Königs, der in der Gewalt der Aufständischen sein sollte.

Am 20. meldeten ihm die Bauern in Schönhausen, es seien Deputierte aus dem dreiviertel Meilen entfernten Tangermünde angekommen, mit der Aufforderung, wie in der genannten Stadt geschehen war, auf dem Turme die schwarz-rot-goldene Fahne aufzuziehen, und mit der Drohung, im Weigerungsfalle mit Verstärkung wiederzukommen. Bismarck fragte die Bauern, ob sie sich wehren wollten; sie antworteten mit einem einstimmigen und lebhaften Ja, und er empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde. Er ließ dann eine in der Kirche vorhandene weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, in Form des eisernen, auf dem Turme aufziehen und ermittelte, was an Gewehren und Schießbedarf im Dorfe vorhanden war, wobei etwa fünfzig bäuerliche Jagdgewehre zum Vorschein kamen. Er selbst besaß mit Einrechnung der altertümlichen einige zwanzig und ließ Pulver durch reitende Boten von Jerichow und Rathenow holen.

Dann fuhr er mit seiner Gattin auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem Könige nach Berlin zu Hilfe zu ziehen, besonders begeistert einen alten Deichschulzen Krause in Neuermark, der in des alten Ferdinand von Bismarck Regiment „Karabiniers“ Wachtmeister gewesen war. Nur Bismarck's nächster Nachbar sympathisierte mit der Berliner Bewegung, warf ihm vor, eine Brandfackel in das Land zu schleudern, und erklärte, wenn die Bauern sich wirklich zum Abmarsch anschicken sollten, so werde er auftreten und abwiegeln. Bismarck erwiderte: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann; aber wenn Sie das tun, schieße ich Sie nieder.“ — „Das werden Sie nicht“, meinte er. — „Ich gebe mein Ehrenwort darauf,“ versetzte Bismarck, „und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das.“

Bismarck fuhr zunächst allein nach Potsdam, wo er am Bahnhof Herrn von Bodelschwingh sah, der bis zum 19. Minister des Innern gewesen war. Es war ihm offenbar unerwünscht, im Gespräch mit Bismarck, dem „Reaktionär", gesehen zu werden. Er erwiderte dessen Begrüßung mit den Worten: „Ne me parlez pas". — „Les paysans se lèvent chez nous," erwiderte Bismarck. — „Pour le Roi?" — „Oui." — „Dieser Seiltänzer," sagte er, die Hände auf die tränenden Augen drückend. In der Stadt fand Bismarck auf der Plantage an der Garnisonkirche ein Biwak der Gardeinfanterie; er sprach mit den Leuten und fand Erbitterung über den befohlenen Rückzug und Verlangen nach neuem Kampfe. Auf dem Rückwege längs des Kanals folgten ihm spionartige Zivilisten, welche Verkehr mit der Truppe gesucht hatten und drohende Reden gegen ihn führten. Er hatte vier Schuß in der Tasche, bedurfte ihrer aber nicht. Er stieg bei seinem Freunde Roon ab, der als Mentor des Prinzen Friedrich Karl einige Zimmer in dem Stadtschlosse bewohnte, und besuchte im „Deutschen Hause" den General von Möllendorf, noch steif von den Mißhandlungen, die er erlitten, als er mit den Aufständischen unterhandelte, und General von Prittwitz, der in Berlin kommandiert hatte. Bismarck schilderte ihnen die Stimmung des Landvolkes; sie gaben ihm dagegen Einzelheiten über die Vorgänge bis zum 19. morgens. Was sie zu berichten hatten und was an späteren Nachrichten aus Berlin nach Potsdam gelangt war, konnte ihn nur in dem Glauben bestärken, daß der König nicht frei sei.

Prittwitz, der älter als Bismarck war und ruhiger urteilte, sagte: „Schicken Sie uns keine Bauern, wir brauchen sie nicht, haben Soldaten genug; schicken Sie uns lieber Kartoffeln und Korn, vielleicht auch Geld, denn ich weiß nicht, ob für die Verpflegung und Löhnung der Truppen ausreichend gesorgt werden wird. Wenn Zuzug käme, würde ich aus Berlin den Befehl erhalten und ausführen müssen, denselben zurückzuschlagen." — „So holen Sie den König heraus!" sagte Bismarck. Er erwiderte: „Das würde keine große Schwierigkeit haben; ich bin stark genug, Berlin zu nehmen, aber dann haben wir wieder Gefecht; was können wir tun, nachdem der König uns befohlen hat, die Rolle des Besiegten anzunehmen? Ohne Befehl kann ich nicht angreifen."

Bei diesem Zustand der Dinge kam Bismarck auf den Gedanken, einen Befehl zum Handeln, der von dem unfreien König nicht zu erwarten war, von einer anderen Seite zu beschaffen, und suchte zum Prinzen Karl zu gelangen. An die Prinzessin von Preußen verwiesen, deren Einwilligung dazu nötig sei, ließ er sich bei ihr melden, um den Aufenthalt ihres Gemahls zu erfahren (der, wie Bismarck später erfuhr, auf der Pfaueninsel war). Sie empfing Bismarck in einem Dienerzimmer im Entresol, auf einem fichtenen Stuhle sitzend, verweigerte die erbetene Auskunft und erklärte in lebhafter Erregung, daß es ihre Pflicht sei, die Rechte ihres Sohnes zu wahren. Was sie sagte, beruhte auf der Voraussetzung, daß der König und ihr Gemahl sich nicht halten könnten, und ließ auf den Gedanken schließen, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft zu führen. Um für diesen Zweck die Mitwirkung der Rechten in den Kammern zu gewinnen, wurden Bismarck formelle Eröffnungen durch Georg von Vincke gemacht. Da er zum Prinzen von Preußen nicht gelangen konnte, machte er einen Versuch mit dem Prinzen Friedrich Karl, stellte ihm vor, wie nötig es sei, daß das Königshaus Fühlung mit der Armee behielte und, wenn Se. Majestät unfrei sei, auch ohne Befehl des Königs für die Sache desselben handle. Er erwiderte in lebhafter Gemütsbewegung, so sehr ihm Bismarck's Gedanke zusage, so fühle er sich doch zu jung, ihn auszuführen und könne dem Beispiel der Studenten, die sich in die Politik mischten, nicht folgen, er sei auch nicht älter als die. Bismarck entschloß sich dann zu dem Versuche, zum Könige zu gelangen.

Prinz Karl gab ihm im Potsdamer Schlosse als Legitimation und Paß das nachstehende offene Schreiben:

Überbringer — mir wohlbekannt — hat den Auftrag, sich bei Seiner Majestät meinem Allergnädigsten Bruder persönlich nach Höchstdessen Gesundheit zu erkundigen und mir Nachricht zu bringen, aus welchem Grunde mir seit 30 Stunden auf meine wiederholten eigenhändigen Anfragen, „ob ich nicht nach Berlin kommen dürfe“, keine Antwort ward.

Karl Prinz v. Preußen.

Potsdam, 21. März 1848
1 Uhr N. M.

Bismarck fuhr nach Berlin. Vom vereinigten Landtage her vielen Leuten von Ansehn bekannt, hatte er für ratsam gehalten, seinen Bart abzuscheren und einen breiten Hut mit bunter Kokarde aufzusetzen. Wegen der gehofften Audienz war er im Frack. Am Ausgang des Bahnhofes war eine Schüssel mit einer Aufforderung zu Spenden für die Barrikadenkämpfer aufgestellt, daneben ein baumlanger Bürgerwehrmann mit der Muskete auf der Schulter. Ein Vetter Bismarck's, mit dem dieser beim Aussteigen zusammengetroffen war, zog die Börse. „Du wirst doch für die Mörder nichts geben", sagte Bismarck und auf einen warnenden Blick, den jener ihm zuwarf, „und dich vor dem Kuhfuß nicht fürchten?" Bismarck hatte in dem Posten schon den ihm befreundeten Kammergerichtsrat Meier erkannt, der sich auf den „Kuhfuß" zornig umwandte und dann ausrief: „J Jotte doch, Bismarck! wie sehn Sie aus! Schöne Schweinerei hier!"

Die Bürgerwehr im Schlosse fragte Bismarck, was er dort wolle. Auf seine Antwort, er hätte einen Brief des Prinzen Karl an den König abzugeben, sagte der Posten, ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtend, das könnte nicht sein; der Prinz befinde sich eben beim Könige. Der Prinz mußte also noch vor Bismarck von Potsdam abgereist sein. Die Wache verlangte den Brief zu sehn, den er hätte; Bismarck zeigte ihn, da er offen und der Inhalt unverfänglich war, und man ließ ihn gehn, aber nicht ins Schloß. Im Gasthof Meinhard[1]), parterre, lag ein ihm bekannter Arzt im Fenster, zu dem er eintrat. Dort schrieb Bismarck dem Könige, was er ihm zu sagen beabsichtigt hatte. Er ging mit dem Briefe zum Fürsten Boguslaw Radziwill, der freien Verkehr hatte und ihn dem König übergeben konnte. Es stand darin u. a., die Revolution beschränke sich auf die großen Städte, und der König sei Herr im Lande, sobald er Berlin verlasse. Der König antwortete nicht, hat aber Bismarck später gesagt, er habe den auf schlechtem Papier schlecht geschriebenen Brief als das erste Zeichen von Sympathie, das er damals erhalten, sorgfältig aufbewahrt.

---

[1]) Meinhard's Hotel, Unter den Linden, Südseite, unweit des Königlichen Palais.

Auf seinen Gängen durch die Straßen, um die Spuren des Kampfes anzusehen, raunte ein Unbekannter Bismarck zu: „Wissen Sie, daß Sie verfolgt werden?“ Ein anderer Unbekannter flüsterte ihm Unter den Linden zu: „Kommen Sie mit“; Bismarck folgte ihm in die Kleine Mauerstraße, wo er sagte: „Reisen Sie ab oder Sie werden verhaftet.“ „Kennen Sie mich?“ „Ja,“ antwortete er, „Sie sind Herr von Bismarck.“ Von welcher Seite ihm Gefahr drohen sollte, von welcher die Warnung kam, das hat Bismark nie erfahren; der Unbekannte verließ ihn schnell. Ein Straßenjunge rief Bismarck nach: „Kiek, det is o ch en Franzos“, eine Äußerung, an die er durch eine spätere Ermittelung erinnert worden ist. Sein allein unrasierter langer Kinnbart, der Schlapphut und Frack hatten dem Jungen einen exotischen Eindruck gemacht. Die Straßen waren leer, kein Wagen sichtbar; zu Fuß nur einige Trupps in Blusen und mit Fahnen, deren einer in der Friedrichstraße einen lorbeerbekränzten Barrikadenhelden zu irgendwelcher Ovation geleitete.

Nicht wegen der Warnung, sondern weil er in Berlin keinen Boden für eine Tätigkeit fand, kehrte Bismarck am selben Tage nach Potsdam zurück und besprach mit den beiden Generalen Möllendorf und Prittwitz noch einmal die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. „Wie sollen wir das anfangen?“ sagte Prittwitz. Bismarck klimperte auf dem geöffneten Klavier, neben dem er saß, den Infanteriemarsch zum Angriff. Möllendorf fiel ihm in Tränen und vor Wundschmerzen steif um den Hals und rief: „Wenn Sie uns das besorgen könnten!“ „Kann ich nicht,“ erwiderte Bismarck; „aber wenn Sie es ohne Befehl tun, was kann Ihnen denn geschehen? Das Land wird Ihnen danken und der König schließlich auch.“ Prittwitz: „Können Sie mir Gewißheit schaffen, ob Wrangel und Hedemann mitgehn werden? wir können zur Insubordination nicht noch Zwist in die Armee bringen.“ Bismarck versprach das zu ermitteln, selbst nach Magdeburg zu gehen und einen Vertrauten nach Stettin zu schicken, um die beiden kommandierenden Generale zu sondieren. Von Stettin kam der Bescheid des Generals von Wrangel: „Was Prittwitz tut, tue ich auch.“ Bismarck selbst war in Magdeburg weniger glücklich. Er gelangte zunächst nur an den Adjutanten

des Generals von Hedemann, einen jungen Major, dem er sich eröffnete und der ihm seine Sympathie ausdrückte. Nach kurzer Zeit aber kam er zu Bismarck in den Gasthof und bat ihn, sofort abzureisen, um sich eine Unannehmlichkeit und dem alten General eine Lächerlichkeit zu ersparen; dieser beabsichtige ihn als Hochverräter festnehmen zu lassen. Der damalige Oberpräsident von Bonin, die höchste politische Autorität der Provinz, hatte eine Proklamation erlassen des Inhalts: „In Berlin ist eine Revolution ausgebrochen; ich werde eine Stellung über den Parteien nehmen.“ Diese „Stütze des Thrones“ war später Minister und Inhaber hoher und einflußreicher Ämter.

Nach Schönhausen zurückgekehrt, suchte Bismarck den Bauern begreiflich zu machen, daß der bewaffnete Zug nach Berlin nicht tunlich wäre, geriet aber dadurch in den Verdacht, in Berlin von dem revolutionären Schwindel angesteckt zu sein. Er machte ihnen daher den Vorschlag, der angenommen wurde, daß Deputierte aus Schönhausen und andern Dörfern mit ihm nach Potsdam reisen sollten, um selbst zu sehen, und den General von Prittwitz, vielleicht den Prinzen von Preußen zu sprechen. Als sie am 25. März Potsdam erreichten, war der König eben dort eingetroffen und von einer großen Menschenmenge in wohlwollender Stimmung empfangen worden. Bismarck sagte seinen bäuerlichen Begleitern: „Da ist der König, ich werde euch ihm vorstellen, sprecht mit ihm.“ Das lehnten sie aber ängstlich ab und verzogen sich schnell in die hintersten Reihen. Er selbst begrüßte den König ehrfurchtsvoll, er dankte, ohne ihn zu erkennen und fuhr nach dem Schlosse. Bismarck folgte ihm und hörte dort die Anrede, die er im Marmorsaale an die Offiziere des Gardekorps richtete. Bei den Worten: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger“, erhob sich ein Murren und Aufstoßen von Säbelscheiden, wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird — „und hoffentlich nie wieder hören wird“, setzt der Augenzeuge Bismarck hinzu.

Mit verwundetem Gefühl kehrte Bismarck nach Schönhausen zurück.

Ende März 1848 hatte ein Angriff der Magdeburgischen Zeitung Bismarck Anlaß gegeben, an die Redaktion das nachstehende Schreiben

zu richten, in dem er eine der Errungenschaften, das stürmisch geforderte und durch die Aufhebung der Zensur gewährte „Recht der freien Meinungsäußerung" auch für sich in Anspruch nahm, damals noch nicht ahnend, daß es ihm 42 Jahre später durch seinen Nachfolger im Reichskanzleramt bestritten werden würde. Das Schreiben lautete:

Eure Wohlgeboren

haben in die heutige Nummer Ihrer Zeitung einen „Aus der Altmark" datierten Artikel aufgenommen, der einzelne Persönlichkeiten verdächtigt, indirekt auch mich, und ich stelle daher Ihrem Gerechtigkeitsgefühl anheim, ob Sie nachstehende Erwiderung aufnehmen wollen. Ich bin zwar nicht der in jenem Artikel bezeichnete Herr, welcher von Potsdam nach Stendal gekommen sein soll, aber ich habe ebenfalls in der vorigen Woche in den mir benachbarten Gemeinden erklärt, daß ich den König in Berlin nicht für frei hielte und dieselben zur Absendung einer Deputation an die geeignete Stelle aufgefordert, ohne daß ich mir deshalb die selbstsüchtigen Motive, welche Ihr Korrespondent anführt, unterschieben lassen möchte. Es ist 1. sehr erklärlich, daß jemand, dem alle mit der Person des Königs nach dem Abzug der Truppen vorgegangenen Ereignisse bekannt waren, die Meinung fassen konnte, der König sei nicht Herr, zu tun und zu lassen, was er wollte; 2. halte ich jeden Bürger eines freien Staates für berechtigt, seine Meinung gegen seine Mitbürger selbst dann zu äußern, wenn sie der augenblicklichen öffentlichen Meinung widerspricht: ja, nach den neusten Vorgängen möchte es schwer sein, jemand das Recht zu bestreiten, seine politischen Ansichten durch Volksaufregung zu unterstützen; 3. wenn alle Handlungen Sr. Majestät in den letzten 14 Tagen durchaus freiwillig gewesen sind, was weder Ihr Korrespondent noch ich mit Sicherheit wissen können, was hätten dann die Berliner erkämpft? Dann wäre der Kampf am 18. und 19. mindestens ein überflüssiger und zweckloser gewesen und alles Blutvergießen ohne Veranlassung und ohne Erfolg; 4. glaube ich die Gesinnung der großen Mehrzahl der Ritterschaft dahin aussprechen zu können, daß in einer Zeit, wo es sich um das soziale und politische Fortbestehn Preußens handelt, wo

Deutschland von Spaltungen in mehr als einer Richtung bedroht ist, wir weder Zeit noch Neigung haben, unsre Kräfte an reaktionäre Versuche oder an Verteidigung der unbedeutenden uns bisher verbliebenen gutsherrlichen Rechte zu vergeuden, sondern gern bereit sind, diese auf Würdigere zu übertragen, indem wir dieses als untergeordnete Frage, die Herstellung rechtlicher Ordnung in Deutschland, die Erhaltung der Ehre und Unverletzlichkeit unsres Vaterlandes aber als die für jetzt alleinige Aufgabe eines jeden betrachten, dessen Blick auf unsre politische Lage nicht durch Parteiansichten getrübt ist.

Gegen die Veröffentlichung meines Namens habe ich, falls Sie Vorstehendes aufnehmen wollen, nichts einzuwenden. Genehmigen Sie die Versicherung der größten Hochachtung, mit der ich bin

Schönhausen bei Jerichow, 30. März 1848

Eurer Wohlgeboren
ergebenster
Bismarck.

Am 2. April trat der zweite vereinigte Landtag zu einer kurzen Session zusammen. Schon in der ersten Sitzung wurde eine Adresse an den König zur Beratung gestellt auf Antrag des Fürsten Lichnowsky. Es wurde darin dem Ministerium das Vertrauen des Landes ausgesprochen, dem König aber der lebhafteste Dank erstattet für die gegebenen Zusicherungen, der künftigen Repräsentation des Volkes Gesetzentwürfe vorlegen zu lassen über die Freiheit der Presse, Sicherstellung der persönlichen Freiheit, freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht, Unabhängigkeit des Richterstandes, Aufhebung des eximierten Gerichtsstandes, der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Domanialpolizeigewalt, öffentliche und mündliche Rechtspflege, mit Schwurgerichten in Strafsachen und insbesondere für alle politischen und Preßvergehen, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse, allgemeine Bürgerwehrverfassung mit freier Wahl der Führer, ein volkstümliches, auf Urwahlen gegründetes, alle Interessen des Volkes vertretendes Wahlgesetz, beschließende Mitwirkung der Volksvertretung in der gesamten Gesetzgebung und im Staatshaushalt

mit einfacher Majorität, Verantwortlichkeit der Minister, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung.

Beinahe einstimmig wurde diese Adresse angenommen; Bismarck gab sein ablehnendes Votum ab mit folgender Begründung:

„Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adresse stimmen werden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um diese Abstimmung zu motivieren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adresse, insoweit sie ein Programm der Zukunft ist, ohne weiteres akzeptiere, aus dem einfachen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann . . .

(Gelächter.)

„Nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, tue ich es; denn ich habe meine Ansicht seit den sechs Monaten[1]) nicht gewechselt; ich glaube, daß dies Ministerium das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann, und aus diesem Grunde werde ich demselben meine geringe Unterstützung überall widmen, wo es mir möglich ist. Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehn ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, akzeptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich."

[Der einzige Gegenstand von größerer materieller Wichtigkeit, der den zweiten vereinigten Landtag während seiner neuntägigen Session

[1]) D. h. seit dem Schlusse des ersten vereinigten Landtages am 25. Juni 1847.

(2.—10. April) beschäftigte, war eine Finanzvorlage des Ministers Hansemann. Die mit ihrer Vorberatung betraute Abteilung beantragte:

„1. daß die Regierung ermächtigt werde, zur Verstärkung des Staatsschatzes 15 Millionen Taler auf außerordentlichem Wege zu beschaffen, damit im Falle eines ausbrechenden Krieges die Mittel vorhanden seien, um das Heer in seinem ganzen Umfange auszurüsten;

2. daß der vereinigte Landtag sich bereit erkläre zur Übernahme einer Garantie bis zum Gesamtbetrage von 25 Millionen Taler behufs Schaffung und Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen, welche teils die Milderung vorübergehender Zustände der Not, teils die Erhaltung und Förderung des Handels, gewerblicher und wirtschaftlicher Interessen bezwecken."

Gegen diese Anträge wandte sich der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen am 10. April 1848 mit folgenden Ausführungen:

„Dem vereinigten Landtage wohnt ohne Zweifel nach der Lage der formellen Gesetzgebung noch heute dieselbe Kompetenz bei, welche er früher hatte; indessen hätte ich doch gewünscht, daß, nachdem die wesentlichen Grundlagen zu einer neuen Ordnung der Dinge, welche den Landtag beseitigt, bereits die Gesetzeskraft beschritten haben, daß das Gouvernement in der Versammlung, welche nach uns zusammentreten wird, eine wirksamere Stütze für die Durchführung seiner Maßregeln gesucht hätte, als der jetzige Landtag wenige Tage vor seiner Auflösung und gänzlichen Abschaffung gewähren kann. Der Zusammentritt dieser Versammlung ist, dem Vernehmen nach, in wenigen Wochen zu erwarten. Für die Kürze dieser Zeit erscheint die geforderte Bewilligung, wenn wir die 8½ Millionen oder vielmehr 11½ Millionen, welche sich noch im Staatsschatze befinden — denn von den drei Millionen zur Realisation von Kassenanweisungen sind noch zwei Millionen disponibel, und von den vier Millionen, welche im Jahre 1847 zu den Roggenankäufen verwendet sind, ist fast eine Million wieder zurückgeflossen —, wenn wir also diese 11½ Millionen mit der geforderten Bewilligung zusammenbringen, so sind dies Mittel, deren Verwendung weit über die Periode hinausgeht, welche zwischen hier und dem Zusammentritt der nächsten Versammlung verfließen wird. Ich bedauere

deshalb, daß dem vereinigten Landtage zugemutet worden ist, in demselben Augenblicke, wo er in das Meer der Vergessenheit gestürzt werden soll, sich noch mit dem Mühlstein einer Bewilligung von 40 Millionen zu belasten. Wenn indessen die Mehrheit der Versammlung entschlossen ist, auf die Beratung der Vorlage einzugehen, so scheint es mir, daß wir uns vor allen Dingen die Bedürfnisfrage hätten klarer machen müssen. Das verehrte Mitglied des vorigen Landtages, welches damals die Stadt Anklam vertrat,[1]) sagte: Er halte es für die erste Pflicht einer ständischen Versammlung, da, wo es sich um Geldsachen handelt, es sehr genau zu nehmen. Ich glaube, daß wir uns von dieser Pflicht nicht um ein Haar weiter entfernen dürfen, als die dringendste Notwendigkeit erfordert. Ich erinnere Sie daran, daß uns damals auf der Tribüne ein dünnes Heft als das preußische Budget vorgelegt und dies mit andern umfangreicheren Budgets in eine nachteilige Vergleichung gestellt wurde.

„Jetzt wird von uns über das Budget hinaus die Bewilligung einer dem Budget fast gleichkommenden Summe verlangt auf Grund eines Bogens Papier, der nur allgemeine Andeutungen und runde Millionen enthält. Ich gebe zu, daß die Zeit zu kurz gewesen ist, um erschöpfende Vorlagen zu machen, aber nicht, daß sie zu kurz war, um wenigstens mehr zu geben, als man gegeben hat, um sich namentlich darüber bestimmt und rechtsverbindlich zu erklären, nach welcher Steuermodalität man in dem Falle, daß eine freiwillige Anleihe nicht ratsam erscheint, die Aufbringung der Bedürfnisse ins Werk setzen will. Im Gegenteil verlangt man von uns die Übertragung einer in Steuersachen diktatorischen Gewalt auf das Ministerium.

„Ich gebe zu, daß der vereinigte Landtag noch befugt ist, ein Steuergesetz zu beraten und zu bewilligen, in welchem das Bedürfnis klar nachgewiesen, der Modus des Aufbringens ins klare gestellt, die beabsichtigte Verwendung genau angegeben ist; nimmermehr aber kann ich dem vereinigten Landtage das Recht einräumen, diese seine Befugnisse in unbestimmter und allgemeiner Form auf das Gouvernement zu übertragen und das Land in bezug auf Steueranlagen rechtlos hinzustellen.

[1]) Graf von Schwerin, der spätere Minister der geistlichen Angelegenheiten.

„Ich protestiere um so mehr dagegen, als aus den neuesten Akten der Finanzverwaltung ich die Befürchtung schöpfe, daß das leitende System der Finanzen die Zustände unseres Vaterlandes mehr durch die Brille des Industrialismus auffaßt, als mit dem klaren Auge des Staatsmannes, der alle Interessen des Landes mit gleicher Unparteilichkeit überblickt; ich fürchte deshalb, daß bei der neuen Belastung die Last vorzugsweise auf das platte Land und auf die kleinen Städte gewälzt werden wird, und daß die Verwendung der aufgebrachten Mittel überwiegend der Industrie und dem Geldverkehr der größeren Städte zugute kommen wird. Meine Herren, den meisten unter uns ist gewiß das, wie ich glaube, neuste finanzielle Gesetz in hohem Grade unerwartet gekommen, durch welches in einer Zeit, wo die außerordentlichsten Ansprüche auf Bewilligung neuer Hilfsmittel an das Land gemacht werden, damit angefangen wird, ein Drittel der Mahlsteuer zu erlassen, und zwar ohne irgendwelche vorgängige Beratung, durch ein Gesetz, welches unmittelbar aus den Ministerialbureaus in Gesetzeskraft getreten ist. Man mag über die Mahlsteuer denken wie man will, so kann ich doch nie glauben, daß der gegenwärtige Augenblick geeignet war, den Ertrag einer Steuer zu vermindern, die seit 30 Jahren gezahlt wird und unter deren Wirksamkeit die Bevölkerung der Städte, wo sie erhoben wurde, durch massenhafte Einwanderung der arbeitenden Klassen gewachsen ist, eine Steuer, die gerade jetzt, wegen des niedrigen Preises der Brotfrüchte, weniger drückend ist als in den letzten zwölf Jahren.

„Wäre diese Steuer so unerträglich, so daß sie trotz aller Bedenken jetzt in diesem Augenblick erlassen werden mußte, so mußte sie auch gänzlich abgeschafft werden, nicht aber konnte man den Städten überlassen, sie mit ihren Nachteilen beizubehalten und ihnen in diesem Falle ein Drittel des Rohertrages als Zuschuß für ihre Armenpflege Prämie zahlen. Meine Herren, wer soll die Kosten dieses Geschenkes aus der Staatskasse an die Städte tragen? Niemand als das platte Land und die kleinen Städte. Denn die in Aussicht gestellte höhere Besteuerung der Reichen kann wegen der geringeren Anzahl derselben auch bei der höchsten möglichen Besteuerung keinen bedeutenden Ausfall decken, wie uns das der Herr Finanzminister selbst im vorigen

Jahre an der preußischen Klassen- und der englischen Einkommensteuer überzeugend dargetan hat. Ich kann daher jenem Akt unsrer Gesetzgebung kaum einen anderen Grund unterlegen, als den einer capitatio benevolentiae für den die größeren Städte beherrschenden Zeitgeist, indem man die Bevölkerung dieser Städte durch eine neue Konzession für Ruhe und Ordnung hat gewinnen wollen. Meine Herren, auch wir in der Provinz sind entschlossen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und dieselbe, wo sie auch gestört werden mag, wenn es not tut, mit den Waffen in der Hand herzustellen; aber wir sind nicht entschlossen, sie zu erkaufen durch eine ungleiche Besteuerung zugunsten der großen Städte. Auf Grund dessen, was ich gesagt habe, und auf Grund manches anderen, was ich nicht gesagt habe, weil es in Persönlichkeiten übergegangen wäre, kann ich nicht dafür stimmen, daß, solange das jetzige System an der Spitze des Finanzmisteriums steht, das Gouvernement autorisiert werde, außerordentliche Geldbedürfnisse auf eine andere Weise aufzubringen, als durch freiwillige Anleihen, oder, wenn das nicht tunlich ist, durch solche Steuern oder gezwungene Anlehen, über deren Veranlagung und Maßstab man sich zuvor genau und in rechtsverbindlicher Art mit den Ständen geeinigt hat. Nur unter dieser Bedingung kann ich mich damit einverstanden erklären, die 15 Millionen für die Mobilmachung der Armee zu bewilligen; natürlich nur unter der Voraussetzung, daß diese Summe und jeder Teil derselben zu keinem andern Zwecke als dem genannten verwandt werden darf und, insoweit er hierzu nicht gebraucht wird, disponibel bleiben muß. In betreff der ferneren Garantie für 25 Millionen stimme ich für entschiedene Ablehnung derselben, weil ich nicht glaube, daß durch eine derartige Unterstützung der Industrie, die schon an Überproduktion wegen Mangels an Konsum leidet, die Ruhe im Lande auf die Dauer gesichert werden kann, und daß damit nichts weiter geschehen würde, als diese oder eine geringere Summe dem Vermögen der Steuerpflichtigen zu entziehn, um sie in den bodenlosen Brunnen der Bedürfnisse einer wankenden Industrie zu schütten."

Diese verständigen und besonnenen Darlegungen drangen nur an taube Ohren; mit überwältigender Mehrheit wurden die Abteilungsanträge angenommen. Dann wurde der Zweite Vereinigte Landtag geschlossen.]

Während der Zweite Vereinigte Landtag zusammentrat, nahm Georg von Vincke im Namen seiner Parteigenossen und angeblich in höherem Auftrage Bismarck's Mitwirkung für den Plan in Anspruch, den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen und mit Übergehung, aber im angeblichen Einverständnis des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Bismarck lehnte sofort ab und erklärte, daß er einen Antrag des Inhalts mit dem Antrage auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats beantworten würde. Vincke verteidigte seine Anregung als eine politisch gebotene, durchdachte und vorbereitete Maßregel. Er hielt den Prinzen wegen der von ihm leider nicht verdienten Bezeichnung „Kartätschenprinz" für unmöglich und behauptete, daß dessen Einverständnis schriftlich vorläge. Damit hatte er eine Erklärung im Sinne, welche der ritterliche Herr ausgestellt haben soll, daß er, wenn sein König dadurch vor Gefahr geschützt werden könne, bereit sei, auf sein Erbrecht zu verzichten. Bismarck hat die Erklärung nie gesehen, und der Prinz und spätere Kaiser hat ihm nie davon gesprochen. Herr von Vincke gab seinen Versuch, Bismarck für die Regentschaft der Prinzessin zu gewinnen, schließlich kühl und leicht mit der Erklärung auf, ohne Mitwirkung der äußersten Rechten, die er als durch ihn vertreten ansah, werde der König nicht zum Rücktritt zu bestimmen sein. Die Verhandlung fand bei Bismarck im Hôtel des Princes, parterre rechts, statt und enthielt beiderseits mehr, als Bismarck schriftlich darüber hinterlassen hat.

Von diesem Vorgange und von der Aussprache, die Bismarck von der Prinzessin von Preußen während der Märztage im Potsdamer Stadtschlosse zu hören bekommen hatte[1]), hat er dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen; ob es andere getan haben, ist unbekannt. Bismarck hat ihm diese Erlebnisse verschwiegen, auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konflikts, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo er in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, der seine Fähigkeit, zu vertreten, was er für seine Pflicht hielt, und seine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.

---

[1]) Vgl. oben S. 210.

Dagegen muß sie ihrem Gemahl nach England geschrieben haben, daß Bismarck versucht hatte, zu ihm zu gelangen, um seine Unterstützung für eine kontrarevolutionäre Bewegung zur Befreiung des Königs zu gewinnen; denn als der Prinz auf der Rückkehr am 7. Juni einige Minuten auf dem Genthiner Bahnhof weilte und Bismarck sich in den Hintergrund gezogen hatte, weil er nicht wußte, ob er in seiner Eigenschaft als „Abgeordneter für Wirsitz" mit ihm gesehen sein wollte, erkannte ihn der Prinz in den hintersten Reihen, bahnte sich einen Weg durch die vor ihm Stehenden, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig gewesen sind und werde Ihnen das nie vergessen."

Bald nach der Begegnung in Genthin lud der Prinz von Preußen Bismarck nach Babelsberg ein. Dieser erzählte ihm mancherlei aus den Märztagen, was er teils erlebt, teils von Offizieren gehört hatte, namentlich über die Stimmung, in der die Truppen den Rückzug aus Berlin angetreten und die sich in sehr bitteren, auf dem Marsch gesungenen Versen Luft gemacht hatte. Bismarck war hart genug, dem Prinzen das Gedicht vorzulesen, welches für die Stimmung der Truppen auf dem befohlenen Rückzuge aus Berlin historisch bezeichnend ist:

1. Das waren Preußen, schwarz und weiß die Farben,
So schwebt' die Fahne einmal noch voran,
Als für den König seine Treuen starben,
Für ihren König, jubelnd Mann für Mann.
Wir sahen ohne Zagen
Fort die Gefallnen tragen,
Da schnitt der Ruf ins treue Herz hinein:
„Ihr sollt nicht Preußen mehr, sollt Deutsche sein!"

2. Doch wir mit Liebe nahten uns dem Throne,
Fest noch im Glauben und voll Zuversicht,
Da zeigt er uns, wie man die Treue lohne,
Uns, seine Preußen, hört ihr König nicht.
Da lösten sich die Bande,
Weh' meinem Vaterlande!
Seit er verstoßen seine Vielgetreu'n,
Brach unser Herz und seine Stütze ein.

3. Da, wie der Sturm sein teures Haupt umbrauset,
Verwünscht, verlästert von des Pöbels Wut,
Der jetzt auf unserm Siegesfelde hauset,
Das, was ihn schützte, war der Truppen Mut.
Sie standen ohne Beben
Und setzten Blut und Leben
Für ihren Herrn, für ihren König ein,
Ihr Tod war süß und ihre Ehre rein.

4. Und wo sie fielen, deine Tapfern, Treuen,
Vernimm die Schandtat, heilges Vaterland:
Sieht man des Pöbels schmutzge Schlächterreihen
Um jenen König stehen Hand in Hand.
Da schwören sie aufs neue
Sich Liebe, ha! und Treue.
Trug ist ihr Schwur und ihre Freiheit Schein,
Heil uns, sie wollen nicht mehr Preußen sein.

5. Schwarz, Rot und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, deines Ruhms Geschichte,
Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefallnen Sterne.
Was du hier tatest, Fürst, wird dich gereun,
So treu wird keiner, wie die Preußen, sein.

„Er brach darüber in so heftiges Weinen aus," erzählt Bismarck, „wie ich es nur noch einmal erlebt habe, als ich ihm in Nikolsburg wegen Fortsetzung des Krieges Widerstand leistete."

Bei der Prinzessin, seiner Gemahlin, stand Bismarck bis zu seiner Ernennung nach Frankfurt so weit in Gnade, daß er gelegentlich nach Babelsberg befohlen wurde, um ihre politischen Auffassungen und Wünsche zu vernehmen, deren Darlegung mit den Worten zu schließen pflegte: „Es freut mich, Ihre Meinung gehört zu haben," obschon Bismarck nicht in die Lage gekommen war, sich zu äußern. Der damals 18- und 19jährige, aber jünger aussehende, spätere Kaiser Friedrich pflegte in solchen Fällen seine politische Sympathie Bismarck dadurch zu erkennen zu geben, daß er ihn im Dunkel der abendlichen Abfahrt beim Einsteigen mit lebhaftem Händedruck freundlich begrüßte

in einer Art, als ob ihm eine offene Bekundung seiner Gesinnung bei Licht nicht gestattet wäre.

Dem Briefe Bismarck's an die Redaktion der Magdeburgischen Zeitung vom 30. März 1848 folgte am 20. April desselben Jahres ein zweiter, den diese Zeitung am 5. Januar 1886 veröffentlicht hat.

Schönhausen, 20. April 1848.

Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen[1]) ist eine der Errungenschaften des Berliner Märzkampfes, und zwar eine der wesentlichsten, da die konstitutionelle Verfassung, die Preßfreiheit und die Maßregeln zur Einigung Deutschlands bereits vor dem Ausbruche des Kampfes gesichert waren. Die Berliner haben die Polen mit ihrem Blute befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Stadt gezogen; zum Dank dafür standen die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmlung von Weibern und Kindern heimsuchten. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eignen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Letzte von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen und Italien gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken der Durchführung einer schwärmerischen Theorie zuliebe, einer Theorie, die uns ebensogut dahin führen muß, aus unsern südöstlichen Grenzbezirken in Steiermark und Illyrien ein neues Slavenreich zu bilden, das italienische

[1]) Am 2. Dezember 1847 waren die am polnischen Aufstand von 1846 beteiligten Polen aus der Provinz Posen vom Kammergericht als Mordbrenner, Landes- und Hochverräter verurteilt worden — acht zum Tode, 109 zu Zuchthaus- und Festungsstrafen (Treitschke, Deutsche Gesch. d. 19. Jahrh., V 561 ff.).

Tirol den Venetianern zurückzugeben und aus Mähren und Böhmen bis in die Mitte Deutschlands ein vom letzteren unabhängiges Tschechenreich zu gründen.

„Eine nationale Entwicklung des polnischen Elements in Posen kann kein andres vernünftiges Ziel haben, als das, einer Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen. Man kann Polen in seinen Grenzen von 1772 herstellen wollen (wie die Polen selbst es hoffen, wenn sie es auch noch verschweigen), ihm ganz Posen, Westpreußen und Ermeland wiedergeben; dann würden Preußens beste Sehnen durchschnitten und Millionen Deutscher der polnischen Willkür überantwortet sein, um einen unsichern Verbündeten zu gewinnen, der lüstern auf jede Verlegenheit Deutschlands wartet, um Ostpreußen, Polnisch-Schlesien die polnischen Bezirke von Pommern für sich zu gewinnen. Andererseits kann eine Wiederherstellung Polens in einem geringern Umfange beabsichtigt werden, etwa so, daß Preußen zu diesem neuen Reich nur den entschieden polnischen Teil des Großherzogtums Posen hergäbe. In diesem Falle kann nur der, welcher die Polen gar nicht kennt, daran zweifeln, daß sie unsre geschwornen Feinde bleiben würden, solange sie nicht die Weichselmündung und außerdem jedes polnisch redende Dorf in Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien von uns erobert haben würden. Wie kann aber ein Deutscher, weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zuliebe, dafür schwärmen, dem Vaterlande in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der stets bemüht sein wird, die fieberhafte Unruhe seines Innern durch Kriege abzuleiten und uns bei jeder westlichen Verwicklung in den Rücken zu fallen; der viel gieriger nach Eroberung auf unsre Kosten sein wird und muß, als der russische Kaiser, der froh ist, wenn er seinen jetzigen Koloß zusammenhalten kann, und der sehr unklug sein müßte, wenn er den schon starken Anteil zum Aufstand bereiter Untertanen, den er hat, durch Eroberung deutscher Länder zu vermehren bemüht sein wollte. Schutz gegen Rußland brauchen wir aber von Polen nicht; wir sind uns selbst Schutz genug.

„Ich halte daher unsre jetzige Politik in bezug auf Posen, auch

wenn man jeden einzelnen Deutschen daselbst dem Deutschen Bunde vorbehält, auch wenn man nur den kleinsten Teil des polnisch redenden Anteils dem übrigen Staat durch Sondereinrichtungen entfremdet, für die bedauerlichste Donquixoterie, die je ein Staat zu seinem und seiner Angehörigen Verderben begangen hat; die Regierung hat mit Ordnung dieser Angelegenheit einen mehr polnisch als deutsch gesinnten Mann[1]) beauftragt, dessen Benehmen die Armee mit Entrüstung, das Land mit Mißtrauen erfüllt und dessen bei der günstigsten Annahme schwach zu nennendes Verfahren den Mißgriffen in dieser Angelegenheit die Krone aufsetzt und sie sanktioniert. Die letzte pomphafte Erklärung dieses Kommissars, in der er sich rühmt, durch seine Bemühungen diese Frage friedlich gelöst zu haben, erscheint in den Blättern gleichzeitig mit dem klagenden Hilferuf von Behörden und Privatleuten, die fortdauernd von Totschlag und Plünderung der Deutschen und von bewaffneten Konflikten mit dem Militär zeugen. Wird das verantwortliche Ministerium des Königs der Nationalversammlung gegenüber die Verantwortung für alles das übernehmen, was Herr von Willisen in Posen getan und unterlassen hat und für die ganze bis jetzt befolgte Richtung unsrer polnischen Politik? Dann wäre es wichtig, sich darüber aufzuklären, ob in Preußen noch dieselben Rechtsgrundsätze geltend sind, welche in dem Polenprozeß des vorigen Jahres gegen die Angeklagten zur Anwendung kamen. B.-S."

Man vermag sich heute nur schwer eine Vorstellung davon zu machen, welchen Eindruck damals die politischen Kreise, Regierende wie Regierte, von so kräftigen nationalen und doch ganz einwandsfreien Worten bekommen haben. Die Grundzüge von Bismarck's Polenpolitik aber, die er später und bis an sein Lebensende stetig verfolgt hat, finden sich hier schon deutlich vorgezeichnet.

Die Erinnerung an das Gespräch, welches Bismarck in Potsdam mit dem Generalleutnant von Prittwitz gehabt hatte, veranlaßte ihn, im Mai folgendes von seinen Freunden in der Schönhauser Gegend mitunterzeichnetes Schreiben an ihn zu richten:

[1]) Generalmajor von Willisen.

„Jeder, dem ein preußisches Herz in der Brust schlägt, hat gewiß gleich uns Unterzeichneten mit Entrüstung die Angriffe der Presse gelesen, welchen in den ersten Wochen nach dem 19. März die königlichen Truppen zum Lohn dafür ausgesetzt waren, daß sie ihre Pflicht im Kampfe treu erfüllt und auf ihrem befohlenen Rückzuge ein unübertroffenes Beispiel militärischer Disziplin und Selbstverleugnung gegeben hatten. Wenn die Presse seit einiger Zeit eine schicklichere Haltung beobachtet, so liegt der Grund davon bei der dieselbe beherrschenden Partei weniger in einer ihr seither gewordenen richtigen Erkenntnis des Sachverhältnisses, als darin, daß die schnelle Bewegung der neuern Ereignisse den Eindruck der ältern in den Hintergrund drängt und man sich das Ansehn gibt, den Truppen wegen ihrer neuesten Taten [1]) die frühern verzeihen zu wollen. Sogar bei dem Landvolk, welches die ersten Nachrichten von den Berliner Ereignissen mit kaum zu zügelnder Erbitterung aufnahm, fangen die Entstellungen an, Konsistenz zu gewinnen, welche von allen Seiten und ohne irgend erheblichen Widerspruch, teils durch die Presse, teils durch die bei Gelegenheit der Wahlen das Volk bearbeitenden Emissäre verbreitet worden sind, so daß die wohlgesinnten Leute unter dem Landvolk bereits glauben, es könne doch nicht ohne allen Grund sein, daß der Berliner Straßenkampf von den Truppen, mit oder ohne Wissen und Willen des vielverleumdeten Thronerben, vorbedachterweise herbeigeführt sei, um dem Volke die Konzessionen, welche der König gemacht hatte, zu entreißen. An eine Vorbereitung auf der andern Seite, an eine systematische Bearbeitung des Volkes will kaum einer mehr glauben. Wir fürchten, daß diese Lüge, wenigstens im Bewußtsein der untern Volksschichten, auf lange Zeit hin zur Geschichte werde, wenn ihr nicht durch ausführliche, mit Beweisen belegte Darstellungen des wahren Hergangs der Sache entgegengetreten wird, und zwar so bald als möglich, da bei dem außer aller Berechnung liegenden Lauf der Zeit heut und morgen neue Ereignisse eintreten können, welche die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihre Wichtigkeit dergestalt

[1]) Sie hatten am 23. April Schleswig besetzt.

in Anspruch nehmen, daß Erklärungen über die Vergangenheit keinen Anklang mehr fänden.

„Es würde unsrer Meinung nach von dem erheblichsten Einfluß auf die politischen Ansichten der Bevölkerung sein, wenn sie über die unlautere Quelle der Berliner Bewegung einigermaßen aufgeklärt werden könnte, sowie darüber, daß der Kampf der Märzhelden zur Erreichung des vorgeschützten Zweckes, nämlich der Verteidigung der von Sr. Majestät versprochenen konstitutionellen Institutionen, nie unnötiger war. Ew. Exzellenz als Befehlshaber der ruhmwürdigen Truppen, welche bei jenen Ereignissen tätig waren, sind unsres Erachtens vorzugsweise berufen und imstande, die Wahrheit über dieselben auf überzeugende Weise ans Licht zu bringen. Die Überzeugung, wie wichtig dies für unser Vaterland sein und wie sehr der Ruhm der Armee dabei gewinnen würde, muß uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir Ew. Exzellenz so dringend als ehrerbietig bitten, eine, soweit die dienstlichen Rücksichten es gestatten, genaue und mit Beweisstücken versehene Darstellung der Berliner Ereignisse vom militärischen Standpunkt so bald als möglich der Öffentlichkeit übergeben zu lassen."

Der General von Prittwitz ist auf diese Anregung nicht eingegangen.

Aus derselben Zeit, wie das vorstehende Schreiben, also aus der Zeit zwischen dem Zweiten Vereinigten Landtage und den Wahlen zur Nationalversammlung stammt ein Zeitungsartikel, dessen Konzept von Bismarck's Hand sich erhalten hat, von dem aber nicht mehr festgestellt werden konnte, in welcher Zeitung er erschienen ist. Der Artikel lautet:

Aus der Altmark.

Ein Teil unserer Mitbürger, welcher sich unter dem System der ständischen Sonderung einer starken Vertretung erfreute, nämlich die Bewohner der Städte, fangen an zu fühlen, daß bei dem neuen Wahlmodus, nach welchem in fast allen Kreisen die städtische Bevölkerung mit einer der Zahl nach sehr überwiegenden ländlichen zu konkurrieren haben wird, ihre Interessen gegen die der großen Massen der Landbewohner werden zurückstehn müssen. Wir leben in der Zeit der materiellen Interessen, und nach Feststellung der neuen Ver-

fassung, nach Beruhigung der jetzigen Gärung, wird sich der Kampf der Parteien darum drehen, ob die Staatslasten gleichmäßig nach dem Vermögen getragen, oder ob sie überwiegend dem immer steuerbereiten Grund und Boden aufgelegt werden sollen, der die bequemste und sicherste Erhebung gestattet und von dessen Umfang nie etwas verheimlicht werden kann. Es ist natürlich, daß die Städter dahin streben, den Steuererheber von der Fabrikindustrie, von dem städtischen Häuserwert, von dem Rentier und Kapitalisten so fern als möglich zu halten und ihn lieber auf Acker und Wiesen und deren Produkte verweisen. Ein Anfang ist damit gemacht, daß in den bisher mahlsteuerpflichtigen Städten die untersten Stufen von der neuen direkten Steuer frei bleiben, während sie auf dem Lande nach wie vor Klassensteuer zahlen. Wir hören ferner von Maßregeln zur Unterstützung der Industrie auf Kosten der Staatskassen, aber wir hören nicht davon, daß man dem Landmann zu Hilfe kommen wolle, der wegen der kriegerischen Aussichten auf der Seeseite seine Produkte nicht verwerten kann, aber der durch Kündigung von Kapitalien in dieser geldarmen Zeit seinen Hof zu verkaufen genötigt wird. Ebenso hören wir mit Bezug auf indirekte Besteuerung mehr von dem Schutzzollsystem zugunsten inländischer Fabrikation und Gewerbe sprechen, als von dem für die ackerbautreibende Bevölkerung nötigen freien Handel. Es ist wie gesagt natürlich, daß ein Teil der städtischen Bevölkerung mit Rücksicht auf die beregten Streitpunkte kein Mittel scheut, bei den bevorstehenden Wahlen das eigne Interesse zur Geltung zu bringen und die Vertretung der Landbewohner zu schwächen. Ein sehr wirksamer Hebel zu letzterm Zweck liegt in den Bestrebungen, der ländlichen Bevölkerung diejenigen ihrer Mitglieder zu verdächtigen, deren Bildung und Intelligenz sie befähigen könnte, die Interessen des Grund und Bodens mit Erfolg zu vertreten; man bemüht sich daher, eine Mißstimmung gegen die Rittergutsbesitzer künstlich zu befördern, indem man meint, wenn man diese Klasse unschädlich macht, so müssen die Landbewohner entweder Advokaten oder andere Städter wählen, die nach den ländlichen Interessen nicht viel fragen, oder es kommen meist schlichte Landleute, und die denkt man durch die Beredsamkeit und kluge Politik

der Parteiführer in der Nationalversammlung schon unvermerkt zu leiten. Man sucht daher die bisherige Ritterschaft als solche Leute zu bezeichnen, die den alten Zustand erhalten und zurückführen wollen, während die Rittergutsbesitzer wie jeder andere vernünftige Mensch sich selbst sagen, daß es unsinnig und unmöglich wäre, den Strom der Zeit aufhalten oder zurückdämmen zu wollen. — Man sucht ferner auf den Dörfern die Vorstellung zu wecken und zu bestärken, daß jetzt die Zeit gekommen sei, sich von allen den Zahlungen, die nach den Separationsrezessen an Rittergüter zu leisten sind, ohne Entschädigung loszumachen; aber man verschweigt dabei, daß eine Regierung, die Recht und Ordnung will, nicht damit anfangen kann, eine Klasse von Staatsbürgern zu plündern, um eine andre zu beschenken, daß alle Rechte, die auf Gesetz, Erkenntnis oder Vertrag beruhen, alle Forderungen, die einer an den anderen haben mag, alle Ansprüche auf hypothekarische Zinsen und Kapitalien denen, die sie haben, mit demselben Rechtstitel genommen werden können, mit welchem man den Rittergütern ihre Renten ohne volle Entschädigung nehmen möchte. Man täuscht den Landmann darüber, daß er mit dem Rittergutsbesitzer das gleiche Interesse des Landwirtes und den gleichen Gegner in dem ausschließlichen Industriesysteme hat, welches seine Hand nach der Herrschaft im preußischen Staate ausstreckt; gelingt diese Täuschung, so wollen wir hoffen, daß sie nicht lange dauert, daß man ihr durch eine schnelle, gesetzliche Abschaffung der bisherigen politischen Rechte der Rittergüter ein Ende mache und daß der ländlichen Bevölkerung nicht erst dann, wenn es ans Bezahlen geht, dann aber zu spät, die Augen darüber aufgehen, wie fein sie von den klugen Städtern überlistet sind.

[Bismarck gehörte weder der deutschen, noch auch der preußischen Nationalversammlung an. Diese wurde, nachdem am 1. Mai die Wahlmänner, am 8. die Abgeordneten gewählt worden waren, am 22. Mai in Berlin vom König eröffnet, nachdem vier Tage zuvor in Frankfurt a. M. die deutsche Nationalversammlung zusammengetreten war. Bismarck war am 13. Juni mit Frau und Schwiegermutter nach Reinfeld gefahren und blieb dort bis zum 3. August. Er führte dort, wie er am 22. Juli seinem Bruder schrieb, „in ziemlicher Ver-

gessenheit ein pastoral-idyllisches Leben. „Nur hin und wieder“, so fährt er fort, „zeigt ein Funke, daß unter der Asche angenommener Ruhe die ganze Glut der Begehrlichkeit nach sechs Morgen Land noch bei den Tagelöhnern lebendig ist; ein Herr von Stojentin, kassierter Offizier, spielt den O'Connel(l), namentlich bei den Kassuben, indem er eine fortlaufende Steuer von den armen Tagelöhnern erhebt, die sich bisher schon gegen 800 Taler belaufen hat, und für die er in Berlin, angeblich für die Eigentumsverleihung tätig, recht vergnüglich lebt. Der Brettschneider Regel von hier hat sich verlauten lassen, er wolle gar nicht wieder herkommen, weil er sich vor Unannehmlichkeiten fürchtet, wenn er den Leuten kein Eigentum mitbringt; er ist in Berlin bereits wieder Bäckergeselle, nachdem er hier früher einem Bäcker aus der Lehre gelaufen. In der Stolper Gegend haben sie, die Katenleute, eine große Versammlung gehabt, um einen neuen Abgeordneten nach Berlin zu schicken, da ihr jetziger, der Krüger Moldenhauer, sich ‚unter die Herren begeben habe‘.“ Bismarck beobachtet so mit unverhohlener Freude die katzenjämmerliche Stimmung, die nach dem Revolutionstaumel unter den kleinen Leuten auf dem Lande Platz greift.

Wenn er der Nationalversammlung in Berlin auch nicht angehörte, so verfolgte er doch ihre Beratungen mit voller Aufmerksamkeit. So trat er den Deklamationen gewisser Volksbeglücker und deren üblichen Angriffen auf die „Junker“ in einem „Eingesandt“ in der „Kreuzzeitung“ vom 29. August 1848, Nr. 51 Beilage, entgegen, das George Hesekiel auf Seite 148 ff. seines „Buches vom Grafen Bismarck“ mitteilt:

Der Abgeordnete des Belgarder Kreises, Herr Jänsch, erklärt in der Sitzung vom 16. cr., daß die pommerschen Tagelöhner nur $2^1/_2$ bis 4 Sgr. Tagelohn erhielten und dabei noch 190 Tage umsonst arbeiten müßten. Es würde also auf die Art ein Arbeiter, wenn man die 52 Sonntage abzieht, nur für 123 Tage, und zwar im mittleren Durchschnitt $3^1/_4$ Sgr., also im ganzen jährlich 13 Tlr. 9 Sgr. 9 Pf. verdienen. Daß davon ein Mann nicht leben kann, sieht jeder ein, auch Herr Jänsch, wenn er näher darüber nachdenkt. Ich würde daher die Äußerung dieses Herrn für eine absichtliche, in der offiziellen Eigenschaft als Volksvertreter ausgesprochene Lüge

halten, wenn nicht das nachfolgende Verlangen eines festen Satzes von 6 Sgr. Tagelohn bewiese, daß Herr Jänsch die Verhältnisse der zahlreichsten Klasse der von ihm vertretenen Urwähler kennen zu lernen entweder nicht die Fähigkeit oder nicht die Muße gehabt hat. Denn mit 6 Sgr. Tagelohn ständen die pommerschen Arbeiter auf dem Lande schlechter als jetzt. Die Tagelöhner auf dem Gute Kniephof, Kreis Stargard, lebten während der letzten acht Jahre, daß ich da gewohnt habe, in folgenden Verhältnissen, denen die der ganzen Gegend mit geringen Abweichungen ähnlich sind; so kann ich beweisen, daß sie auf anderen dortigen Gütern, z. B. Zimmerhausen, Trieglaff, noch vorteilhafter für die Arbeiter sind. Das Tagelohn ist allerdings im Sommer für den Mann 4 Sgr., für die Frau 3 Sgr., im Winter für jedes 1 Sgr. weniger, und müssen dabei 156 Mannstage und 26 Frauenstage im Jahre unentgeltlich getan werden. Dafür erhält aber jede Tagelöhnerfamilie von der Gutsherrschaft unentgeltlich:

1. freie Wohnung, bestehend aus Stube, Kammer, Küche, Keller und Bodenraum, Stallung für ihr Vieh jeder Art und den nötigen Scheuerraum, welches alles von der Herrschaft unterhalten wird;
2. 3 Morgen Acker, 1 mit Winterkorn, 1 mit Sommerung, 1 mit Kartoffeln, zu denen der Tagelöhner die Saat gibt, das Gut aber die Bestellung einschließlich der Düngerfuhren besorgt, außerdem $^1/_2$ Morgen beliebig zu benutzendes Gartenland bei dem Hause und $^1/_4$ Morgen mit Flachs; der ganze Ertrag dieser Fläche gehört dem Tagelöhner;
3. freie Weide für 2 Kühe, 6 Schafe und 2 Zuchtgänse mit Brut, sowie freies Heu zur Durchwinterung einer Kuh;
4. freies Feuermaterial in Gestalt von Torf, außerdem die Raff- und Leseholzberechtigung auf etwa 3 Morgen Wald;
5. an unentgeltlichem Deputatkorn vom herrschaftlichen Boden: 5 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Gerste;
6. verdient jeder Arbeiter durchschnittlich etwa 15 Scheffel Getreide jeder Gattung als Drescherlohn;
7. freie ärztliche Hilfe und freie Arznei;

8. stirbt ein Mann, so behält die Witwe, bis ihre Kinder erwachsen sind, freie Wohnung, 1 Morgen mit Kartoffeln, 1/2 Morgen Garten, 1/4 Morgen Flachs und eine Kuh, die mit der herrschaftlichen Herde gefüttert und geweidet wird (Deputatkuh) ohne alle Gegenleistung von ihrer Seite.

Jeder dortige Tagelöhner hält sich, wenn er nicht erwachsene Töchter hat, eine Dienstmagd, der er etwa 10 Taler Lohn jährlich gibt, und die für Rechnung des Tagelöhners auf herrschaftliche Arbeit geht, was die Tagelöhnersfrau niemals tut, sondern sie sorgt im Hause für die Kinder und das Essen.

Der Verdienst an barem Gelde, den eine solche Familie mit Magd nach den genannten Lohnsätzen erwirbt, nachdem wie oben erklärt für das tägliche Brot durch Naturalien, von welchen manches zum Verkauf bleibt, gesorgt ist, beläuft sich, je nach der Anzahl der arbeitsfähigen Kinder, erfahrungsmäßig auf 34 bis 50 und einige Taler. Eine Familie ohne alle arbeitsfähigen Kinder hat, nach Abzug der obengenannten unentgeltlichen Tage, der 52 Sonntage und von 60 Tagen zum Dreschen für jeden einzelnen, inkl. Marktgänge u. dgl., jährlich an bezahlten Tagen für Mann und Magd: 52 zu 4, 178 zu 3 und 150 zu 2 Sgr., Summa 34 Tlr. 22 Sgr. Wer dies mit den obigen Naturalien zusammenhält, wird unschwer finden, daß die Tagelöhner in Pommern nicht geneigt sein werden, ihre bisherige Lage gegen die kahlen 6 Sgr. täglich zu vertauschen, die ihnen Herr Jänsch in seiner Unwissenheit erringen will. Ich will nicht rühmen, sondern nur historisch bemerken, daß die große Mehrzahl der Gutsbesitzer sich bisher bereitwillig der herrschenden Sitte fügte, indem sie bei Unglücksfällen, Viehsterben, Notjahren die Eingesessenen ihrer Güter ausreichend unterstützten, viele in einem Maße, von welchem unsere weltverbessernden Schwätzer in ihren Deklamationen gegen das Junkertum keine Ahnung haben. Auch in dem vergangenen Notjahre, zu der Zeit, wo der Abgeordnete Fleischermeister Jänsch in Belgard Kartoffelkrawall machte und sich, wenn ich nicht irre, eine Verurteilung deshalb zuzog, hat die von ihm jetzt durch irrtümliche oder erdichtete Nachrichten angegriffene Klasse von Gutsbesitzern mit großen Opfern dafür gesorgt, daß die Ein-

sassen ihrer Güter keine Veranlassung hatten, die Unzufriedenen zu vermehren, an deren Spitze der jetzige Stadtverordnetenvorsteher Herr Jänsch sich tumultuarische Lorbeeren zu erkämpfen bemüht war. Ich füge diese „Persönlichkeit" bei, um die Aufmerksamkeit des Herrn Jänsch auf den übrigen Teil des Artikels zu lenken und ihm so die Gelegenheit zur Belehrung über die Verhältnisse der Leute zu verschaffen, die er zu vertreten vorgibt; Verhältnisse, welche er billig hätte kennen müssen, ehe er sie in der Nationalversammlung zur Sprache brachte.

Schönhausen, den 21. August 1848.

Bismarck.]

Bismarck's erster Besuch in Sanssouci kam unter ungünstigen Aspekten zustande. In den ersten Tagen des Juni, wenige Tage vor dem Abgange des Ministers Ludolf von Camphausen, befand er sich in Potsdam, als ein Leibjäger ihn in dem Gasthofe aufsuchte, um ihm zu sagen, daß der König ihn zu sprechen wünsche. Er sagte unter dem Eindruck seiner frondierenden Gemütsstimmung, daß er bedauerte, dem Befehle Sr. Majestät nicht Folge leisten zu können, da er im Begriffe sei, nach Hause zu reisen und seine Frau, deren Gesundheit besonderer Schonung bedürfe, sich ängstigen würde, wenn er länger als verabredet ausbliebe. Nach einiger Zeit erschien der Flügeladjutant Edwin von Manteuffel, wiederholte die Aufforderung in Form einer Einladung zur Tafel und sagte, der König stelle ihm, Bismarck, einen Feldjäger zur Verfügung, um seine Frau zu benachrichtigen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich nach Sanssouci zu begeben. Die Tischgesellschaft war sehr klein, enthielt außer den Damen und Herren vom Dienste nur Camphausen und Bismarck. Nach der Tafel führte der König Bismarck auf die Terrasse und fragte freundlich: „Wie geht es bei Ihnen?" In der Gereiztheit, die er seit den Märztagen in sich trug, antwortete er: „Schlecht." Darauf der König: „Ich denke die Stimmung ist gut bei Ihnen?" Darauf Bismarck, unter dem Eindruck von Anordnungen, deren Inhalt ihm nicht erinnerlich war: „Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zu dem Beistande des

Königs fehlt." In dem Augenblicke trat die Königin hinter einem Gebüsche hervor und sagte: „Wie können Sie so zu dem König sprechen?" — „Laß mich nur, Elise," versetzte der König, „ich werde schon mit ihm fertig werden"; und dann zu Bismarck gewandt: „Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?" — „Die Räumung Berlins." — „Die habe ich nicht gewollt," erwiderte der König. Und die Königin, die noch in Gehörsweite geblieben war, setzte hinzu: „Daran ist der König ganz unschuldig, er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen." — „Ein König muß schlafen können," versetzte Bismarck. Unbeirrt durch diese schroffe Äußerung, sagte der König: „Man ist immer klüger, wenn man von dem Rathause kommt; was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, ‚wie ein Esel' gehandelt zu haben? Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten, dazu bedarf ich des Beistandes und tätiger Hingebung, nicht der Kritik." Bismarck war gekommen in der Stimmung eine Frondeurs, dem es ganz recht sein würde, ungnädig weggeschickt zu werden, und ging, vollständig entwaffnet und gewonnen.

Auf Bismarck's Vorstellungen, daß der König zwar im Lande sei und die Macht besitze, die bedrohte Ordnung überall herzustellen, sagte dieser, er müsse sich hüten, den Weg des formellen Rechts zu verlassen; wenn er mit der Berliner Versammlung, dem Tagelöhnerparlamente, wie man sie damals in gewissen Kreisen nannte, brechen wolle, so müsse er dazu das formelle Recht auf seiner Seite haben, sonst stehe seine Sache auf schwachen Füßen, und die ganze Monarchie laufe Gefahr, nicht bloß von innern Bewegungen, sondern auch von außen her. Vielleicht hat er dabei an einen französischen Krieg unter Beteiligung deutscher Aufstände gedacht. Wahrscheinlicher aber war es Bismarck, daß er gerade ihm die Besorgnis, seine deutschen Aussichten Preußens zu schädigen, in dem Moment, wo er Bismarck's Dienste gewinnen wollte, nicht aussprach. Bismarck erwiderte, daß das formelle Recht und seine Grenzen in der vorliegenden Situation verwischt erscheinen und von den Gegnern, sobald sie die Macht hätten, ebensowenig respektiert werden würden, wie am 18. März; er sähe die Situation mehr in dem Lichte von Krieg und Notwehr als von rechtlichen Argumentationen. Der König beharrte jedoch dabei, daß

seine Stellung zu schwach werde, wenn er von dem Rechtsboden abweiche, und der Eindruck ist Bismarck geblieben, daß der König dem Radowitzschen, bei ihm gepflegten Gedankengange, dem schwarz-rot-goldenen, wie man damals sagte, die Möglichkeit der Herstellung der Ordnung in Preußen zunächst unterordnete.

Aus den zahlreichen Gesprächen, die auf jenes erste folgten, blieb Bismarck das Wort des Königs erinnerlich: „Ich will den Kampf gegen die Tendenzen der Nationalversammlung durchführen, aber wie die Sache heute liegt, so mag ich zwar von meinem Rechte vollständig überzeugt sein, es ist aber nicht gewiß, daß andere und daß schließlich die großen Massen es auch sein werden. Soweit ich dessen gewiß werde, muß die Versammlung sich noch mehr und in solchen Fragen ins Unrecht setzen, in denen mein Recht, mich mit Gewalt zu wehren, nicht für mich, sondern allgemein einleuchtend ist."

Bismarck konnte seine Überzeugung, daß die Zweifel des Königs an seiner Macht unbegründet seien und daß es deshalb nur darauf ankomme, ob er an sein Recht glaube, wenn er sich gegen die Übergriffe der Versammlung wehren wolle, bei ihm nicht zur Anerkennung bringen. Daß sie richtig war, ist demnächst dadurch bestätigt worden, daß den großen und kleinen Aufständen gegenüber jede militärische Anordnung unbedenklich und mit Eifer durchgeführt wurde, und zwar unter Umständen, wo die Betätigung des militärischen Gehorsams schon von Hause aus mit dem Niederwerfen bereits vorhandenen bewaffneten Widerstandes verbunden war, während eine Auflösung der Versammlung, sobald man ihre Wirksamkeit als staatsgefährlich erkannte, in den Reihen der Truppen die Frage des Gehorsams gegen militärische Befehle nicht berührt haben würde. Auch das Einrücken größerer Truppenmassen — so urteilte Bismarck bei dieser Gelegenheit — in Berlin nach dem Zeughaussturm und ähnlichen Vorgängen würde nicht bloß von den Soldaten, sondern auch von der Mehrheit der Bevölkerung als dankenswerte Ausübung eines zweifellosen königlichen Rechts aufgefaßt worden sein, wenn auch nicht von der Minderheit, welche die Leitung übte; und auch wenn die Bürgerwehr sich hätte widersetzen wollen, so würde sie bei den Truppen nur den berechtigten Kampfeszorn gesteigert haben Bismarck konnte sich kaum denken, daß der

König im Sommer an seiner materiellen Macht, der Revolution in Berlin ein Ende zu machen, Zweifel gehabt haben sollte; er vermutete vielmehr, daß Hintergedanken rege waren, ob nicht die Berliner Versammlung und der Friede mit ihr und ihrem Rechtsboden unter irgendwelchen Konstellationen direkt oder indirekt nützlich werden könne, sei es in Kombinationen mit dem Frankfurter Parlamente oder gegen dasselbe, sei es, um nach andern Seiten hin in der deutschen Frage einen Druck auszuüben, und ob der formale Bruch mit der preußischen Volksvertretung die deutschen Aussichten kompromittieren könne. Den Umzug in den deutschen Farben setzte Bismarck allerdings nicht auf Rechnung solcher Neigungen des Königs; er war damals körperlich und geistig so angegriffen, daß er Zumutungen, die ihm mit Entschiedenheit gemacht wurden, wenig Widerstand entgegensetzte.

Bei seinem Verkehr in Sanssouci lernte Bismarck die Personen kennen, die das Vertrauen des Königs auch in politischen Dingen besaßen und traf zuweilen in dem Kabinett mit ihnen zusammen. Es waren das besonders die Generale Leopold von Gerlach und von Rauch, später Niebuhr, der Kabinettsrat.

Rauch war praktischer, Gerlach in der Entschließung über aktuelle Vorkommnisse mehr durch geistreiche Gesamtauffassung angekränkelt, eine edle Natur von hohem Schwung, doch frei von dem Fanatismus seines Bruders, des Präsidenten Ludwig von Gerlach, im gewöhnlichen Leben bescheiden und hilflos wie ein Kind, in der Politik tapfer und hochfliegend, aber durch körperliches Phlegma gehemmt. Bismarck wurde einmal in Gegenwart beider Brüder, des Präsidenten und des Generals, veranlaßt, sich über den ihnen gemachten Vorwurf des Unpraktischen zu erklären und tat dies in folgender Weise: „Wenn wir dreie hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehn sehn, so wird der Herr Präsident daran eine geistreiche Betrachtung über unsern Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der einzige sein, der hinunterginge oder Leute riefe, um zu helfen." So war der General der einflußreichste Politiker in der Kamarilla Friedrich Wilhelms IV., ein vornehmer, selbstloser Charakter,

ein treuer Diener des Königs, aber geistig vielleicht ebenso wie körperlich durch das Schwergewicht seiner Person an der prompten Ausführung seiner richtigen Gedanken behindert. An Tagen, wo der König ungerecht oder ungnädig für ihn gewesen war, wurde in der Abendandacht im Hause des Generals wohl das alte Kirchenlied gesungen:

Verlasse dich auf Fürsten nicht,
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosianna spricht,
Ruft morgen: crucifige.

Aber seine Hingebung für den König erlitt unter diesem christlichen Erguß seiner Verstimmung nicht die mindeste Abschwächung. Auch für den seiner Meinung nach irrenden König setzte er sich voll mit Leib und Leben ein, wie er schließlich seinen Tod dadurch fast eigenwillig herbeiführte, daß er hinter der Leiche seines Königs bei Wind und sehr hoher Kälte stundenlang in bloßem Kopfe, den Helm in der Hand, folgte. Dieser letzten formalen Hingebung des alten Dieners für die Leiche seines Herrn unterlag seine schon länger angegriffene Gesundheit; er kam mit der Kopfrose nach Hause und starb nach wenigen Tagen. Durch sein Ende erinnert er an das Gefolge eines altgermanischen Fürsten, das freiwillig mit ihm stirbt.

Neben Gerlach, und vielleicht in höherem Grade, war Rauch seit 1848 von Einfluß auf den König. Sehr begabt, der fleischgewordene gesunde Menschenverstand, tapfer und ehrlich, ohne Schulbildung, mit den Tendenzen eines preußischen Generals von der besten Sorte, war er wiederholt als Militärbevollmächtigter in Petersburg in der Diplomatie tätig gewesen. Einmal war Rauch von Berlin in Sanssouci erschienen mit dem mündlichen Auftrage des Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg, von dem Könige die Entscheidung über eine Frage von Wichtigkeit zu erbitten. Als der König, dem die Entscheidung schwer wurde, nicht zum Entschluß kommen konnte, zog endlich Rauch die Uhr aus der Tasche und sagte mit einem Blick auf das Zifferblatt: „Jetzt sind noch zwanzig Minuten, bis mein Zug abgeht; da werden Ew. Majestät doch nun befehlen müssen, ob ich dem Grafen Brandenburg ja sagen soll oder nein oder ob ich ihm melden soll, daß Ew.

Majestät nich ja und nich nee sagen wollen." Diese Äußerung kam heraus in dem Tone der Gereiztheit, gedämpft durch die militärische Disziplin, als Ausdruck der Verstimmung, die bei dem klaren, entschiedenen und durch die lange fruchtlose Diskussion ermüdeten General erklärlich war. Der König sagte: „Na denn meinetwegen ja", worauf Rauch sich sofort entfernte, um in beschleunigter Gangart durch die Stadt zum Bahnhof zu fahren. Nachdem der König eine Weile schweigend dagestanden hatte, wie wenn er die Folgen der widerwillig getroffenen Entscheidung noch erwöge, wandte er sich gegen Gerlach und Bismarck und sagte: „Dieser Rauch! Er kann nicht richtig deutsch sprechen, aber er hat mehr gesunden Menschenverstand als wir alle," und darauf gegen Gerlach gewandt und das Zimmer verlassend: „Klüger wie Sie ist er immer schon gewesen." Ob der König darin recht hatte, läßt Bismarck dahingestellt, er bemerkt aber: „Geistreicher war Gerlach, praktischer Rauch."

Im übrigen erzählt Bismarck vom Jahre 1848 noch folgendes: Die Entwicklung der Dinge bot keine Gelegenheit, die Berliner Versammlung[1]) für die deutsche Sache nutzbar zu machen, während ihre Übergriffe wuchsen; es reifte daher der Gedanke, sie nach einem andern Orte zu verlegen, um ihre Mitglieder dem Drucke der Einschüchterung zu entziehn, eventuell sie aufzulösen. Damit steigerte sich die Schwierigkeit, ein Ministerium zustande zu bringen, welches diese Maßregel durchzuführen übernehmen würde. Schon seit der Eröffnung der Versammlung[2]) war es dem Könige nicht leicht geworden, überhaupt Minister zu finden, besonders aber solche, welche auf seine nicht immer gleichbleibenden Ansichten gefügig eingingen und deren furchtlose Festigkeit zugleich die Bürgschaft gewährte, daß sie bei einer entscheidenden Wendung nicht versagen würden. Es waren Bismarck aus dem Frühjahre mehrere verfehlte Versuche erinnerlich: Georg von Vincke antwortete auf Bismarck's Sondierung, er sei ein Mann der roten Erde, zu Kritik und Opposition und nicht zu einer Ministerrolle veranlagt. Beckerath wollte die Bildung eines Ministeriums nur über-

---

[1]) Die preußische Nationalversammlung.

[2]) Am 22. Mai 1848.

nehmen, wenn die äußerste Rechte sich ihm unbedingt hingebe und ihm den König sicher mache. Männer, welche in der Nationalversammlung Einfluß hatten, wollten sich die Aussicht nicht verderben, künftig, nach Herstellung geordneter Zustände, konstitutionelle Majoritätsminister zu werden und zu bleiben. Bismarck begegnete unter anderm bei Harkort, der als Handelsminister in das Auge gefaßt war, der Meinung, daß die Herstellung der Ordnung durch ein Fachministerium von Beamten und Militärs bewirkt werden müsse, ehe verfassungstreue Minister die Geschäfte übernehmen könnten; später sei man bereit.

Die Abneigung, Minister zu werden, wurde verstärkt durch die Vorstellung, daß persönliche Gefahr damit verbunden sein könne, wie das Vorkommen körperlicher Mißhandlung konservativer Abgeordneter auf der Straße schon gezeigt habe. Nach den Gewöhnungen, welche die Straßenbevölkerung angenommen habe und bei dem Einflusse, den Abgeordnete der äußersten Linken auf sie besäßen, müsse man auf größere Ausschreitungen gefaßt sein, wenn die Regierung dem demokratischen Andringen Widerstand zu leisten und in festere Wege einzulenken versuche.

Als der Graf Brandenburg, gleichgültig gegen solche Besorgnisse, sich bereit erklärt hatte, das Präsidium zu übernehmen, kam es darauf an, ihm geeignete und genehme Kollegen zu gewinnen. In einer Liste, die dem König vorgelegt wurde, fand sich auch Bismarck's Name; wie ihm der General Gerlach erzählte, hatte der König dazu an den Rand geschrieben: „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet.“ Der Graf Brandenburg sagte ihm in Potsdam: „Ich habe die Sache übernommen, habe aber kaum die Zeitungen gelesen, bin mit staatsrechtlichen Fragen unbekannt und kann nichts weiter tun, als meinen Kopf zu Markte tragen. Ich brauche einen ‚Kornak‘, einen Mann, dem ich traue und der mir sagt, was ich tun kann. Ich gehe in die Sache wie ein Kind ins Dunkel, und weiß niemanden als Otto Manteuffel (Direktor im Ministerium des Innern), der die Vorbildung und zugleich mein persönliches Vertrauen besitzt, der aber noch Bedenken hat. Wenn er will, so gehe ich morgen in die Versammlung; wenn er nicht will, so müssen wir warten und einen andern finden. Fahren Sie nach Berlin hinüber und bewegen Sie Manteuffel.“

Dies gelang, nachdem Bismarck von neun Uhr bis Mitternacht in ihn eingeredet und es übernommen hatte, seine Frau in Potsdam zu benachrichtigen, und die für die persönliche Sicherheit der Minister im Schauspielhause und in dessen Umgebung getroffenen Maßregeln dargelegt hatte.

Am 9. November kam der zum Kriegsminister ernannte General von Strotha zu Bismarck, weil ihn Brandenburg an ihn gewiesen hatte, um sich die Situation klar machen zu lassen. Bismarck tat das nach Möglichkeit und fragte: „Sind Sie bereit?“ Er antwortete mit der Gegenfrage: „Welcher Anzug ist bestimmt?“ — „Zivil,“ erwiderte Bismarck. — „Das habe ich nicht,“ sagte er. Bismarck besorgte ihm einen Lohndiener, und es wurde glücklich noch vor der festgesetzten Stunde ein Anzug aus einer Kleiderhandlung beschafft. Für die Sicherheit der Minister wurden mannigfache Vorsichtsmaßregeln getroffen. Zunächst waren im Schauspielhause selbst außer einer starken Polizeitruppe ungefähr dreißig der besten Schützen des Gardejäger-Bataillons so untergebracht, daß sie auf ein bestimmtes Signal im Saale und auf den Galerien erscheinen und mit ihren der größten Genauigkeit sicheren Schüssen die Minister decken konnten, wenn sie tätlich bedroht wurden. Es ließ sich annehmen, daß auf die ersten Schüsse die Insassen den Saal schnell räumen würden. Entsprechende Vorkehrungen waren an den Fenstern des Schauspielhauses und in verschiedenen Gebäuden am Gendarmenmarkt getroffen, in der Absicht, den Rückzug der Minister aus dem Schauspielhause gegen etwaige feindliche Angriffe zu decken; man nahm an, daß auch größere dort etwa versammelte Massen sich zerstreuen würden, sobald aus verschiedenen Richtungen Schüsse fielen.

Minister von Manteuffel machte noch darauf aufmerksam, daß der Eingang zum Schauspielhause in der dort nahen Charlottenstraße nicht gedeckt sei; Bismarck erbot sich, zu bewirken, daß die ihm gegenüberliegende Wohnung des beurlaubten hannöverschen Gesandten, Grafen Kniephausen, von Militär besetzt würde. Er begab sich noch in der Nacht zu dem Obersten von Griesheim im Kriegsministerium, der mit den militärischen Anordnungen betraut war, stieß aber bei ihm auf Bedenken, ob man eine Gesandtschaft zu solchem Zwecke benutzen dürfe.

Bismarck suchte nun den hannöverschen Geschäftsträger, Grafen Platen, auf, der das dem Könige von Hannover gehörige Haus Unter den Linden bewohnte. Derselbe war der Ansicht, daß das amtliche Domizil der Gesandtschaft zurzeit in seiner Wohnung Unter den Linden sei und ermächtigte Bismarck, dem Obersten von Griesheim zu schreiben, daß er die Wohnung „seines abwesenden Freundes", des Grafen Kniephausen, für polizeiliche Zwecke zur Verfügung stelle. Spät zu Bett gegangen, wurde Bismarck um 7 Uhr morgens durch einen Boten Platen's mit der Bitte, ihn zu besuchen, geweckt. Bismarck fand den Grafen sehr erregt darüber, daß eine Abteilung von etwa 100 Mann im Hofe seiner Wohnung, also gerade dort, wo er den Sitz der Gesandtschaft bezeichnet hatte, aufmarschiert war. Griesheim hatte wahrscheinlich den durch Bismarck's Mitteilung veranlaßten Befehl irgendeinem Beamten erteilt, der das Mißverständnis angerichtet hatte. Bismarck ging zu Griesheim und erwirkte den Befehl an den Führer der Abteilung, die Kniephausensche Wohnung zu besetzen, was denn auch geschah, nachdem es schon Tag geworden, während die Besetzung der übrigen gewählten Häuser in der Nacht heimlich erfolgt war. Vielleicht bewirkte gerade der zufällige Anschein offener Entschlossenheit, daß der Gendarmenmarkt, als die Minister sich ins Schauspielhaus begaben, ganz leer war.

[Warum diese ganzen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln? Graf Brandenburg, der am 2. November das Ministerpräsidium übernommen hatte und dem inzwischen die Minister von Manteuffel, von Ladenberg und von Strotha zur Seite getreten waren, teilte am 9. November der Nationalversammlung eine königliche Botschaft mit, durch welche die Verhandlungen sofort vertagt und ihre Wiederaufnahme in der Domkirche in Brandenburg a. d. Havel am 27. November angeordnet wurden. Die Versammlung beschloß, der Vertagungsorder sich zu widersetzen und trat am 10. November wieder im Schauspielhaus zusammen. Aber am 10. November zog Wrangel mit den Truppen in Berlin ein, am 11. wurde die Bürgerwehr aufgelöst, am 12. der Belagerungszustand über Berlin verhängt und am 15. die Nationalversammlung, die inzwischen bald hier, bald dort getagt hatte, von Truppen auseinandergetrieben.]

Als Wrangel an der Spitze der Truppen eingezogen war, so berichtet Bismarck weiter, verhandelte er mit der Bürgerwehr und bewog sie zum freiwilligen Abzuge. Bismarck hielt das für einen politischen Fehler; wenn es zum kleinsten Gefecht gekommen wäre, so wäre Berlin nicht durch Kapitulation, sondern gewaltsam eingenommen, und dann wäre die politische Stellung der Regierung eine andere gewesen. Daß der König die Nationalversammlung nicht gleich auflöste, sondern auf einige Zeit vertagte und nach Brandenburg verlegte und den Versuch machte, ob sich dort eine Majorität finden würde, mit der ein befriedigender Abschluß zu erreichen war, beweist, daß in der politischen Entwicklung, die dem König vorschweben mochte, die Rolle der Versammlung auch damals noch nicht ausgespielt war. Daß diese Rolle auf dem Gebiete der deutschen Frage gedacht war, dafür führt Bismarck einige Symptome an. In Privatgesprächen der maßgebenden Politiker während der Vertagung der Versammlung trat die deutsche Frage mehr in den Vordergrund als vorher, und innerhalb des Ministeriums wurden in dieser Beziehung große Hoffnungen auf den Sachsen von Carlowitz gesetzt, dessen anerkannte Beredsamkeit in deutsch-nationalem Sinne wirken würde. Wie der Graf Brandenburg über die deutsche Sache dachte, darüber hat Bismarck damals von ihm unmittelbare Mitteilungen nicht erhalten. Er gab nur seine Bereitwilligkeit zu erkennen, mit soldatischem Gehorsam zu tun, was der König befehlen würde.



8. Bismarck und die Kreuzzeitung

Wiederholt sind wir in Bismarck's Briefen Äußerungen über Beratungen zur Begründung einer neuen Zeitung begegnet. So soll er am 1. Juli 1847 in Magdeburg bei Gerlach essen, um Zeitungsprojekte zu besprechen; am darauffolgenden Sonnabend abend, den 3. Juli, muß er spätestens wieder in Berlin sein. „Dort werde ich ebenfalls, in Sachen der Gründung einer neuen Zeitung, so lange zu tun haben, daß ich spätestens Montag den 5. nach Angermünde fahre.“ Und am 10. Januar 1848 erwähnt er von Berlin aus wieder: „Wir haben noch zwei Konferenzen wegen der Zeitung, deshalb kann ich nicht eher kommen.“

Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß alle diese Verhandlungen schon der Begründung der „Neuen Preußischen Zeitung“ galten; auch die Angabe Hermann Wageners, daß die Vorbereitungen zu ihrer Begründung „im Laufe des April 1848“ begonnen hätten,[1]) ändert daran nichts. Es ist sehr wohl möglich, daß Wagener, der den ursprünglichen Verhandlungen noch fern stand und erst herangezogen wurde, als man ihn als Chefredakteur ins Auge gefaßt hatte, von jenen gar nichts Näheres erfahren hat. Auch bei den vom April 1848 an gepflogenen Beratungen scheint Bismarck nicht teilgenommen zu haben; Wagener erwähnt ihn dabei niemals. Wohl aber erzählt er: „Während der parlamentarischen Verhandlungen erschien kaum eine Nummer der Kreuzzeitung, welche nicht einen längeren oder kürzeren Artikel des Herrn von Bismarck enthalten hätte.“ Und: „Als gelegentlichen Mitarbeiter glaube ich auch noch den Herrn von Bismarck-Schönhausen und den Professor Pernice, zuletzt in Göttingen, bezeichnen zu müssen, beide von hervorragender Begabung.“

---

[1]) Hermann Wagener, Erlebtes I, S. 4.

Es ist eine verdienstvolle Arbeit des Leipziger Professors Dr. Horst Kohl, daß er aus den ersten Jahrgängen der „Kreuzzeitung“ die Artikel größeren oder geringeren Umfangs, die Bismarckschen Ursprung verrieten, in verschiedenen Jahrgängen seines Bismarck-Jahrbuches gesammelt hat. Dadurch, daß der verewigte Fürst eine Reihe solcher Beiträge als seiner Feder entsprungen bezeichnet und anerkannt hat, sind diese Gemeingut geworden. Wir erachten es deshalb als eine notwendige Ergänzung der Geschichte Bismarck's bis zum Jahre 1851, diese Beiträge für die „Kreuzzeitung“ hier mit aufzunehmen und einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen.

1.[1]) Aus Pommern, den 8. Juli (1848).

Um den Wert unsrer Errungenschaften unbefangen beurteilen zu können, müssen wir prüfen, welche praktischen Resultate sie bisher ergaben. In erster Reihe steht ohne Zweifel die allgemeine Wahlfähigkeit, und wäre es daher sehr interessant, aus allen verschiedenen Teilen des Reichs nähere Nachrichten über den Mechanismus unsrer Wahlen zu erhalten. Bei der großen Masse der ländlichen Bevölkerung von Hinterpommern erregte unsre Umwälzung, insoweit sie politischer Natur war, keine oder eine feindselige Teilnahme; um ihr Werk vollständig auszunutzen, waren die Radikalen daher genötigt, der Sache hier wie anderwärts einen sozialen Beigeschmack zu geben, indem man die kommunistische Begehrlichkeit der zahlreichsten und ärmsten Klasse durch Lüge aufstachelte. Da zeigte sich denn bald, daß das vierte Gebot unter den pommerschen Tagelöhnern weniger kräftig wurzelte, als die Gelüste nach dem, was ihres Nächsten ist. Im Namen des Königs wurden gedruckte Proklamationen verbreitet, jeder Arbeiter solle sechs Morgen Land, zwei Kühe und 60 Taler auf Kosten der Rittergüter erhalten; diese Wohltat werde den Armen nur durch die Herrschaft und Habgier der Edelleute und Geistlichen vorenthalten; der König wolle die Tagelöhner durch ihre Abgeordneten jetzt selbst sprechen, um von ihnen zu hören, ob sein Geschenk ihnen genüge. Diese Leute lesen sonst nichts Gedrucktes, und was ihnen gedruckt zugeschickt wird, hat für ihre

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. I, S. 478 ff.

Einfalt stets amtlichen Charakter; sie glaubten diesen Unsinn, und glauben ihn größtenteils noch. Im Regenwalder Kreise erließ ein Patrimonialrichter, Karl Misch, der früher wegen Erpressungen, die er in seinem Amte versucht, bereits bestraft worden war, einen Aufruf, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo der Arme sich der Peitsche seiner Blutsauger entziehen müsse usw., mit der Chiffre C. M. unterzeichnet. Noch jetzt glaubt die Mehrzahl der dortigen Bevölkerung, dieses heiße „Camphausen Minister“ und sei ein amtlicher Erlaß, obgleich diesem Wahn mehrfach amtlich im Kreisblatt widersprochen ist. Das Resultat dieser Umtriebe war in dem Kreise die Wahl des ehemaligen Müllergesellen, jetzigen Tagelöhners, oder wie er sich tituliert, Ökonom, Quandt. Im Kösliner Kreise trat in einer Pause nach einer zwiespältigen Wahl der „Pächter“ eines Ländergrundstücks, Teske, auf; derselbe war sonst bei einer umherziehenden Schauspielertruppe, ich weiß nicht, als was, beschäftigt, auch eine Zeitlang Bewohner diverser Detentionsanstalten, er warf den Wählern ihre Torheit vor, daß sie mit drei oder sechs Morgen Land zufrieden sein wollten; jeder müsse einen Bauernhof haben, und dazu sei ja das ehemalige Bauerland noch da, welches der König bei Aufhebung der Erbuntertänigkeit den Rittergütern „geschenkt“ habe; was dann noch fehle, müßten die Güter für die bisherige Nutzung zulegen. Das war der Mann! Der Branntwein floß, und Teske wurde gewählt. Den Rummelsburger Kreis vertritt, in ähnlicher Richtung, der ehemalige Bäckergesell Regel, der sich bisher in den Wäldern als Holzhauer und Brettschneider ernährte, nachdem er seinen Bäckermeister aus nicht ganz gewöhnlichen Gründen verlassen und das Gewerbe ebendeshalb aufgegeben hat; beim Verfassungmachen für drei Taler täglich steht er sich nun allerdings besser als beim Holzhauen; er wird als Kapitalist, also konservativ, heimkehren. Daß die Stimmung, aus welcher diese und fast alle hinterpommerschen Wahlen hervorgingen, noch keineswegs Vernunft und Rechtlichkeit gewichen ist, beweist die neuliche, fast einstimmige Wiedererwählung des derselben Kategorie wie die Genannten angehörigen Vertreters des Neustettiner Kreises, dessen Wahl, weil er kein Preuße war, das erstemal ungültig blieb, der aber inzwischen naturalisiert worden ist. Es ist in der Tat eine

wunderbare Verfassung, welche die Gesetzgeber eines Staates von 16 Millionen Einwohnern, in dem Augenblick, wo derselbe durch die deutsche Entwicklung eine höhere Bedeutung einzunehmen im Begriff ist, in denjenigen Schichten der Gesellschaft sucht, welchen selbst die ersten Anfänge nicht nur der politischen, sondern jeglicher Bildung fehlen. Glaubt etwa irgend jemand, oder affektiert auch nur zu glauben, daß diese und so viele andre unsrer angeblichen Vertreter ein selbständiges Urteil darüber haben, welche Gesetze oder gar welche Verfassung die Wohlfahrt Preußens und Deutschlands zu verbürgen geeignet sein werden? Daß sie auch nur imstande sind, der Diskussion in der Versammlung zu folgen und ohne fremde Einflüsterungen zu wissen, um was es sich bei jeder Frage handelt? Nein, das glaubt niemand; und doch geht die Sache ruhig ihren Gang; das Schiff, welches uns durch die Klippen der sturmbewegten Zeit führen soll, wird gebaut und getakelt von Leuten, welche bisher Schiff und Schiffahrt nicht einmal von Hörensagen kannten, die kein weiteres Augenmerk haben, als daß ihr eigener Platz darin bequem sei, und die keinen Nagel einschlagen können, ohne daß ihnen die Hand dazu geführt würde. Und von wem wird diese Hand geführt! von einer Anzahl ehrgeiziger Advokaten, Assessoren, die nach der Idee ôte-toi que je m'y mette, durch Umsturz schnellere Karriere zu machen hoffen, von ehemaligen Demagogen, die ihre Bestrafung noch nicht verschmerzen können, von hohlen Phrasendrehern, die ihrer eigenen Eitelkeit und ihren Kommittenten zuliebe das Publikum mit dem verblichenen Bombast 60 Jahre alter Tiraden langweilen, von Fanatikern, die seit der Erklärung der Menschenrechte nichts gelernt und nichts vergessen haben, oder von zänkischen Schwätzern, wie Herr Gladbach, bei deren kleinstädtischer Bissigkeit der Leser der Verhandlungen sich in die „Eingesandt" und „Bescheidenen Anfragen" eines Winkelblattes versetzt glaubt, in welchem ein malkontenter Schneidergeselle oder ein abgesetzter Schulmeister den Senat herunterreißt. Parlamentarische Unfähigkeit, wortklauberische Opposition à tout prix, kindische Interpellationen (gelegentliche Einführung des „Zaren von Petersburg" als Kinderschreck, wie Samiel in der Wolfsschlucht), wüstes Geschrei und würdeloses Zanken über Allotria sind die demütigenden Erscheinungen,

die wir sechs Wochen lang für den Preis von 60 000 Tlr. beobachtet und welche sich dem erwartungsvollen Deutschland und dem Hohn Europas in der Versammlung der Vertreter eines großen Volkes darbietet, welches die Intelligenz als sein Monopol betrachtete; die Versammlung will Gesetzgeber, Richter, Polizei, politischer Klub, kurz alles in allem sein und vergißt über ihrer willkürlichen Vielregiererei ganz, wozu sie eigentlich da ist, nämlich die Verfassung mit dem Könige zu vereinbaren und interimistisch die lediglich beratenden oder bewilligenden, aber nicht gesetzgebenden Befugnisse des ehemaligen vereinigten Landtages auszuüben.

Herr Teska erließ auf diesen Artikel ebenfalls in der „Kreuzzeitung" eine großsprecherische Antwort, in der er von „schändlicher Injurie", „gemeiner Verleumdung", „groben Lügen", „schamloser Verleumdung" usw. sprach und drohte, daß er den anonymen Verfasser zur „fiskalischen Untersuchung" ziehen würde, was er aber niemals getan hat. Darauf antwortete Bismarck:

2.[1]) Eingesandt in Nr. 36 der „Neuen Preuß. Zeitung" vom 14. August 1848.

In Nr. 35 Ihres Blattes ersehe ich, daß dem Abgeordneten Teske die Berührung mit den Produkten meiner Kolik, wie er selbst es nennt, verdrießlich gewesen ist und er seinem Zorn in Redensarten Luft macht, die ihm aus seiner Kulissenexistenz im Gedächtnis geblieben zu sein scheinen. Die Schreibart des Herrn T. befestigt mich in der Überzeugung, daß man wohltut, in der heutigen Tagespresse anonym aufzutreten, aus dem Grunde, aus welchem man gern inkognito bleibt, wenn man sich in eine gemischte Gesellschaft begibt, deren Bestandteile keine durchgehende Bürgschaft für ihre Sitten leisten. Der aktenmäßige Beweis dafür, daß die Kandidaten für die Nationalversammlung die Dummheit und die Schlechtigkeiten durch Unwahrheiten und durch falsche Versprechungen ausgebeutet haben, wird von keinem Bewohner von Hinterpommern ernstlich verlangt, weil jeder es mit seinen Augen gesehen hat, und Herr T. wird,

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. I, S. 483.

wenn er ohne Eigentumsbewilligung für die kleinen Leute heimkehrt, wohl „schlagende" Erinnerungen an das erhalten, was er vergessen zu haben scheint. Ich nehme daher gern Akt von seiner Erwiderung, um sie seinen Wählern bekannt machen zu lassen. Wenn Herr T. die Wahlumtriebe weiter vor die Öffentlichkeit gezogen zu sehen wünscht, so hoffe ich, daß sich auf seine Aufforderung, der ich die meinige anschließe, ehrenhafte Leute im Kreise finden werden, die Muße und Gelegenheit dazu haben. — Sehr amüsiert hat es mich zu sehn, wie schnell die neugebackenen Souveräne in der Singakademie den hohen Ton annehmen können und wie der Pächter einer Kossätenwirtschaft, Herr Teske, mit der Miene eines wirklichen Geheimen vom ancien regime nach dem bureaukratischen Donnerkeil der fiskalischen Untersuchung greift, um den unglücklichen Einsender zum politischen Märtyrer zu machen. Gut gebrüllt, Löwe! Lernen Sie aber auch, Herr T., noch andre, für Ihren Beruf als „Gesetzgeber" noch nützlichere Dienste von den alten Geh. Räten und gestatten Sie, daß ich einstweilen noch mich in den Deckmantel lichtscheuer Anonymität hülle, da ich mich wirklich vor Ihnen fürchte; deshalb erkläre ich auch ausdrücklich, daß ich weder in diesen noch auch in dem früheren Schreiben die Absicht gehabt habe, Herrn Teske zu beleidigen, sondern nur, ohne den mindesten animum injuriandi ihn und seinesgleichen in der Nationalversammlung habe nach meiner Überzeugung naturhistorisch illustrieren wollen.

3. Grundsteuer und Rentenablösung. (30. August 1848.)[1]

Aus Pommern. Daß eine Grundsteuer keine Steuer ist, sondern eine Konfiskation des Vermögens desjenigen, der zur Zeit der Veranlagung Grundeigentum besitzt, weiß ein jeder, auch Herr Hansemann. Wer sein Vermögen aus einem mit westfälischer Grundsteuer belasteten Gut als Miterbe ausbezahlt erhielt und sich jetzt in einem grundsteuerfreien Gut der alten Provinzen angekauft hat, unterliegt dieser Konfiskation jetzt zum zweitenmal, indem das erstemal der Miterbe, welcher das Gut annahm, den Kapitalbetrag der Grundsteuer bereits

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 399 f.

von der zu teilenden Erbmasse, also pro rata von dem Vermögen des ausbezahlten Miterben, abgerechnet hat. Diese Konfiskation trifft einen beliebig auserwählten Teil der Staatsbürger, nämlich die bisher steuerfreien Gutsbesitzer; den reichen Kapitalisten läßt sie unberührt, an die größeren Städte hat sich der Hansemannsche Entwurf nicht herangewagt, die könnten unruhig werden. Die Rittergutsbesitzer dagegen sind jetzt schutz- und rechtlos, darum können sie der Konfiskation unterworfen werden. In sich werden dieselben wieder höchst ungleich von derselben betroffen, und zwar der Reichste am leichtesten, der Ärmste am härtesten; wer auf seinem Gute von 100000 Tlr. Wert 80000 Tlr. Schulden hat, verliert genau soviel, als wer ein solches schuldenfrei besitzt; bei 10% Grundsteuer verliert der letztere ein Zehntel, der erste die Hälfte seines Vermögens, da auf die Verschuldung des Grundbesitzes keine Rücksicht genommen wird. Der Verschuldete, der sein kleines Vermögen durch Erbschaft oder Kauf in einem großen Gut stecken hat und mit Arbeit und Sorge bisher die Zinsen aufbrachte und frei mitlebte, ein in den östlichen Provinzen vorwiegendes Verhältnis, ein solcher wird durch die Grundsteuer in dieser geldklammen Zeit ins Elend getrieben, ein reicher Kapitalist ersteht das Gut, indem er den Grundsteuerbetrag vom Kaufpreise abrechnet und setzt sich auf die Art völlig steuerfrei in das Erbteil des Vertriebenen. Eine Besteuerung, die sich nicht nach dem Vermögen des Besteuerten, sondern nach dem Wert der Grundstücke richtet, in denen er sein Vermögen stecken hat, ist gerade so willkürlich, wie eine Besteuerung nach der Körperlänge oder der Haarfarbe sein würde. Der Umstand, daß bei den Rheinländern die Konfiskation durch Grundsteuer zur Zeit der Franzosen stattgefunden hat, rechtfertigt keineswegs die Übertragung dieser Gewalttat auf die alten Provinzen. Ebensowohl könnten diese verlangen, daß die Kriegslasten, welche sie getragen haben und noch tragen, den Rheinländern nun auch auferlegt würden, und daß zur Herstellung der Gleichheit die Rheinlande von den Armeen des Königs ebenso verwüstet würden, wie dies bei uns durch die Franzosen geschehen ist. — Um die jetzigen Besitzer vollends unfähig zur Tragung der Grundsteuer zu machen, wird ihnen der Teil ihres Vermögens, der in baren Gefällen besteht, auf die Hälfte reduziert.

Anstatt des bisher gesetzlichen 25fachen setzt man den Kapitalwert der Renten auf den 18fachen Betrag; diesen zahlt man dem Berechtigten in 4%igen Papieren, die er vielleicht zu 70% verwerten kann, wenn nicht die Besorgnis, daß die nächste Gesetzgebung Renten und Rentenbriefe für gänzlich erloschen erklären könnte, die letztere auf einen noch viel niedrigeren Kurs drückt. $^7/_{10}$ von 18 macht $12^3/_5$, die man also im günstigsten Fall für 25 erhält. Daß ein solches Verfahren in Grundsteuer und Rentenablösung ungerecht ist, weiß das Ministerium sehr gut, aber es schlägt durch diese Ungerechtigkeit drei Fliegen mit einer Klappe: erstens die Rheinländer, seit Auflegung der Grundsteuer fast durchgehends schon zweite Besitzer, meist durch Kauf, da wenig ältere Besitzer die Grundsteuerrevolution überdauert haben, bleiben steuerfrei, da sie die Steuer bei der Übernahme von dem Preise zurückgerechnet haben; sie lachen sich ins Fäustchen, daß sie unter der Ägide der Krone die alten Provinzen, mit deren Gut und Blut diese Krone verteidigt ist, knechten können. Ein verdienter Lohn dafür, daß sie die ersten waren, welche den Thron zu untergraben suchten. Zweitens die großen Städte, namentlich das gefährliche Berlin, sind von dieser Steuer nach § 2, Abs. 6 der Botschaft vom 20. Juli cr. eximiert, man bekommt also eine neue Steuer, ohne es mit ihnen zu verderben. Drittens ein Teil der mißliebigen, aber treu am König hängenden Ritterschaft wird ruiniert, vertrieben, unschädlich gemacht.

4. Das Jagdgesetz. (26. Okt. 1848.)[1]

Das Jagdgesetz ist beschlossen mit allen Schikanen, mit Verleihung des Jagdrechts an jeden Grundbesitz, mit unentgeltlicher Vernichtung aller bestehenden Berechtigungen, mit Aufhebung aller geschlossenen Verträge, sogar mit Absolution für begangene und zu begehende jagdrechtliche Sünden; höchst „freisinnig" beschlossen, wie ein Korrespondent der Kölner Zeitung es nennt, unter dem Einfluß lauter Drohungen, die von außen in die Ohren erschreckter Abgeordneten schallten, ein Einfluß, von dem derselbe Korrespondent sich solche nachhaltige Wirkung verspricht, daß für das Gesetz wegen unentgeltlicher Aufhebung der

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 400—402.

Realberechtigungen nicht minder „freisinnige" Beschlüsse zu hoffen ständen. Es gehört das Gesetz zu der Sammlung der seit den Märztagen Mode gewordenen kühnen Griffe, diesmal basiert auf dem sublimen Gedanken, daß Hammelbraten nicht schlechter schmecke als gebraten Wild. Vielleicht dachte man, daß der grassierenden Mordlust des souveränen Volkes ein unschädlicher Ausweg auf die unschuldigen Hasen eröffnet oder der drohenden Not des Winters vorläufig eine Anweisung auf das umherschweifende Wild erteilt werden müsse. Vielleicht dachte man aber nicht daran, daß der Geschmack des souveränen Volkes, an welches einmal appelliert worden, sich von jenem des berühmten Juristen eines Tages abwenden und den Hammel des Nachbars in der Tat noch schmackhafter finden möchte als dessen Hasen.

Das Gesetz hat seinen deutschen und undeutschen Teil. Deutsch ist der Grundgedanke, daß das Recht der Jagd Ausfluß des ersten Eigentums sei, deutsch aber ist es noch mehr, daß man dem idealen Gedanken zuliebe alle Bedenken der Ausführbarkeit gemütlich niedergeschlagen und die Sache so recht unpraktisch eingerichtet hat. Daß von Ausübung der Jagd durch jeden Grundeigentümer auf seiner Scholle nicht die Rede sein könne, wo das System der Wandeläcker mehr oder weniger vorherrscht und die Äcker der Gemeindeglieder in kleinen Stücken durch die ganze Flur zerstreut liegen, das ist dem einfachen Verstande ebenso klar, als daß das Gesetz den bisher undisziplinierten Wild-, Feld- und Jagddiebstahl wie die bewaffnete Wegelagerei in ein System gebracht hat. Diese Gefahren waren es hauptsächlich, welche zum Schutz der inneren Sicherheit des Landes im Mittelalter die Theorie von der Regalität und Grundherrlichkeit der Jagd ausgebildet haben. Jetzt meint man wohl, dem Wilddiebstahl und den Klagen über Wildschäden am sichersten durch Ausrottung des Wildes zu begegnen, wie man Kopfweh am sichersten durch Kopfabschlagen kuriert; aber man vergißt, daß, wenn es auch längst keinen Hasen mehr geben wird, es doch keinem Bösewicht wird gewehrt werden können, sich zu allen Missetaten allmählich zu bewaffnen unter dem Vorwande, auf seinem Viertelackermorgen die Freuden der Jagd zu genießen. Auch diese politische Kurzsichtigkeit ist deutsch.

Undeutsch aber und heillos ist die dekretierte Unentgeltlichkeit der Aufhebung wohlbegründeter Rechte. Der Grundsatz, der Preußen groß gemacht, das Suum cuique ist niedergetreten und es ist uns genommen, mit Stolz an das Wort des Müllers von Sanssouci zu erinnern, das er dem großen Könige gegenüber frei und sicher aussprechen durfte. Was helfen hundert Kammergerichte, wenn die Gesetzgebung selber das Recht beugt? Die Schwierigkeit, die aufzuhebenden Jagdrechte zu schützen, durfte nicht dahin führen, das Unrecht zu sanktionieren, wie es ja auch dem Richter nicht erlaubt ist, einen Kläger deshalb abzuweisen, weil sein Prozeß ihm zu mühsam zu instruieren ist. Mochte man, dem verbreiteten Volksrufe Rechnung tragend, die Ablösungssumme provinzenweise auf ein Minimum, auf die Scheinabfindung eines Hellers für jeden zu befreienden Morgen Landes festsetzen, es wäre ein oberster Staatsgrundsatz unbefleckt geblieben. Die bisher Berechtigten hätten sich dabei beruhigt, und den Ackerbesitzern wäre das befriedigende Bewußtsein eines wohlerworbenen Rechtes gewährt. Jetzt aber mag jeder rechtliche Mann trauern, nicht weil es kein Weidwerk mehr geben soll und auch die letzte verkümmerte Blüte einer romantischen Zeit vor dem kalten Wehen der Gegenwart vergehen mußte, sondern weil das Eigentum nicht mehr für heilig gilt und das Band, welches Staaten bildet, zerrissen ist.

Diejenigen, die am lautesten nach Aufhebung der Jagdrechte schrien, haben sich das allerdings ganz anders gedacht. Sie wollten keine Vernichtung aller Jagd, vielmehr nur selbst Jagdausüber werden, und zürnen jetzt dem Gesetze mehr als die bisher Berechtigten. So befriedigt das Gesetz nach keiner Seite. Ist aber etwas Gutes daran, so ist es seine deutsche unpraktische Seite. Es liegt darin wenigstens ein sittlicher Gedanke, während die Vorlage der Zentralkommission dahinaus lief, im Namen der Revolution bisher unberechtigte Jagdausüber statt der bisher berechtigten zu privilegieren. Möchten doch unsere Gesetzgeber endlich bedenklich werden auf dem Wege der falschen Freisinnigkeit, welche Freigebigkeit ist aus fremden Taschen, und wahrem Freisinn huldigen, dessen Wesen Gerechtigkeit ist für jedermann.

5. Die geheimen Artikel des Zentrums (15. Aug. 1849).[1])

Auf Grund des in der Friedrichstädtischen Halle genehmigten Programms versammelte sich die Partei, welche sich Zentrum nennt, gestern in der Konversationshalle. Diese Ortsveränderung scheint den Zweck gehabt zu haben, sich manches mißliebigen oder für die speziellen Zwecke der Partei nicht verwendbaren Unterzeichners des Programms zu entledigen, ohne dem letzteren etwas von seiner weichen und einladenden Allgemeinheit zu nehmen. Die Herren von Bismarck-Schönhausen, von Kleist-Schweinitz, von Werdeck, Bauer usw. waren als Unterzeichner des Programms ebenfalls erschienen, und der letztere machte seinen Beitritt zur Fraktion davon abhängig, ob die Anwesenden entschlossen seien, das Ministerium auf dem von ihm bisher betretenen Wege konstitutioneller Entwicklung kräftig zu unterstützen, eine Frage, welche von den Anwesenden, auch von Herrn von Patow mit einem entschiedenen „Ja" beantwortet wurde (!). Herr von Beckerath suchte dieses Ja zwar durch Berufung auf die politischen Dokumente vom 5. Dezember und 28. Mai zu verklausulieren, aber doch so, daß immer noch jeder, der die preußische Verfassung anerkennt, sich berufen fühlen mußte, einer auf Grund des vorliegenden Programms gebildeten Partei beizutreten. Als nun aber Herr von Bismarck das Wort ergriff und seine freudige Genugtuung darüber aussprach, daß er sich unerwarteterweise mit den anwesenden Herren auf gleichem politischen Boden befinde, erfolgten zwar anfangs evasive Reden, aber nach Anwendung von drei neuen Beschwörungen gelang es dennoch, den Kern des Pudels zutage zu fördern, indem Herr von Beckerath als Vorsitzender die „Deklaration" abgab, daß das vorgelegte Programm nicht den Maßstab zu dem Beitritt zur Partei abgebe, daß vielmehr Herr von Bismarck nur dann beitreten könne, wenn er entschlossen sei, die Politik der Herren „von Beckerath und von Auerswald" zu der seinigen zu machen, und Herr von Patow erläuterte diese für viele der Anwesenden sehr überraschende Erklärung dahin, daß es sich hier um zwei ganz verschiedene Dinge handle, erstens ein Programm, welches dadurch mehr den Wert einer stilistischen Übung zu haben scheint,

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 402—404.

zweitens, die Bildung einer Gesellschaft, zu welcher nur diejenigen beitreten könnten, welche sich zu einer leitenden Persönlichkeit politisch hingezogen fühlen. Das Programm war also nur die Lockrute und sein allgemeiner mit Ausnahme der Polen für alle Schattierungen der Kammer gültiger Inhalt darauf berechnet, eine möglichst große Zahl anzuziehen, von denen man dann die lenksameren und weniger selbständigen Charaktere auch für die durch die Namen: Beckerath-Auerswald verkörperten engeren Parteizwecke zu gewinnen hoffte. Zugleich wird der Öffentlichkeit eine günstige Meinung von den Zwecken dieser Partei und eine nachhaltigere von denen, die ihr nicht angehören, beigebracht, wenn man nur das von Herrn von Patow als unwesentlich für die Zwecke der Gesellschaft bezeichnete Programm veröffentlicht, die geheime Klausel von wegen der Notwendigkeit des Bekenntnisses zur Beckerath-Auerswaldschen Politik aber zu geeigneter Benutzung im Sinne behält. — Mancher ehrliche Weißbierpolitiker wird es dann schwer begreifen, daß die Ruchlosigkeit der Feinde aller gesellschaftlichen Ordnung so weit geht, nicht einmal dieses harmlose Programm annehmen zu wollen. Wir glauben kaum, daß Herr von Bismarck und seine Freunde sich der Beckerath-Auerswaldschen Politik, nachdem dieselbe ihre Impotenz in den Ministerien des vorigen Sommers hinreichend dargetan hat, anschließen werden; sind diesen Herren aber doch dankbar, daß sie seine Partei konsequent genötigt haben, mit der reservatio mentalis ihres Programms ans Tageslicht zu treten, ein Dank, in welchen, wie wir vernehmen, nicht wenige der Zuhörer in der Konversationshalle schon gestern eingestimmt haben.

6. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 26. August 1849.[1])

Ein näheres Eingehen auf die ausgezeichnete deklamatorische Vorstellung, welche Herr v. Radowitz heut der zweiten Kammer gegeben hat, müssen wir wegen der Kürze der Zeit auf Montag verschieben. Die Rede war in Ton und Haltung meisterhaft, ein glänzendes Mosaik, dessen logische Sprünge und Risse mit Phrasen

[1]) Bismarck-Jahrbuch Bd. I, S. 472.

von mitunter mehr als Beckerathscher Färbung gewandt verdeckt wurden. Das Ganze der Reden, getragen durch die eindrucksvolle Persönlichkeit des Redners, seine der bewegtesten Modulation fähige Stimme, den mystischen Ausdruck, des tiefen Forschers verborgene Weisheit, verfehlten nicht, die Kammer zu unerhörtem Beifallssturm fortzureißen, viele ihrer Mitglieder zu Tränen zu rühren. Sie lieferte für uns einen neuen Beweis der Wahrheit unserer früher über des Herrn v. Radowitz Wirksamkeit in der deutschen Sache ausgesprochenen Ansichten, sowie die Haltlosigkeit des augenblicklichen Urteils der parlamentarischen Majoritäten. Die Kammer war hingerissen, vernichtet in ihrer Selbständigkeit durch das Rührende der Rede der Redners, durch glänzende Worte, einen ergreifenden bravoschwangeren Ton der Stimme, durch die Blässe des Gesichts, durch Züge, welche von langjähriger Erforschung der dem gewöhnlichen Sterblichen unzugänglichen Wahrheit in den Katakomben der Weisheit zeugen. Unter donnerndem Applaus kehrte die grabesruhige Erscheinung zu den Ministersitzen zurück, und Herr v. Berkerath drückte ihr die Hand im Namen Deutschlands. Aus dem oratorischen Standpunkt betrachtet, war die Rede entschieden die glänzendste, welche wir bisher gehört haben.

7. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 28. August 1849.[1]

Die Rede des Herrn v. Radowitz in der zweiten Kammer am Sonnabend hat einen eminenten Eindruck gemacht. Alles traf hier zusammen — die bisherigen ziemlich lauen und uninteressanten Verhandlungen, die gespannten Erwartungen —, die mystische und geistreiche Persönlichkeit des Redners, der in der deutschen Frage eine so tätige Rolle gespielt, — endlich der scharfe drastische Vortrag und die pikanten Wendungen der Rede selbst! — — kurz alle Besucher der Kammer sind über Interesse und Erfolg der Rede einig und unterlagen einem geistigen Rausch.

Während der Rede schoß mancher scharfe Blick aus allen Räumen des Hauses hinauf nach der

[1]) Bismarck-Jahrbuch Bd. I, S. 472 f.

Diplomatenloge, in der Herr von Prokesch-Osten[1]) mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Einige wollen sogar bemerkt haben, daß der Diplomat hin und wieder Notizen machte für die Erinnerungen aus dem Osten.[2])

8. Zur „schönen Kunstfigur". (26. April 1849).[3])

— Der Abgeordnete von Berg trägt die Hände jetzt nicht mehr in den Hosentaschen, wenn er die Tribüne betritt; er wird sich aber doch wieder dazu bequemen müssen, denn jetzt scheint er offenbar in Verlegenheit zu sein, wo er die Gliedmaßen lassen soll. Wir raten ihm überhaupt, bei der ihm einmal natürlichen Rolle des „Komiker" zu bleiben, da er in derselben entschieden mehr zu Hause ist, als auf dem Pferde der sittlichen Entrüstung und der vaterländischen Begeisterung, welches der „freie Bürger"(-Kaplan) bei seinem letzten Auftreten zu tummeln suchte. Das edle Roß nimmt sich unter solchen Ritter kamelartig aus.

— In der Dienstagssitzung tat Herr Dierschke wieder das Seinige, um klar zu machen, zu welchen Ergebnissen die Wahl nach der Kopfzahl führen kann. Zu der Heiterkeit der Rechten über seine Rede trug die Versicherung eines Landsmanns des Herrn D. nicht wenig bei, daß dieser in seinem Wahlkreise (Brieg) wirklich noch der Klügste unter den Demokraten, also das bei seiner Wahl erzielte Resultat ein verhältnismäßig günstiges zu nennen sei. Übrigens war die Haltung des Herrn D. auf der Tribüne diesmal fester, sein Auge klarer und seine Zunge weniger schwer als sonst. Er begründete das unbeschränkte Versammlungsrecht damit, daß es ja schon den Tieren von Natur zuständig sei. Allerdings sind viele Tiergattungen sehr gesellig, und manchen ist erst dann „recht kannibalisch wohl", wenn sie zu 500 beieinander sind.

[1]) Graf Anton von Prokesch-Osten war 1849—52 österreichischer Gesandter in Berlin.

[2]) „Merkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde.) waren ein Memoirenwerk von ihm.

[3]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 419—421.

— In der „Arche Noah“ wurden am Dienstag beim Erscheinen eines ehemaligen Tierbändigers die verschiedenartigsten Töne, vom Zischen der Schlange bis zum Brüllen der Vierfüßler, so laut, daß Vater Noah selbst sich außerstande befand, von seinem hohen Sitze her die Ruhe zu schaffen; die „stärkste seiner Künste“, das Zeichen, vor dem sie sich beugen, den schwarzen Hut, verschmähte er anzuwenden, obschon ein Schutzengel, der dem alten Dessauer etwas ähnlich sah, sich bemühte, ihm denselben von hinten gleich einem Lichtauslöscher aufzustülpen. Der alte Herr warf ihn entrüstet einem seiner Söhne zu, wir wissen nicht, ob es Sem oder Japhet war, begnügte sich, eine altersschwache Hyäne zur Ruhe zu bringen, und ein unterdrücktes Knurren dauerte fort, bis das Ärgernis verschwand. Manche Tiere können nichts Rotes sehn, ohne in Wut zu geraten, die in der „Arche“ wiederum werden wütend über alles, was nicht rot ist; darum sind auch, mit nicht genug zu rühmender Vorsicht, alle in ihrer unmittelbaren Nähe befindlichen Gegenstände mit rotem Tuch überzogen.

— Es muß für Herrn von Vincke in ruhigen Augenblicken, falls er deren seit der Abreise der Frankfurter Deputierten schon gehabt hat, sehr demütigend sein, zu sehen, wie die Nationalzeitung ihn lobt, zu hören, wie die Linke ihm applaudiert. Zeitungszabel nennt die Rede des edlen Renegaten am vorigen Sonnabend ein „ergreifendes Ereignis“ und findet in ihr einen Shakespeareschen Humor des Schicksals. Die Shakespearesche Reminiszenz, die sich uns bei jener Rede zuerst aufdrängte, war „viel Lärm um nichts“. Oder man könnte den Freiherrn vom Rechtsboden mit dem alten Polterer König Lear vergleichen, der das jüngste Kind seiner Liebe, die Partei Cordelia in der Stadt London, schnöde verstieß und sich seinen erstgebornen Töchtern, der blauen und der roten, in die Arme warf, die sein „Gefolge“ von 100 bald auf 50, respektive auf 10 reduzierten und ihn selbst dahin brachten, daß der ehrliche Kent sagen mußte: „his wits begin to unsettle“.

— In der zweiten Kammer hatten sich am Sonnabend sechs oder acht Mitglieder aus dem Bummlerparlament mitten zwischen das Junkerparlament gesetzt, man weiß nicht, in welcher Absicht; es waren die Herren Wesendonck, Schneider, Schramm und andere aus der Partei des ge-

mäßigten Umsturzes. Sie haben aber am Montag ihre neuen Plätze wieder geräumt, sei es, daß sie in guter Gesellschaft sich verlegen fühlen, oder daß man ihnen eine preußische Kokarde gezeigt hatte.

9. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 31. August 1849. [1])

Wohl selten hat eine Kammersitzung bei uns soviel Zuhörer auf den Tribünen gehabt als die am vorigen Sonnabend; selbst von auswärts haben viele die Reise nicht gescheut, um Herrn von Radowitz sprechen zu hören, und der Andrang nach Einlaßkarten seitens der Deputierten und Nichtdeputierten war bis nach Anfang der Sitzung so stark, daß selbst die höfliche Sanftmut des Kanzleirats Bleich ihrem Ende nahe gewesen sein soll. Die Hitze im Lokal war groß, die Tribünen bis an die Wände gefüllt, selbst die sonst leere Hofloge, und in der diplomatischen standen die würdigsten Gesandten fest hinten an die Mauer gedrängt im Schweiße ihres Angesichts. Einige langweilige Kleinigkeiten reizten die Ungeduld, bis Herr v. Radowitz, in schwarzem Frack und schwarzer Halsbinde, seinen Platz hinter dem Grafen Brandenburg verließ und unter atemlosem Schweigen der Versammlung langsam auf die Tribüne schritt. Wir hatten selten Gelegenheit gehabt, diesen außerordentlichen Mann ruhig betrachten zu können. Sein Kopf ist entschieden schön; die Stirn verläuft bis zum Scheitel hinauf zwischen aufrechten grauen Locken, das Profil bietet eine griechische Regelmäßigkeit, welche nur durch eine stark hervortretende, aber von dem Schnurrbart verdeckte Unterlippe gestört wird. Die gleichmäßige Blässe des Gesichts hebt das lebendige Feuer der dunkelbraunen Augen noch hervor. Seine Figur ist die eines Mannes, der sich den sechzigern nähert und, als Maler gesagt, keine entsprechende Trägerin eines Kopfes wie dieser. Der Ton seiner Stimme ist tief und ernst, an und für sich ergreifend und jeder Biegung nach dem Bedürfnis der Rede sich leicht anschmiegend. Der Vortrag war langsam und deutlich, unterstützt durch Gestikulationen des rechten Armes, die sich innerhalb der Grenzen des Würdigen hielten. Der Redner hatte

[1]) Bismarck-Jahrbuch I, S. 473—475.

ein kleines Manuskript vor sich, welches seinem, wie wir hören, erstaunlichen Gedächtnis zum Anhalt diente, ohne daß der harmonische Fluß der Rede jemals unterbrochen wäre; jedes Wort kam klar und präzis, ohne Stocken und ohne Verwechseln zutage, und keines war zu viel oder zu wenig für den beabsichtigten Eindruck. Die anscheinende Impassibilität des Redners kontrastierte seltsam mit der Aufgeregtheit der Zuhörer. Man glaubte einen Redner vor sich zu sehen, der klar und scharf auf dem Felde des kalten Verstandes, mit Gründen siegender Logik entgegenstehende Ansichten entkräftet; die Versammlung merkte wohl kaum, daß nicht ihr Urteil berichtigt, sondern ihr Gefühl zur Begeisterung gesteigert, daß sie nicht überzeugt, sondern hingerissen wurde von dem außerordentlichen Manne, der unter ihrem Beifall, nicht wie Herr v. Vincke höher gerötet im Gefühle geschmeichelter Eitelkeit, mit triumphierendem Lächeln, sondern kalt und bleich, wie ein Mann, der dergleichen kann und nicht sucht, auf den Sturm, den er erregt hat, hinabsah. Der beste Beweis hiervon war, daß auch der offenbar schwache Punkt der Rede, nämlich die Art, wie er Einwürfe gegen den Inhalt der Verfassung abfertigte, mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Der Redner ging über den „Kern des Pudels“ mit einem Scherz hinweg, der aus so ernstem Munde seinen Eindruck nicht verfehlte, der aber auf alle Verfassungen der Welt, auch auf die abgelehnte Frankfurter, Anwendung findet, die bekanntlich den Demokraten zu gut, den Konservativen zu schlecht war. Wie dem auch sei, der oratorische Sieg war vollständig; die Redner von Profession sahen mit unverhehltem Brotneid nach der Tribüne; die Herren aus Frankfurt blickten triumphierend um sich, als wollten sie sagen: Seht ihr, so sprechen wir dort alle; im gemeinsamen Stolz der Paulskirche vergaßen sie, daß es ihr Gegner von dort war, dessen oft heißbekämpften Tendenzen sie huldigten. Die Rührung war eine allgemeine, ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder einzelne weinte. Ernst ergriffen war jeder von dem Eindruck, und namentlich unter den weichgeschaffenen Seelen des Zentrums waren wenig Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget Tränen über die gerötete Wange; bei einem der zentralsten

Pfeiler preußischer Gerechtigkeit brachte das Bestreben, die Zeichen sichtbarer Rührung zu unterdrücken, so ungewöhnliche Konstellationen der Gesichtszüge hervor, daß ein Spaßvogel, dem selbst dieser Moment nicht heilig war, meinte, jener müsse eben das Unglück gehabt haben, Oberschlesier statt Oberungar zu trinken; und einer der trockensten Staatsmänner der Revolution schien der Fertigkeit d'Esters nicht zu bedürfen, um eine Träne zur Welt zu bringen.[1]) Am Schlusse der Rede stieg der Beifall zu pyramidaler Höhe; es war eine Begeisterung, wie sie nur die Ungarn empfunden haben können, als Maria Theresia unter sie trat. Das moriamur pro tribus nostris regibus stand auf jedem Gesicht geschrieben. Hätte der Redner unter dem Klatschen von mehr als 2000 Händen sich noch Gehör verschaffen können, er hätte von der Kammer alles, auch Millionen fordern können, es wäre sofort bewilligt worden; die Rechte klatschte und die Linke, das Zentrum und die erste Kammer; die gesamten Tribünen klatschten, und nur auf der diplomatischen bemerkten wir Hände, von denen wir wissen, daß sie beim Anblick der Cerito sich wohl erfahren in der Kunst des Klatschens bewiesen haben, sich hier aber jeder Ausübung derselben entzogen haben. Chacun à son goût. —

10. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 1. September 1849.[2])

Der Berliner Korrespondent der „Deutschen Zeitung" will bemerkt haben, daß Herr v. Bismarck-Schönhausen bei der Rede des Herrn v. Radowitz dagesessen habe mit einem Gesicht, wie einer, der versucht, Witze zu machen, während er Zahnschmerzen hat. — Es scheint, dieser fein beobachtende Korrespondent hat nichts als seine hohlen Zähne im Kopfe.

11. Die Revision der Verfassung (23. September 1849.)[3])

Die Revision der Verfassung erfreut sich eines zeitgemäßen Fortschritts, und kaum ein Tag vergeht, der nicht die moderne Mythologie

[1]) Diese Beispiele deuten auf bestimmte Personen hin.

[2]) Bismarck-Jahrbuch III, S. 419.

[3]) Ebda., S. 404.

um einen Halbgott oder eine Minerva bereichert. Was der Geschichte in zwei Jahrhunderten unmöglich war, das wird jetzt in zwei Stunden wie aus der Pistole geschossen, und bald können unsere zahmen Fanatiker ihren Scheiterhaufen errichten, um das alte überflüssige Staatsrecht den Mauern des aufgeklärten Türken und Bibliothekenverbrenners Omar zu opfern. Ob passend oder unpassend, ob nötig oder unnötig, ob verständig oder unverständig — hier schützt nicht Alter, nicht Geschlecht, was sich nicht freiloset erhält seine Nummer und wird einrangiert. Und wenn er vollendet sein wird, dieser staatsrechtliche Koran, mit welcher Andacht werden unsere Kinder darin lesen, wie wird ihnen das Herz aufgehn bei der Erinnerung an alle die großen Männer, deren Gedanken und Taten wie auf einer Musterkarte vor ihnen stehn. Wenn nirgends, so ist in der Komposition der Verfassung die Gleichberechtigung der Staatsbürger, mit natürlicher Ausnahme der in Acht und Aberacht erklärten Fürsten und äußersten Rechten, eine Wahrheit geworden, und nur wir verlornen Söhne Deutschlands müssen uns den Genuß versagen, mit Waldeck's Geist unter Blumenkohl und Wassermelonen zu promenieren. Unsre Erquickung ist inzwischen die frische Morgenluft, die schon so manchen Freund und Feind aus bösen Träumen weckte, und wenn die Sonne höher steht, und wenn der Maulwurf wieder wühlt, dann werden wir mit frischen Kräften auf den Kampfplatz treten.

12. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 25. September 1849.[1]

Der Glanzpunkt der Debatte der zweiten Kammer über § 108 war ohne Zweifel die Rede des Grafen Arnim. Mit eleganter Sicherheit, anmutig in der Form und doch scharf und tödlich treffend war sein Wort, wie die scharfe, fein polierte Toledoklinge in der Hand eines Edelmannes der alten Schule. Bittersüß versuchte der Abgeordnete von Rosenberg zu lächeln, der Schmerz gekränkter Eitelkeit bleichte die Wangen, welche Krefeld vertreten, trotzig, ein Jago in der Schlußszene von Othello, warf sich Kühlwetter in die Brust,

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 419 f.

besorgt und nachdenklich stützte der Spinoza von Königsberg [1]) sein Haupt mit der Hand. Mit höhnischem Lächeln sah Freund und Feind auf die schmerzlichen Zuckungen der Kompagnons der Firma Piepmeier unter der Geißel einer unerbittlichen Logik, während der Graf mit sicherer Hand die Gothaer Wurst von einem Ende bis zum andern aufschnitt und auch dem Ungläubigsten bewies, daß sie nichts enthielt als den Wind haltloser und widersprechender Phrasen. Vergebens war nach ihm der große Sophist von Königsberg [1]) bemüht, das Messer rabbinischer Spitzfindigkeit in den wohlgefügten Panzer der Beweisführung seines Vorgängers zu bohren, vergebens griff auch dieser sonst nüchterne und klare Philosoph in den wirren Haufen des abgetragenen Phrasenplunders von Krefelder Manchestersamt, um mit den Fetzen die Blößen seiner Sache zu decken, in der verlegenen und verbissenen Haltung der Partei der legalen Steuerverweigerung blieb das Bewußtsein ausgeprägt: wir sind ad absurdum geführt, das ärgert uns, und nun gerade stimmen wir für unsern Kommissionsantrag. Der 17. und letzte Redner war Scheerer, um dessentwillen der Schluß von seiner Partei mehrmals hinausgeschoben war und der die müdegewordene Diskussion zuguterletzt noch einmal erfrischte, indem er mit gewandter Dialektik die gegnerischen Absurditäten nochmals auf die Schnur reihte. Am Anfange der Sitzung sprach Keller, anziehend und klug wie gewöhnlich, und in den H. H. v. Klützow und Breithaupt haben wir mit Vergnügen zwei neue gute Redner der Rechten kennen gelernt. Auch Minister v. Manteuffel sprach sich mit Entschiedenheit über die Gefahren des Kommissionsentwurfs aus; kurz in der heutigen Debatte wie in der gestrigen stand die Aristokratie des Geistes entschieden auf Seite der Minorität.

13. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 9. Oktober 1849.[2])

+ § Wir haben es niemals schwerer gefühlt, als in den letzten Tagen, welch herbes Brot es ist, Ihr Berichterstatter in der Kammer

[1]) Abgeordneter Simson.

[2]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 420 f.

zu sein. Vorgestern hielten wir die Präsidentenwahl ruhig aus, dreimal namentlichen Aufruf, drei Zählungen, drei Präsidialreden voller Bescheidenheit und captatio benevolentiae, wir fanden dabei nur zu der Bemerkung Anlaß, daß Graf Schwerin jetzt nicht mehr, wie in seiner ersten Inaugurationsrede, von starkem Königtum, sondern nur von Wahrung der Rechte des Volkes sprach. Uns konnte das nicht wundern, wir sahen die Rutschpartie voraus, und es ist uns lieb im Interesse des gutmütigen Trägers eines glorreichen Namens, daß er nicht eine vierte Präsidialrede zu halten haben wird. Dies alles hörten wir mit an, getragen von dem starken Pflichtgefühl eines Berichterstatters, dann aber sprach Herr v. Patow über das Telegraphengesetz. Sie kennen den Herrn, und wir dürfen daher auf Ihre Nachsicht rechnen, wenn wir frei gestehen, daß wir nach viertelstündigem Kampf mit der vis major der Langeweile unsern Posten verließen, voller Dank gegen das Schicksal, welches Herrn v. Patow selten auf der Tribüne erscheinen läßt. Wir glaubten gestern Entschädigung für unsre Standhaftigkeit zu finden; unsre Hoffnungen stiegen, als wir die Loge der kundigen Diplomatie und des Hofes überfüllt und auf den andern Tribünen hübschere Damen als gewöhnlich erblickten; wir hatten Grund anzunehmen, daß wir ein Prachtexemplar aus dem Reichsblumengarten in bengalischem Phrasenfeuer sehn würden, da Herr v. Beckerath vier Sitzungen versäumt hatte, um sich gründlich vorzubereiten; aber fünf Viertelstunden lang nicht einmal Blumen, sondern faden Weißkohl, politische Vorlesungen aus der Kölnischen Zeitung und aus diplomatischen Aktenstücken. Wir gähnten, die schönen Damen gähnten, selbst die mit schlechten Zähnen, der Hof gähnte und der General Wrangel, sogar Herr von Prokesch gähnte unter den pomphaftesten Angriffen auf Österreich, Herr Simson gähnte verstohlen, nachdem er Duncker geweckt hatte, und wenn wir in das Parterre hinabblickten, so gähnten uns 100 dunkelrote schwindelerregende Abgründe an, die Gräber mahl- und schlachtsteuerpflichtiger Gegenstände. Fünf Viertelstunden lang lag der Vater in der Wiege und fragte nach dem Weber seines Beckerstuhls,[1])

[1]) Anspielung auf Beckerath's Worte in der Sitzung des Vereinigten Landtags vom 4. Juni 1847: „Meine Wiege stand am Webstuhl meines Vaters."

die Worte verloren ihren Zusammenhang vor unsern schlaftrunkenen Ohren, bis wir geweckt wurden durch die Steigerung der Stimme zum hohlen Ton der Beschwörung; die frische Luft einer Hoffnung auf Schluß wehte uns aus den Worten an: Minister im Staate Friedrichs des Großen, groß ist meine Frage, an Ihren Lippen hängt Deutschland, in banger Schwüle Ihre Entscheidung erwartend über die weltgeschichtliche Frage, welche die Herzen des Volkes bewegt, groß ist die Frage, groß sei Ihre Antwort! So ungefähr schloß er; der Minister des Auswärtigen erhob sich, aller Augen richteten sich auf ihn, in gespanntem Schweigen begierig zu hören, wie die Würfel über Europas Zukunft fallen würden. Die Spannung machte dem Gefühl allgemeiner Befriedigung Platz, als Herr v. Schleinitz erklärte, daß die Verhandlungen mit Österreich über eine neue provisorische Zentralgewalt noch schwebten und die Regierung fest bei dem Entschluß beharre, im Schoß des Verwaltungsrates mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften dahin zu wirken, daß eine baldige Feststellung des Termins für die Reichswahlen angebahnt werde; einstweilen sei der Verwaltungsrat bei Ausarbeitung der Geschäftsordnung für den Reichstag tätig. — Nach dieser Erklärung verließen die Zuhörer, über die Geschicke Deutschlands vollständig beruhigt, die Tribüne, und Herr v. Beckerath erteilte sich selbst den dankenden Händedruck im Namen Deutschlands.

14. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 17. Oktober 1849.[1])

— Da die Beschlüsse der beiden hohen Kammern die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen nicht geeignet sind, so interessiert es die Herren Urwähler vielleicht mehr, zu wissen, was ihre Vertreter gestern zu Ehren seiner Majestät gegessen haben; es folgt der Küchenzettel: Soupe, Purée von Hühnern, Cosommé à la jardinière mit Nocken, Salade de volaille, Kaviar, Kroketts, Ragout fin en Coquille, Schinken in Burgunder mit glasierten Zwiebeln, Rinderfilet, glacé mit Kartoffeln, Zander mit Champignonsauce, frischer Lachs mit

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 421 f.

Sauce Rémoulade, Sauerkohl mit Ragout von Hasen, Schoten à la française mit Kotelettes, Salmi von Rebhühnern aux truffes, Bavaroise von Ananas, Mehlspeise à la Lyonnaise, Wildbraten, Kapaunbraten, Kompotts, Salades, Krammetsvögel, Baumkuchen, Dessert, Eis.

Es versteht sich, daß außerdem Blumenkohl, graue Erbsen und dergl. gewöhnliche Genüsse à la discretion gereicht wurden, auch Elenn aus Ostpreußen fehlte nicht und konnten sich die Gäste während der Rede des Herrn Präsidenten der Ersten Kammer überzeugen, daß dieses Tier wenig Genießbares liefert; grobfaserig und nüchtern, wie jeder hirschgerechte Jäger das längst wußte, während Unkündige annehmen, es sei gemeines filet de bœuf. Der Charakter der Versammlung war übrigens musikalisch und um durch den Abstand würdigen zu können, wie schön die von einem Sängerchor vorgetragenen Quartetts waren, sangen die hohen Kammern wiederholentlich höchstselbst, mehr laut als wohlklingend, dazwischen. Das Preußenlied wurde zweimal mit Vorliebe von Anfang bis zu Ende gesungen, gefolgt von dem Prinz Eugen, dem Dessauer und dem Hohenfriedberger Marsch. Die Musik schien sich durch Vermittelung einiger Flaschen Champagner unter dem reaktionären Einfluß einer schwarz-weißen Minorität zu befinden, denn bei dem Versuch der zahlreichen Anhänger des § 111 des „Deutschen Vaterland“ da capo auszuführen, wurde nur die erste Strophe kaum zu Ende gebracht. Schließlich war die Illumination in den Köpfen der Volksvertreter ebenso glänzend wie auf der Straße. Dem Quartettlied „Des Jägers Abschied“ folgte der allgemeine Ruf nach Herrn Bornemann, der sich indessen entfernt zu haben schien, vielleicht um zu Hause vergleichende Versuche im Hammel- gegen den soeben genossenen Wildbraten anzustellen.

15. Loyalität der Steuerverweigerer (31. Oktober 1849.)[1]

□ Potsdam, 30. Oktober. Durch eine Notiz Ihres gestrigen Zuschauers wurde ich veranlaßt, den Artikel „□ Berlin, den

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 404—406.

25. Oktober" in der Kölner Zeitung nachzusehen und habe ich eine innige Genugtuung darüber empfunden, wie der günstige Umschwung der Zeit sich wider Willen auch in revolutionären Blättern betätigt. Dieses Blatt, welches noch vor einem halben Jahre von Demokratie und Drohungen strotzte, scheint nachgerade doch einzusehen, daß der Händedruck oder das Kopfnicken eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern ein bedeutendes Ereignis für einen Frankfurter Volkstribun ist. Das Evangelium der Schoppentrinker ist zu dem Bewußtsein gelangt, daß es jetzt für den ehemaligen Präsidenten des Frankfurter Parlaments eine denkwürdige Auszeichnung ist, wenn ihm ein Prinz des Königshauses, dem er vor wenig Monaten ebenbürtig gegenüberzutreten versuchte, die Hand reicht wie einem ehrlichen Manne; daß es der schwindenden Bedeutsamkeit des Finanzministers der Deutschen einen Anhalt gewähren kann, wenn das Volk erfährt, daß der königliche Sieger von Baden ihn einer Anrede gewürdigt habe. Nicht als ob wir es als einen reellen Gewinn für Preußen betrachteten, aber ein Symptom großen Fortschritts ist es, wenn die Männer, welche die berüchtigte Adresse des Zweiten Vereinigten Landtags verfaßten, die Männer, welche zur Zeit dieser Adresse eine Regierung des Prinzen von Preußen für unmöglich hielten und das Wort Regentschaft fallen ließen, die Männer, welche Preußen im November v. J. ein Ministerium und im April d. J. eine Verfassung mit prokonsularischer Anmaßung oktroyieren wollten, wenn diese Männer, gleichgültig, aus welchen Motiven, zu der Erkenntnis gelangt sind, daß ein Wink, ein Mienenspiel des preußischen Thronerben schwerer wiegt als die Gesamtheit ihrer souveränen Parlamentsbeschlüsse, und daß die Zinnen des Frankfurter Olymp erbeben, wenn die irdischen Götter auf unsern Hügeln an der Havel das Haupt bewegen. Der Kölnische Artikel erweckt uns dasselbe Gefühl der Befriedigung, welches wir empfanden, als auf dem Feste, welches Se. Majestät den Kammern in Sanssouci gab, die parlamentarischen Posa die gewandtesten Märsche und Kontermärsche ausführten, um das Auge des Herrschers auf sich zu lenken, dessen Autorität sie so oft verkannt hatten; oder als wir erfuhren, wie die Herren Camphausen, Wentzel, Dyhrn sich aus ihrer politischen Unbedeutendheit aufgerichtet fühlten und einen gerechten Titel auf die

Aufmerksamkeit andrer erworben zu haben glaubten, weil die Huld einer hohen Frau sie ausgezeichnet hatte. Solche Dinge beweisen uns, wie auch die perversesten politischen Anschauungen das tief im menschlichen Gemüt wurzelnde Bewußtsein von der übermenschlichen Natur königl. Gewalt nicht zu untergraben vermögen. Es gibt noch eine Fürstengewalt, solange ein Sonnenblick fürstlicher Gnade noch imstande ist, ein wundes Gewissen zu heilen und seichten Schwätzern in den eigenen wie in andrer Augen Bedeutung zu verleihen. Im Widerspruch mit Ihrem Zuschauer möchte ich aber den ☐ Korrespondenten in einer gesellschaftlich niedrigeren Sphäre, als in der des bekannten blumenreichen Abgeordneten [1]) suchen; es ist offenbar jemand, der den Gedanken des Anblicks hoher Herrschaften nur mit dem neugierigen und aufdringlichen Getümmel bei feierlichen Aktionen oder offiziellen königlichen Reisen verbindet und der dem hiesigen Terrain so fremd ist, daß er annehmen kann, jene Herren, die seiner Meinung nach von höchster Ungnade so schwer betroffen sind, könnten irgendwie das Bedürfnis empfinden, sich gerade bei einer öffentlichen Gelegenheit an die hohen Herrschaften zu drängen. Indessen, so spießbürgerlich die Kölnerin auch als Hofschranze sich aufspielen mag, wir freuen uns des Zeichens der Zeit, daß es so weit gekommen ist mit ihr und den Brutussen des Gürzenich.

16. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 8. November 1849. [2])

— Lieber demokratische Stricke, lieber einsame Haft, ja lieber noch Winzler hören als die wässerigen Produkte von Ratibor. Wer ist Winzler? höre ich Sie, der Sie nicht selbst in die Kammer zu gehen brauchen, bestürzt fragen. Das will ich Ihnen sagen. Es ist ein Kleinkrämer aus irgendeiner deutschen Stadt in der Niederlausitz, nur dadurch merkwürdig, daß er mit dem Minister v. Manteuffel in einem Wahlkreise gewählt ist, der aber mit kleinstädtischer Dreistigkeit, er mag etwas von der Sache verstehn oder nicht, zum Schrecken seiner Zuhörer,

---

[1]) Abg. Beckerath.

[2]) Bismarck-Jahrbuch Bd. III, S. 422 f.

aber vielleicht zur Freude der Bewohner von Betschau und Dobrilugk, das Wort ergreift und in einer Verwechslung, die wir ihm verzeihn, zur hohen Kammer so unbefangen spricht, als hätte er eine Sonntagsversammlung von Eingeborenen des Spreewaldes vor sich. Auf dieser Verwechslung beruht es vermutlich auch, wenn dieser ehrenwerte Lusate, der sich erinnert, vor den Schustern von Kalau niemals ohne donnernden Beifall gesprochen zu haben, mit den Stenographen darüber rechtet, wo zum T..... die stürmischen Bravos geblieben seien, die er bei seiner Rede von allen Seiten der Kammer gehört habe.

— Es waren ja wohl 300 Füchse, die jener große Simson, der Wrangel von Judäa, mit Feuerbränden zwischen den zusammengezogenen Schwänzen in die Felder der Philister schickte. Dem modernen Simson war es nur mit 38 Mielentz-Konstitutionellen gelungen, sie einzufangen und gegen die ministeriellen Weizenfelder loszulassen. Sogar Alfred der Konstitutionelle wurde zur treulosen Delila an seinem Herrn und Meister, wahrscheinlich in Erinnerung an den heimischen Empfang jener ostpreußischen Abgeordneten, welche auf dem Vereinigten Landtag Curtius gespielt haben, indem sie die ganze Ostbahn in den gähnenden Schlund ihres Konstitutionalismus warfen. Der starke Sohn Manoah's begrub sich und seine Freunde unter dem Bau, welchen er einriß; möge daher der moderne Schüler Spinoza's, wenn er an den Säulen, welche das Staatsgebäude stützen, zu rütteln fortfahren will, mit uns seinem Schöpfer danken, daß er mit seinem biblischen Ahnherrn in diesem Unternehmen nichts gemein hat als die Blindheit.

17. Agrargesetz (2. Dezember 1849).[1]

Wenn wir auch die Vorlage des Agrargesetzes als ein drei Monat altes fait accompli betrachten und einer prinzipiellen Beurteilung nicht mehr unterwerfen wollen, so würde uns doch die Haltung, welche diesem Gesetz gegenüber in der Kammer von den Organen der Regierung beobachtet wird, mit Schmerz erfüllen. Wir können es nicht billigen, wenn die unbestreitbaren Rechtsverletzungen des Gesetzentwurfs von dem Ministerium damit entschuldigt werden, daß in andern Ländern noch

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 406—408.

Schlimmeres geschehn sei, daß auch bei uns noch weitergehende Forderungen laut geworden seien; wenn der Kommissar der Regierung, Herr Schellwitz, die Bitterkeit der Verletzten dadurch steigert, daß er ihnen mit advokatischer Spitzfindigkeit zu beweisen sucht, sie seien gar nicht verletzt. Den Bruch des Vertragsrechts durch § 52 verteidigt er, indem er einen Unterschied zwischen formellem und materiellem Recht macht und ersteres dem letzteren unterordnet. Streitigkeiten über formelles Recht entscheidet leicht ein Erkenntnis, der Begriff des materiellen Rechts, wie ihn der Kommissar der Regierung versteht, ist ein weiter. Der Barrikadenkämpfer sucht dem, was er für materielles Recht hält, mit Pflastersteinen den Sieg über das formelle Recht zu verschaffen, und den Einwand, daß er hierzu verfassungsmäßig nicht berufen sei, schiebt er als einen formellen zur Seite. Der Kommunist, welcher Eigentum für Diebstahl hält, sucht durch Ausübung des letztern eben nur dem Recht, welches er für das materielle hält, dem formellen Recht der Gesetze gegenüber Geltung zu verschaffen. Derselbe Kommissar erklärt außerdem, ein Ablösungsgesetz könne überhaupt nicht zustande kommen, wenn die Berechtigten sich kein Opfer wollten gefallen lassen. Was würde dieselbe Regierung, deren Kommissar dies sagt, einer Eisenbahngesellschaft entgegnen, welche erklärt, ihre Eisenbahn nicht bauen zu können, wenn sie für die dazu nötigen Abtretungen von Grund und Boden Entschädigung zahlen sollte? Sie würde von der Eisenbahngesellschaft eine genaue Beachtung des § 8 der Verfassung verlangen, während die Wächterin des Rechtes selbst, die Obrigkeit, sich von der Beobachtung der von ihr selbst gegebenen Bestimmung dispensiert, indem die gestrige Erklärung des Ministeriums jedes Eingehen auf irgendweche Staatsentschädigung ablehnt. Das Ministerium beruft sich zur Rechtfertigung des 18fachen Ablösungsbetrages auf die Motive des Gesetzentwurfs und des Kommissionsgutachtens. Diese Motive lassen sich auch auf die Staatsgläubiger anwenden. Letztere haben ein Recht auf eine Rente, ohne den Kapitalbetrag derselben willkürlich kündigen zu können, wenn ihnen auch, im Fall der Staat als Verpflichteter ablösen will, das formelle Recht auf das stipulierte Kapital von 100 Tlr. für $3^1/_2$ Tlr. in derselben Art zusteht, wie den von § 52 des Agrargesetzes betroffenen Renteberechtigten. Da nun

inzwischen der Zinsfuß auf 5 % gestiegen ist, so geben 70 Tlr. 3 1/2 Tlr. Rente, und die Mühe der Erhebung, die Unsicherheit von Staatspapieren in Zeiten der Revolution, die Annehmlichkeit des baren Geldes rechtfertigen den weiteren Abzug auf den 18fachen Betrag der Rente, so daß der Staatsgläubiger mit 63 Tlr. bar Geld für 3 1/2 Tlr. Rente vollständig abgefunden ist. Ein anderes Beispiel: eine Pfarre von 300 Tlr. Einkommen in Renten, wie es deren viele gibt, erhält von ihren wohlhabenden Pflichtigen (Rittergutsbesitzern usw.) den 18fachen Betrag mit 5400 Tlr. bar. Hypothekarisch sicher untergebracht, gewähren diese zu 4 %, denn höher geht es einmal nicht, 216 Tlr., in Pfandbriefen, zum Kurs von 95 angelegt, ein Nominalkapital von 5670 Tlr., welches zu 3 1/2 % 198 Tlr. 13 1/2 Sgr. [gewährt]. Soll der Pfarrer davon leben und alle Bedürfnisse bar bezahlen? und wer ersetzt den Ausfall? Die schwerste Krankheit der Zeit ist die Abschwächung des Rechtsbewußtseins, und wenn die Obrigkeit den Beruf hat, dieser Krankheit heilend entgegenzutreten, so fragen ihre Träger, ob sie selbst glauben, diesen Beruf durch die Art, wie sie die Prinzipien des Agrargesetzes verteidigen, zu erfüllen. Wenn die Regierung auf die Sympathien aller derer, welche in ihren Rechten gekränkt werden, einschließlich der Berechtigten an städtischen Kämmereien, Pfarren, Schulen, Kirchen, irgendwelchen Wert legte, so hätte sie die ungerechten Bestimmungen dieses Gesetzes nicht nur für offene Fragen erklären, sondern auch als solche behandeln sollen, indem sie die Verteidigung derselben dem in dieser Frage ganz ministeriellen Abgeordneten der Linken überließ. Dann würde es ihr auch gelungen sein, den Gefühlen einer Partei, welche in Gemeinschaft mit allen den Elementen, die ihr angehören und aus ihr hervorgehen, einen entschiedenen Anteil an der Herstellung und Erhaltung der Ordnung in Preußen hat, viel von ihrer Bitterkeit zu nehmen.

18. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 4. Dezember 1849.[1])

— Die von uns vorgestern besprochenen unglücklichen Verhältnisse in der Zweiten Kammer, den 18fachen Betrag der Rentenablösung zu

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 423 f.

verteidigen, hat der Herr Finanzminister durch den allerunglücklichsten vermehrt, indem er, um darzutun, daß 18 Rtlr. ein hinreichendes Äquivalent für 1 Rtlr. Rente sei, den abzufindenden Berechtigten den Rat erteilte, mit dem Ablösungskapital vorteilhafte Ankäufe von Grundstücken zu machen und dann ihr Einkommen durch einen lukrativen Betrieb des landwirtschaftlichen Gewerbes zu steigern. Es ist allerdings oft vorgekommen, daß Güterspekulanten durch vorteilhafte Ankäufe ihr Vermögen verdoppelt und verdreifacht haben und manche Gewerbe sind noch viel lukrativer als das der Landwirtschaft. Mit Rücksicht darauf hätte der Herr Minister der renteberechtigten Reaktion allenfalls noch viel tiefer ins Fleisch schneiden können; oder es ließe sich auf diese Anschauung eine vorteilhafte Finanzoperation basieren, indem man den Kapitalisten im Wege der Expropriation zum öffentlichen Besten 28 % ihres Vermögens nimmt und sie durch den guten Rat entschädigt, den Überrest durch Spekulation und Gewerbebetrieb höher zu nutzen. Vorausgesetzt, daß sich der Herr Finanzminister mit dem Kultusministerium über den Gewerbebetrieb der Pfarren und Kirchen verständigt hat, so bietet die Industrie allerdings ein reiches Feld zur Anweisung von Entschädigungen für Expropriationen jeder Art. Trotz dieser überzeugenden Beweisführung durch den Finanzminister fanden sich doch in der jetzigen Kammer nur 77 Mitglieder, die so weit links stehen, daß sie mit dem Ministerium stimmen konnten, alle übrigen gehörten zur reaktionären Opposition unter Leitung desselben Herrn von Patow, welcher das Promemoria des Herrn Hansemann unterzeichnete, der früher verabschiedet wurde, weil er zu weit links, und jetzt nicht wieder angestellt werden kann, weil er zu weit rechts geht. (Variation über ein Thema aus: „la gazza ladra“.)

19. Zu den Wahlen für Erfurt (13. Januar 1850).[1]

Von Mitgliedern der entschiedenen Rechte in beiden Kammern und gleichgesinnten Männern außerhalb der Kammern ist nachstehender Aufruf erlassen:

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 408—411.

Preußen!

Der König ruft, da darf der Sohn des Vaterlandes nicht fehlen, darum rüstig zu den Wahlen für Erfurt! Laßt uns seinem Rufe folgen, um ihn in der erhabenen Absicht zu unterstützen: Deutschland eine der Einheit und der Würde der Nation gemäße Verfassung zu bereiten. Laßt uns seinem Rufe aber auch folgen, um das Vaterland vor der Gefahr zu bewahren, mit welcher der Entwurf unserer Regierung und ihrer Verbündeten Preußen und dadurch auch Deutschland bedroht.

Nach diesem Entwurfe hat Preußen, das 16 Millionen unter 24 in den engeren Bundesstaat bringt, im Staatenhause nur 40 Stimmen unter 133, und im Fürstenkollegium nur 1 Stimme unter 5. Bloß im Volkshause, das überall weniger Gewähr bietet, ist es nach Verhältnis vertreten. So kann die Mehrheit der kleineren Staaten endgültig beschließen über Preußens landwirtschaftliche und gewerbliche Verhältnisse, über seine bürgerliche und peinliche Rechtspflege, ja über das, was vor allem sein Hort und sein Ruhm ist, über Preußens Heereseinrichtung. Statt daß Preußen der mächtige Schirm für die von der Revolution unterwühlten Staaten würde, geriete es in Abhängigkeit von ihnen und müßte sich von der Revolution übermeistern lassen. Das ist nicht ein Opfer für Deutschland, es ist eine Aufopferung Deutschlands. — Aber noch ein anderes! — Jene Grundrechte, die Errungenschaft der Revolution, welche zugunsten der Zügellosigkeit politischer Umtriebe die Sicherheit der öffentlichen Ordnung und damit das öffentliche Vertrauen und den Wohlstand zum Opfer bringen, welche den christlichen Eid und die christliche Eheschließung und die christliche Schule dem Volke entziehen, haben in dem Entwurf der deutschen Verfassung noch ihren breiten Sitz aufgeschlagen, während die revidierte preußische Verfassung durch Eure Vertreter beträchtlich von ihnen gereinigt ist. Die deutsche Verfassung, nach der ja (laut Art. 111) die preußische nachher abgeändert wird, macht also das ganze Werk Eurer Vertreter wieder zunichte.

Gerade deshalb hat die Partei, welche von Anbeginn in ihrem deutschen Reich die Vernichtung Preußens und den religionslosen Staat wollte, es zu ihrem Programm gemacht, den Entwurf durch einen Beschluß ohne alle Änderung anzunehmen. Sie will höchstens eine

nachträgliche Revision vorbehalten, von der es im voraus gewiß ist, daß sie uns keine Hilfe bringt, sowohl wegen § 194, welcher die Abänderung an zwei Drittel Stimmen in jedem Hause bindet, als auch selbst, wenn dieser Paragraph gestrichen würde, schon wegen jenes ungünstigen Stimmverhältnisses. Aber auch viele Wohlgesinnte haben sich diesem Programm angeschlossen, in der irrigen Meinung, daß doch nichts treuer und patriotischer sein könne, als anzunehmen, was unsere Regierung vorschlägt, ohne zu bedenken, daß unsere Regierung diese Verfassung ebensogut wie die vom 5. Dezember im Drange der Zeiten gegeben hat, und daß darum Treue und Patriotismus des deutschen Volkes es heischen, sie nicht anzunehmen, bevor die Gewähr der Ordnung und die königliche Macht und alle die der Revolution geopferten Güter in ihr wieder hergestellt sind.

Das ist die Gefahr, die dem Vaterlande droht, es ist keine geringere als die von 1813. Darum scharet Euch zu den Wahlen für Erfurt. Laßt alles dahinten, was sonst Euch trennen mag, und seid einmütig zur Rettung Preußens, zur Rettung Deutschlands. Wie das so schwierige Werk der Einigung und Verfassung Deutschlands am besten hinauszuführen, wie alle die gegeneinander laufenden Interessen und Aufgaben am besten zu versöhnen, darüber mögen die Ansichten immer auseinandergehen, darüber läßt sich auch ein Plan erst an Ort und Stelle durch Verständigung aller Wohlgesinnten fassen. Eins aber muß von vornherein feststehen, eine Losung müßt Ihr von Euern Vertretern fordern: Einigung Deutschlands nicht auf dem Untergang Preußens, sondern gerade auf Preußens Selbständigkeit und Preußens starkem Königtum und Preußens Heer, und Freiheit Deutschlands nicht auf dem Boden der Revolution, sondern auf dem Boden des Rechts und der Gesetzlichkeit und des unzerbrochenen Landes zu unserer ruhmvollen Vergangenheit und der Pflege der alten christlichen Gottesfurcht.

In diesem Sinn wünschen die Unterzeichneten die Abgeordneten für Erfurt gewählt zu sehen, in diesem Sinn haben sie aus ihrer Mitte ein Wahlkomitee gebildet und richten an Gleichgesinnte die Bitte, sich zur Erzielung guter Wahlen, namentlich zur Aufstellung geeigneter Kandidaten, die sie auf Erfordern namhaft machen werden, mit diesem

Komitee sich unter der Adresse des mitunterzeichneten Grafen von Krassow (Leipziger Straße Nr. 104) oder O. G. Assessor Bindewald (Hirschelstr. Nr. 17) in Verbindung zu setzen.

Wo Zeit und Umstände es gestatten, wird sich die Bildung eigener Lokal- und Bezirkswahlkomitees empfehlen.

Die jetzigen Mitglieder der hiesigen Kammern sind an der Annahme von Wahlen für Erfurt nicht behindert, da beide Versammlungen, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, gleichzeitig nicht tagen werden.

Berlin, den 10. Januar 1850.

Stahl. v. Gerlach. Graf Schlieffen. v. Kleist, Präsident a. D. v. Bethmann-Hollweg. v. Daniels. v. Schenckendorf. Uhden. v. Dewitz. Graf Voß. Hülsmann. v. Kleist-Retzow. Colsmann. Graf Krassow. v. Canitz. v. Kleist-Schweinitz. Graf Hochberg. Graf Schweinitz. Bindewald. v. Manteuffel. Graf v. Kanitz. Graf Eberhard zu Stolberg. Graf Wilhelm zu Stolberg. Keller (Duisburg). Bieck. Wilke, Geh. Ober-Tribunals-Rat. v. Bismarck-Schönhausen.

Es wird nur der Hinweisung auf die an der Spitze stehenden Namen bedürfen, um diejenigen Konservativen, welche von der Erfurter Versammlung nichts oder doch nichts Gutes erwarten und sich deshalb den Wahlen gegenüber lau verhalten oder ihnen gar den Rücken kehren wollen, zu tätiger Einwirkung und energischer Beteiligung zu veranlassen. Gerade die, welche Schlimmes von Erfurt besorgen, sollten in erhöhtem Maße dafür tätig sein, daß für Wahrheit und Recht dort kräftig gezeugt wird. Wo Männer, wie die genannten, das Banner der guten Sache entfalten, hat niemand eine Entschuldigung für stilles Zusehen und ruhiges Gehnlassen. Legitimistischer Pessimismus ist nicht unsere Sache, und auf kampflose Siege sollten wir am wenigsten rechnen. Darum sei der Anschluß an das Programm und an das in dessen Gemäßheit gebildete Komitee allen dringend empfohlen, welche Preußen und Deutschland der legalen wie der gewaltsamen Revolution nicht preisgeben wollen.

20. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 30. Dezember 1849.[1])

+ Wir machen unsern politischen Freund Herrn v. Kleist-Retzow auf ein in unserem heutigen Blatte befindliches Inserat aufmerksam und knüpfen daran die mahnende Frage, wie er es vor der Nachwelt zu verantworten gedenkt, wenn nach 30 Jahren in der Kammerwelt (nach 30 Jahren noch Kammern??? sehr sanguinisch-konstitutionelle Anschauung. Anmerk. des Zusch.) wieder ein Bismarck-Schönhausen auftaucht, und kein Kleist-Retzow dabei ist. Eheu, fugaces, Posthume, Posthume, labuntur anni!

Das Inserat lautete:

„Die gestern nachmittag erfolgte glückliche Entbindung meiner lieben Frau Johanna, geb. v. Puttkamer, von einem gesunden Sohne zeige ich ergebenst an.

Berlin, 29. Dezember 1849.

v. Bismarck-Schönhausen.“

21. Der Tauschhandel Camphausen (23. Januar 1850).[2])

Der Tauschhandel Camphausen soll nach dem, was über die Verhandlungen in der Kommission der ersten Kammer verlautet, dem armen sich widerwillig abwendenden preußischen Staate durch einen süßlichen Geschmack genießbar gemacht werden, den man der bittern Arznei zu geben versucht.

Man wagt nicht mehr die Behauptung in den Vordergrund zu stellen, daß der Katechismus des rechtgläubigen französischen konstitutionellen Systems es schlechterdings verlange, Preußen solle und müsse, kostete es ihm auch das Leben, seine Existenz von Jahr zu Jahr dem geistreichen Spiele der Abstimmung preisgeben: Aufstehn — Sitzenbleiben, — die Herren Schriftführer zweifelhaft, — Gegenprobe, — 167 gegen 163, — Namensaufruf, — die Herren Abgeordneten eilen in den Saal aus dem Zeitungskabinett und dem Frühstückszimmer, — Resultat: 176 gegen 174. Es ist doch am Ende

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 424.

[2]) Ebda., S. 411—413.

möglich, daß das dumme Volk der „sehr kleinen aber sehr mächtigen Partei der Kreuzzeitung“ glaubt, wenn diese täglich predigt, König und Vaterland sei noch etwas mehr wert als der hohe Genuß, ein so erhabenes Schauspiel von den Tribünen herab mit anzusehen oder in den Zeitungen zu lesen. Besonders die politisch so zurückgebliebenen östlichen Provinzen, die niemals unter Napoleon Freiheit studiert haben wie die „hochgebildete“ Rheinprovinz, scheinen diese schöne Errungenschaft gründlich satt zu haben und nach allen Symptomen fast schon in dem bedenklichen Stadium eines Widerwillens dagegen sich zu befinden.

Man sagt daher, es habe mit dem ganzen Artikel 108 soviel nicht auf sich. Erstlich sei er sehr dunkel, — dann sei ja die Regierung wegen der Ausgaben doch jedenfalls an die Zustimmung der Kammern gebunden, — neue Geldbewilligungen hingen ohnehin von den Kammern ab, — die Verträge mit den Zollvereinsstaaten liefen nach einiger Zeit ab, und es müsse dann doch auf die Kammern zurückgegangen werden, — endlich seien die doch jedenfalls nötigen Reformen der bestehenden Steuern nur mit Zustimmung der Kammern möglich.

Beleuchten wir kürzlich diese Behauptungen, die bestimmt sind, den Kern der Frage zu verhüllen.

„Die bestehenden Steuern und Abgaben werden fort erhoben, und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetze und Verordnungen bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden.“ Diese Worte des Art. 108 sind für eine kräftige Regierung, die mit gutem Gewissen fest auf ihrem Rechte (das zugleich ihre Pflicht ist) steht und deshalb ein treues Volk hinter sich hat, so deutlich, als sie sie nur wünschen kann, besonders seit die siegreichen Verteidiger des Artikels 108 in der Ersten Kammer jeden Staub der Unklarheit davon abgewischt haben.

Über die Staatsausgaben sagt die Verfassungsurkunde kein Wort weiter als im Artikel 98: daß „sie für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalt gebracht werden müssen, und daß der Staatshaushalt jährlich durch ein Gesetz festgestellt werde“. Zu einem Gesetze ist bekanntlich nichts wesentlicher als die Zustimmung

der Regierung. Was geschehen soll, wenn kein solches Gesetz zustande kommt, davon sagt die Verfassungsurkunde nichts. Wir können keine Verlegenheiten absehen, die hieraus für eine energische, gerechte und sparsame Regierung entstehen könnten.

Wenn neue Geldbewilligungen nötig sind, wenn die Regierung diese Notwendigkeit klar macht und die Kammern sie dennoch verweigern, dann hat die Regierung, fußend auf die durch Artikel 108 fundierten Einnahmen, welche die laufende Verwaltung sicherstellen, eine so feste Stellung inne, daß sie in derselben getrost und der treuen Hilfe des Preußenvolkes gewiß das nahe und gerechte Gericht des Landes erwarten kann, dem die Kammern unfehlbar verfallen würden. Ganz anders, wenn die Regierung das Recht der Kammern, den Staat stillzustellen, als stets bereite und leicht bewegliche Hebel, Ministerien aus dem Sattel zu heben, nach der afterkonstitutionellen Schablone anerkannt hätte.

Der Ablauf endlich der Verträge mit den Zollvereinsstaaten und die nötigen Reformen der Steuern machen allerdings ein Zurückgehen auf die Kammern nötig. Aber es ist nicht bloß ein großer, es ist ein entscheidender Unterschied, ob in solchen Fällen die Regierung sagen kann: „Genehmigt ihr meine Vorschläge nicht, so bleibt es beim alten, und euch trifft die Verantwortung, daß wir das bessere Neue entbehren", — oder ob alsdann, wie die unerbittlichen Vorschriften einer Pariser charte vérité es erfordern, die Regierung der Theorie nach hart am Rande des unendlichen Raumes im Weltall steht, in der Wirklichkeit aber von den 176 gegen 174 endgültig sich muß sagen lassen: „Steh auf, damit ich Platz nehme."

Also: halte, was du hast, und laß dir niemand deine Krone rauben. Denn von der Krone — von der Krone des Königs — von nichts Geringerem ist die Rede.

Zugleich wagt man die Königliche Botschaft mit der Behauptung einer gerade jetzt sehr lebendigen Ungunst des Volkes gegen erbliche Vorrechte anzugreifen. Man scheut sich nicht, hinter der mächtig fortschreitenden Zeit zurückbleibend, ganz naiv so zu reden, als wäre man, in diesem kalten Januar 1850, noch mitten in der tollen Hitze des Sommers 1848. Nicht gegen erbliche Vorrechte, welche die Basis alles

Eigentums, die Basis der Monarchie, die Basis aller Freiheit sind, empfindet das Volk Ungunst, wohl aber gegen die unleidliche, bis ins Lächerliche vervielfältigte Wählerei, mit der man es überschüttet und durch die man alle natürlichen und eingelebten Verhältnisse von des Königs Thron bis hinab in die kleinste Dorfgemeinde widernatürlich auflöst und als dürren Mechanismus wieder aufzubauen vergeblich versucht. Der 24. und der 31. dieses Monats werden nicht, ohne daß Preußen neue Erfahrungen macht, vorübergehn, und diese Erfahrungen werden auch der ferneren Entwicklung der Krisis zugute kommen, welche die Königliche Botschaft nur beschleunigt, nicht herbeigeführt hat. Es ist schwer, auch nur zu denken, daß unsere Staatsmänner nicht sehen sollten, was nachgerade jeder sieht, daß der abnehmende Mond der in Frankreich bereits untergegangenen Staatsweisheit nicht lange mehr am Firmamente Deutschlands sein mattes Licht wird leuchten lassen.

22. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 16. Februar 1850.[1])

+ Wir sind autorisiert, diejenigen Äußerungen, welche mehrere Zeitungen dem Herrn v. Bismarck-Schönhausen, bei Gelegenheit seiner Wahl nach Erfurt, in den Mund gelegt haben, für unrichtig zu erklären. Namentlich hat Hr. v. B. nicht erklärt, daß er dahin wirken wolle, daß in Erfurt überhaupt nichts zustande komme, noch weniger hat derselbe die Übereinstimmung irgendwelcher hochgestellter Personen mit seinen Ansichten auch nur entfernt angedeutet. Wir erhalten auf diesem Wege auch die Bestätigung unseres schon vor mehren Tagen gefällten Urteils über die komische Absurdität der Augsburger Zeitung in bezug auf einen Wahlpuff. Die Brandenburger Bevölkerung ist hinreichend preußisch gesinnt, um keiner ungewöhnlichen Reizmittel ihrer schwarzweißen Sympathien zu bedürfen. Zur Notiz für die mit preußischen Verhältnissen wohl nicht mehr im gleichen Maße wie früher vertraute Augsburgerin bemerken wir noch, daß die Stellung eines Konrektors in Preußen eine zwar achtbare, aber doch

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 424 f.

nicht übermäßig hohe ist, und daß zwei Stimmen unter fast 200 einem Konkurrenten gerade nicht den Charakter eines „gefährlichen" verleihen, zwei Preußen flößen hierzulande ihren Gegnern nicht so viel Besorgnis ein, wie etwa in der bayrischen Pfalz.

23. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 30. April 1850.[1])

— Man erzählt sich, daß der Präsident des Staatenhauses in der letzten Sitzung den Grafen Dyrhn „wegen seiner körperlichen Erscheinung" zur Ordnung gerufen habe. Der Herr Präsident liebt schlanke und elegante „körperliche Erscheinungen" in zugeknöpften Leibröcken nicht nur im Spiegel, sondern auch im Parlament zu sehn und soll finden, daß der Verein Dyhrn die Grenzen parlamentarischen Embonpoints auf eine ordnungswidrige Weise zu überschreiten anfängt.

— Einer der preußischen Abgeordneten, welcher vor kurzem auf der Tribüne in Erfurt die schwarzrotgoldenen Farben angriff, hat von Leipzig aus unter der Bezeichnung eines „als unverkäuflich zurückgesetzten Meßartikels" eine Rolle von 50 Ellen schönen, neuen schwarzrotgoldenen Bandes geschickt erhalten. Der Empfänger soll sich in großer Verlegenheit über die zweckmäßige Verwendung dieses Geschenkes befinden.

24. Die Stellung des Herrn von Radowitz (18. August 1850).[2])

Die Stellung des Herrn v. Radowitz zur preußischen Regierung wird heute von dem ministeriellen Journal verteidigt gegen die Angriffe, die man vom Standpunkte des „wahrhaft konstitutionellen Staatsrechts" aus gegen dieselbe erhoben hat. Das Ministerium wäre vollkommen berechtigt, heißt es, den Rat der Männer zu hören, denen es vertraut, und denselben zu befolgen, wenn es dies zu verantworten gesonnen wäre.

Das finden wir entschieden richtig. Man müßte in Wahrheit

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch. Bd. III, S. 425.

[2]) Ebda., S. 418 f.

den Staat für ein totes Räderwerk, die Minister für Automaten halten, wenn man nicht zugeben wollte, daß sie sich Rats erholen, und es möchte sehr fraglich sein, ob jene „echt konstitutionellen“ Eiferer auch dann noch an ihrer Theorie festhalten würden, wenn sie zu Assessoren des Staatsministeriums ernannt würden und als solche im Hotel Brandenburg Sitz und Stimme hätten.

Also nicht, daß die Minister sich raten lassen, kann man ihnen vorwerfen; wohl aber, daß sie noch heute den Rat des Mannes befolgen, der das Dreikönigsbündnis erfand und die „Reichsverfassung“ voll Heppenheimischer Devisen und paulskirchlicher Mottos und der in den Berliner Kammern die Zukunft des 26. Mai pries; des Mannes, unter dessen Assistenz dann aus den drei Königen die Union eines Königs sich entwickelte, die Union des Königs von Preußen mit einigen kleinen Fürstentümern, auf daß deren liberale Volksvertreter partizipierten an dem Regimente des Hohenzollern; des Mannes, der als „kräftiger Vertreter der deutschen Sache“ es dahin gebracht hat, daß Deutschland in nie dagewesener Verwirrung daniederliegt und daß trotz der Siege unserer Armee im Sommer des vorigen Jahres Preußen heute eine einflußlose Stellung in Deutschland und Europa hat.

Solchem Ratgeber hat das Ministerium Folge geleistet; das ist's, was wir ihm aufs neue vorwerfen am Todestage des Großen Königs.

25. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 10. Oktober 1850.[1]

— (Eingesandt) Schönhausen, 6. Okt. Aus Ihrem Zuschauer ersehe ich in meiner ländlichen Einsamkeit, wie sich die Kölner Zeitung schreiben läßt, daß ich einen Giftmischer suche.[2] Da

[1] Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 425 f.

[2] In der Kreuzzeitung vom 4. Okt. war zu lesen: + — Die Kölnische Zeitung meldet in Nr. 225 de dato Berlin vom 29. folgende greuliche Räuber- und Mordgeschichte:

„Die Herren Kreuzritter scheinen ihre Haltung noch nicht ganz wiedererlangt zu haben und begehen Ungeschicklichkeiten in ihrem Grimme. So äußerte neulich

ich infolgedessen befürchten muß, von Lesern des rheinischen Blattes mit unfrankierten Anstellungsgesuchen überhäuft zu werden, so erkläre ich, daß ich einen derartigen Wunsch, selbst im Scherz, neuerdings nicht ausgesprochen habe. Auch bin ich seit Vertagung nicht mit Herrn v. Kleist-Retzow in einer „zahlreichen Gesellschaft“ gewesen und sind mir überhaupt in den letzten Monaten nur solche „zahlreiche Gesellschaften“ vor Augen gekommen, deren Mitglieder mir zu tief in der Wolle und, wie ich mir schmeichle, in ziemlich feiner, zu sitzen scheinen, als daß ich bisher von ihnen erwarten konnte, sie würden sich zu Korrespondenten eines demokratischen Blattes hergeben.

Zur Beruhigung der Kölner Redaktion und aller, die es sonst angeht, versichere ich ausdrücklich, daß ich mich augenblicklich in der ebenso seltenen als angenehmen Lage befinde, niemand vergiften zu wollen, namentlich seit unter meinen damaligen politischen Gegnern die Neigung zum Selbstmorde eine befriedigende Verbreitung findet. Sonst könnte die Kölner Zeitung, wenn sie es nicht ohnehin wüßte, sich aus ihrem eigenen Korrespondenzartikel überzeugen, daß ein Giftmischer heutzutage dem, der ihn verwenden will, weniger als jemals fehlt. Der Verfasser jener Notiz ist jedenfalls derselbe Geschäftsreisende, welcher mir in diesem Sommer im Coupé erzählte, daß er vor zwei Tagen in Leipzig mit Herrn von Bismarck-Schönhausen gegessen habe, und meine bescheidenen Zweifel an der Möglichkeit dieses Faktums mit der Versicherung niederschlug, daß er Herrn v. B. sehr genau kenne und selbst über das Erfurter Parlament mit ihm gesprochen habe. Ich vermutete gleich in diesem Herrn einen Korrespondenten der Kölnischen Zeitung.

Bismarck-Schönhausen in zahlreicher Umgebung: daß ihm jetzt ein Giftmischer fehle. Kleist-Retzow saß daneben und schwieg! Der Scherz wird seine ärgerliche Seite haben!“

„Tante Brüggemann und Onkel Dumont jrault es bereits vor der Aqua Toffana, die uns die reiche Erbschaft verschaffen soll. Ja, ja — —

Sie hat die Jungen,
Sie hat die Jungen
Mit einer Fabel umjebrungen!“ —

26. Zur schwebenden Frage (19. November 1850).[1]

Wenn man die Spenersche Zeitung und andere Blätter von verhüllter revolutionärer Tendenz liest und ihnen Glauben beimißt, so kommt man zu dem Grundsatz, daß keine Friedensbedingungen für Preußen sich erdenken ließen, die so vorteilhaft wären, daß nicht ein Krieg gegen Österreich und Rußland noch vorteilhafter sein sollte. Durch dies Übermaß von Kriegslust verraten jene Blätter und ihre Schreiber, daß es ihnen nicht darum zu tun ist, Preußen eine seiner würdige Stellung in Deutschland gesichert zu sehn, sondern darum, Preußen für die offene und verdeckte Revolution auf den Kampfplatz gegen das monarchische Europa zu treiben. Darin liegt der Unterschied unserer Stellung und der der Gothaischen Partei: solange Preußen, dem schwarz-weißen Preußen, nicht die mit Österreich überall gleiche und vor allen übrigen bevorzugte Berechtigung in Deutschland durch klare und vollgültige Verträge gesichert ist, so lange wollen auch wir Krieg; die Gothaische Partei will Krieg, solange noch in irgendeinem deutschen Staate vor- oder nachmärzliche Revolutionsgelüste gegen die Fürsten durch preußische Waffen unterstützt werden können. Unsre Forderungen an Österreich, wenn Krieg vermieden werden soll, gehn dahin, daß vor allen Dingen das Ehrgefühl des preußischen Heeres nicht durch fernere rückgängige Bewegungen unserer Truppen verletzt werde, daß der einseitige Bundestag auf Anerkennung verzichte, daß in freien Konferenzen, die aber nicht in Wien stattfinden können, zwischen Österreich und Preußen die vollste Gleichberechtigung dieser beiden Mächte unter sich und ihre gleichmäßige Bevorrechtung in Deutschland vor den minder mächtigen Staaten, sowie das freie Unierungsrecht für jede der beiden Mächte klar und in einer bestimmten, nicht zu langen Präklusivfrist festgestellt werde. Erreichen wir das nicht, dann muß auch unsre Partei mit dem Spruch unserer Vorfahren rufen: — dat walde Gott und kold Isen! Der casus belli für die Partei Gotha liegt auf einem anderen Gebiet; sie verlangt den Schutz des preußischen Heeres für ihre politischen Glaubensgenossen in Hessen, Württemberg, Sachsen und Holstein; aber lange

[1] Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 414 f.

genug haben unsere tapferen Krieger ihr Blut fremden, dem preußischen Geiste feindseligen Tendenzen fließen sehn; Preußen kann nicht länger sein eignes Interesse der Romantik eines irrenden Ritters für „unterdrückte“ Völker und Völkchen opfern; es hat jetzt die Wahl, durch seine Mobilmachung allein mehr zu gewinnen, als ein glücklicher Feldzug oder eine glückliche Durchführung der Politik des 26. Mai ihm jemals bieten konnte, oder die ihm endlich und friedlich in den Schoß fallende Frucht jahrelanger Opfer von sich zu werfen und Gewinn oder Untergang von einem Kampf gegen Europa abhängig zu machen, den kein Soldatenherz scheuen wird, wenn es sein muß, dessen Ausgang aber in Gottes Hand steht, nicht bei uns.

27. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 6. Dezember 1850.[1]

Zeitungsartikel in gegnerischen Blättern veranlassen mich, zu erklären, daß mir bei der in der Kammersitzung vom 3. cr. getanen Äußerung, daß ich „für beide Parteien in Hessen keinen Schuß Pulver verbrennen wolle“, nicht der Minister Hassenpflug als eine dieser Parteien vorgeschwebt hat. Ich schreibe diesem Staatsmanne zwar politische Fehler zu, habe aber keine Veranlassung, geringschätzig von ihm zu sprechen oder zu denken.

v. Bismarck-Schönhausen.

28. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 11. Februar 1851.[2]

— Der Abgeordnete Winzler, welcher bekanntlich, um allen Parteien aufrichtig zu dienen, mit großer Charakterfestigkeit rechts sitzt und links stimmt, äußerte letzhin freudig bewegt, daß man bei den namentlichen Abstimmungen in der besseren Einprägung des Alphabets, dessen Reihenfolge zwar beobachtet werde, stets Fortschritte mache.

— Wie wir hören, war der von der zweiten Kammer abgewiesene

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 426.

[2]) Ebda., S. 426 f.

Antrag des Abgeordneten v. Vincke zugunsten des ausgewiesenen Schriftstellers Hoffmann tatsächlich vollkommen überflüssig und daher um so mehr eine bloße Demonstration gegen die Regierung, weil bereits, auf Grund eines direkten Anschreibens des rc. Hoffmann an das Staatsministerium, von diesem selbst alle erforderlichen Schritte geschehen sind, um seiner Beschwerde durch Rücknahme der Ausweisung Abhilfe zu schaffen.

29. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 12. Februar 1851.

— Der Abgeordnete Beseler fragte in der letzten Kammersitzung (Sonnabend) bei Beratung einer Petition, „ob nicht über die Existenz des ihm unbekannten pommerschen Kommunallandtages Auskunft erteilt werden könnte". Der Herr Professor würde sich diese Doktorfrage selbst sehr leicht haben beantworten können, wenn er den von ihm als Gesetzgeber mitberatenen Artikel 69 der Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung vom 11. März vorigen Jahres gelesen hätte, welcher wörtlich lautet: „Die bisherigen kommunal-landständischen Einrichtungen bleiben in Wirksamkeit, solange dieselben nicht durch besondere gesetzliche Bestimmungen anderweitig geregelt sind. Bis dahin haben die Mitglieder der Kommunallandtage und der von denselben gewählten Kommissionen ihre Funktionen fortzusetzen. Auch können Ersatzwahlen stattfinden." Es ist eine eigentümliche Konsequenz der „eigentlich konstitutionellen" Phraseologen, welche den Rechtsstaat und die Gesetzlichkeit so gern im Munde führen, daß sie diejenigen Rechtsverhältnisse und gesetzlichen Einrichtungen, welche nicht zu ihren Lieblingsideen, z. B. Beseitigung aller wohlbegründeten provinziellen Eigentümlichkeiten oder Schutz eines ausgewiesenen fremdliterarischen Wählers, passen, ängstlich ignoriern oder keck in Frage stellen.

30. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 8. März 1851.[1])

— Die zweite Kammer hat gestern wieder einmal bewiesen, wie

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 427 f.

unberechtigt eine solche Versammlung ist, über die Einzelheiten des Staatshaushalts zu beraten. 15 000 Tlr. für diplomatische Kuriere erscheinen ihr zu viel, während andre Großmächte das Zehnfache dafür ausgeben; müssen in einem Jahre zufällig zehn Kuriere, unter Benutzung von Extrazügen, nach Petersburg und zurück, so sind 15 000 Taler verbraucht. Ohne Geld kann keine Diplomatie etwas leisten, und wenn unsre wichtigsten Depeschen mit gelegentlicher Benutzung auswärtiger Kuriere befördert werden sollen, so hat das doch seine Bedenken.

31. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 12. März 1851.[1])

— Der Kaiman von Königsberg[2]), durch geheime Fonds groß gesäugt, verleugnet seine alma mater und tritt gegen die eigne Amme in die Schranken. Doch ist solch Gebaren bei der Natur aller Reptilien weniger unbegreiflich, als daß ein berühmter deutscher Statistiker seine Vorträge in einem Patois hält, welches es allen seinen Kollegen unmöglich macht, die Gegend Deutschlands zu erraten, in welcher diese Mundart, wenn auch nicht gesprochen, so doch verstanden wird. Wir bitten den vielleicht mehr statistisch als sprachlich gebildeten Redner, aus den ihm zu Gebote stehenden Tabellen uns die gewünschte Aufklärung über die Himmelsrichtung geben zu wollen, in welcher sein kindlicher Mund die ersten Laute lernte, inzwischen aber einen deutschen Sprachlehrer in Nahrung setzen zu wollen, damit uns das Glück werde, in Zukunft seine Vorträge zu verstehen.

— Der Abgeordnete zur Zweiten Kammer, Professor Schubert aus Königsberg, konnte in der gestrigen Sitzung als Sachverständiger über die geheimen Fonds reden, denn als Redakteur der „Allgemeinen Königsberger Zeitung" empfing er früher, um ministeriell zu sein, aus geheimen Fonds für seine Person eine vierteljährliche Subvention von 800 Talern, also jährlich 3200 Taler. Daß dies zuviel ist, darin geben wir dem ebenso gelehrten als billigen Abgeordneten vollkommen recht.

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 428.

[2]) Professor Schubert.

32. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 14. März 1851.[1])

— Die Linke der Kammer hat sich gestern überzeugt, daß es nicht in ihrem Interesse liegt, als Gegner der Armee offen aufzutreten und daß es klüger sei sogar, die Regierung nicht anzugreifen, wenn es nicht geschehn könne, ohne die Armee zu verletzen. Herr v. Auerswald war in diesem Falle erkoren, heute die Rolle des Organs des gesunden Menschenverstandes zu spielen, und wir können ihm die Versicherung erteilen, daß ihm das viel besser steht als sein sonstiges Auftreten. Die Reduktion der Armeegehälter wurde von der Kammer fast einstimmig abgelehnt. Unter den fünf oder sechs Gegnern des preußischen Heeres befand sich der Geh. Rat Kette aus dem landwirtschaftlichen Ministerium und der Schulz Wunder aus Borntuchen, Abgeordneter einer durchaus konservativ und soldatisch gesinnten Bevölkerung eines hinterpommerschen Wahlkreises, der seinen Wählern schwerlich einen Gefallen damit tun wird, daß er sich von den maßlosesten Gegnern des Königs und der Regierung hat einfangen und leiten lassen.

33. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 22. März 1851.[2])

— Es ist ein wahres Glück für die zweite Kammer und die Berichterstatter, daß es keinen zweiten „Spinoza von Königsberg“ [3]) in ihr gibt, der am Schluß der Sitzungen in selbstgefälliger Breite Diskussionen über die Geschäftsordnung anfängt, welche keinen andern Zweck zu haben scheinen, als eine zierliche Seiltänzerei von fein gedrechselten Worten von den Zuhörern bewundern zu lassen, welche den Redner etwa noch nicht gehört haben. Gestern war das gelehrte Mitglied noch um 4 Uhr bemüht, dem Herrn v. Bismarck in längerer Rede zur Geschäftsordnung „einen Punkt aufs i“ zu setzen und schien es schmerzlich zu empfinden, daß sein Gegner sich zu so vorgerückter

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 428 f.
[2]) Ebd. S. 429.
[3]) Abgeordneter Simson.

Stunde auf einen Streit über „Interpunktationen“ nicht mehr einlassen wollte.

— Bezeichnend für die politischen Auffassungen der Oppositionspartei ist die Wichtigkeit, welche von ihr den dramatischen Verzierungen der Kammerdebatten beigelegt wird. Nicht genug, daß die „claque“ und die „cabale“ systematisch organisiert sind; die Großwürdenträger der Partei selbst sind mit der Exekutive in dieser Angelegenheit betraut, namentlich die Herren v. Vincke und Winzler; die „Bravo“ bei linken Rednern mit gedehnter Betonung der ersten Silbe rühren von Winzler her, wogegen Herr v. Vincke die in sein Departement fallenden „Hört, Hört“, „Sehr richtig“, sowie Zeichen von Hohn oder Heiterkeit und Murren in selten unterbrochener Folge und reichem Wechsel ertönen läßt, ohne jemals die anmutige Grazie der Stellung aufzugeben, welche die Zuschauer auf der Tribüne bewundern in einer durch weiches Zusammensinken der obern Körperteile bedingten plastischen Verkürzung derselben bis zur Herstellung einer dem Auge wohltuenden fleischigen Abrundung des Gesamtumrisses.

34. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 9. April 1851. [1])

— Herr Simson hat in der heutigen Sitzung erklärt, daß heutzutage niemand viel halte von den Begriffen, deren Bezeichnung mit „tum“ endigt. Daß Simson ein Gegner des Philistertums sein muß, wie er dies Beispiel denn mit sichtlicher Vorliebe erwähnte, war für niemand überraschend. Dagegen hat uns diese Äußerung einen Aufschluß darüber gewährt, wie dieser Philosoph, der stets logisch denkt und besonnen spricht, über das Königtum, das Christentum, das Judentum gesonnen ist. Wir haben geglaubt, daß er wenigstens für eine der beiden genannten Religionen eine Vorliebe werde bewahrt haben, und dem Königtum hat er offen bisher nicht abgesagt.

35. Aus dem „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 10. April 1851. [2])

— Ein starker Reaktionär! Bei einem Gastmahl in Altruppin

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 429 f.

[2]) Ebd. S. 430.

äußerte neulich ein Offizier der jetzt in dortiger Gegend stehenden Blücherschen Husaren: „Es wird nicht eher besser bei uns, als bis v. Kleist-Retzow und v. Bismarck-Schönhausen auf der Linken sitzen."

36. Die Erklärung der Rechten. (vom 15. April 1851).[1])

— Die Erklärung in der Zweiten Kammer über den vom Präsidenten Graf Schwerin neulich gegen den Ministerpräsidenten ausgesprochenen Ordnungsruf, welche in der Sonnabendssitzung zur Sprache kam, aber nicht verlesen ward, lautet wie folgt:

In Erwägung, daß in der 58. Sitzung der Zweiten Kammer vom 9. d. M. der Präsident Graf von Schwerin den Ministerpräsidenten Frhrn. von Manteuffel wegen einer von demselben in seiner amtlichen Eigenschaft getanen Äußerung zur Ordnung gerufen hat;

In Erwägung, daß der Präsident der Kammer die ihm als solchem zustehenden Befugnisse nur namens der Kammer und insoweit sie ihm mittels der Geschäftsordnung durch die Kammer übertragen sind, ausübt — der Kammer selbst wie jedem einzelnen Mitgliede derselben mithin das Recht und die Pflicht zusteht, die Äußerungen der amtlichen Tätigkeit des Präsidenten zur Erörterung zu ziehen, da widrigenfalls in ihrem Stillschweigen eine Billigung und Genehmigung derselben erblickt werden könnte;

In Erwägung, daß, wenn der Artikel 78 der Verfassungsurkunde den Kammern das Recht beilegt, ihren Geschäftsgang und ihre Disziplin ohne alle und jede Konkurrenz und Zustimmung der Staatsregierung festzustellen, andrerseits die natürliche und sich von selbst verstehende Begrenzung dieses Rechts in den Worten: „ihren Geschäftsgang", „ihre Disziplin" zu finden ist; — daß mithin, da die Staatsregierung, resp. deren Mitglieder, als solche keine Bestandteile der Kammer sind, den letztern verfassungsmäßig auch nicht die Befugnis zusteht, auf die amtliche Tätigkeit der Staatsregierung den Kammern gegenüber anwendbare Disziplinarvorschriften zu erlassen und durch das Organ ihres Präsidenten zu handhaben;

In Erwägung, daß es hiernach kaum noch des weiteren Nach-

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 415 ff.

weises bedürfen wird, daß die Annahme des Gegenteils in ihren sich von selbst ergebenden Folgerungen dahin führen könnte, den Mitgliedern der Staatsregierung die Ausübung der ihnen nach Artikel 60 der Verfassungsurkunde zustehenden Befugnisse tatsächlich im höchsten Maße zu erschweren;

In Erwägung, daß nach allem diesen der Präsident, sofern er durch eine von der Ministerbank geschehene Äußerung die Ordnung oder Würde des Hauses für beeinträchtigt hält, als Vertreter der Rechte desselben nicht über, sondern gegenüber dem betreffenden Mitgliede der Staatsregierung steht und nur von diesem Standpunkte aus die der Kammer gebührenden Rücksichten zu wahren hat;

In schließlicher Erwägung, daß, wenn auch im Widerspruch mit den verfassungsmäßigen Rechten der Räte der Krone der Geschäftsordnung Anwendbarkeit zugestanden werden sollte, dieselbe dem Präsidenten das in Anspruch genommene Recht nicht einmal beilegt:

Aus diesen Gründen

halten die Unterzeichneten sich für verpflichtet, zu erklären, daß dem Präsidenten der Kammer das Recht zum Ordnungsruf gegen die Minister Sr. Majestät, wenn sie als solche sprechen, nicht zustehe.

Berlin, den 11. April 1851.

(Folgen die Namen.)

37. Aus dem „Berliner Zuschauer" der Kreuzzeitung vom 1. Mai 1851. [1])

— ? Die Linke der Zweiten Kammer hat, um möglichst lange im Besitz der Tribüne und der Diäten zu bleiben, den Beschluß gefaßt, die Verhandlungen auf jede mögliche Weise in die Länge zu ziehen. Mittel dazu sind Anträge auf namentliche Abstimmungen und lange Reden. Die letzteren zu halten, hat Herr v. Vincke übernommen. Wir haben geglaubt, daß er sich dieser Aufgabe mit mehr Geschick entledigen würde; der zungengewandte Redner spricht zwar lange, aber wir hätten geglaubt, daß selbst die wenigen Gründe, welche die Brocken in der dünnen Brühe bilden, sich mit mehr Geist und auf

---

[1]) Bismarck-Jahrbuch, Bd. III, S. 430.

eine ansprechendere Weise breittreten ließen, als es dem Referenten für das Disziplinargesetz möglich zu sein scheint. Wenn derselbe aber für den müden Droschkengaul in sandigem Wege, an den seine gezwungene Redseligkeit erinnert, in gereizter Weise die Aufmerksamkeit der Kammer verlangt, so verbieten uns die Gesetze über Injurien, dieses Maß von Selbstüberschätzung unumwunden zu charakterisieren. So weit haben uns dreijährige Kammerverhandlungen wenigstens geholfen, daß geläufige Worte, Grobheiten und anspruchsvolle Betonung nichtssagender Phrasen höchstens noch den Redner selbst über die Leerheit seines Vortrages täuschen. Herr v. Vincke verzichtet nie auf das Wort als Referent und erreicht dadurch eine von Tage zu Tage ausgedehntere Verzichtleistung der Kammermitglieder auf das Zuhören, so daß er mehr und mehr der Kategorie Beckerath verfällt und täglich der Vermittlung des Präsidenten bedarf, um sich notdürftig Ruhe vor den Privatkonversationen seiner unaufmerksamen Kollegen zu verschaffen.

Welche Fülle von Witz, von Ironie und Satire liegt in diesen Beiträgen sowohl an Artikeln als an Glossen für den „Zuschauer" der Kreuzzeitung. Sie sind ein außerordentlich wichtiger Bestandteil für die Geschichte Bismarck's in der Revolution und während der ersten Jahre des parlamentarischen Lebens in Preußen. Er kennt und beurteilt die einzelnen Abgeordneten ganz genau; bei den Artikeln über v. Radowitz und seine Reden glaubt man direkt in Thomas Carlyle's Lebensgeschichte des Paracelsus zu lesen. Wie die Personen, so beherrscht er auch die Sachen erschöpfend: er sieht ihnen auf den Grund, er sieht die Folgen und Konsequenzen der Kammerbeschlüsse weit voraus. Es ist unverkennbar, daß er durch diese ihm offenbar sehr angenehme journalistische Betätigung, die ihm vielfach wohl ein Ventil gewesen ist, durch das er dem in ihm aufsteigenden Groll über Torheit und Eitelkeit, über Kurzsichtigkeit und Lächerlichkeit Luft machte, wesentlich gereift ist, so daß er schon in verhältnismäßig jungen Jahren ein anerkannter Führer der Konservativen wurde und mit Behagen den Haß seiner Gegner ernten durfte.



9. Aus Bismarck's Hause

Während der politisch unruhigen Zeit gingen auch im Bismarckschen Hause bemerkenswerte Wandlungen vor sich. Wir sahen ihn zuletzt in Reinfeld mit der Absicht, am 3. August „in kleinen Tagereisen“ die Rückfahrt nach Schönhausen anzutreten. „Johanna befindet sich den Umständen nach wohl,“ fügte er hinzu.

Einige Wochen vorher hatte er Veranlassung gehabt, seinem Bruder Bernhard herzliche Glückwünsche zu senden: er hatte sich am 19. Juni 1848 verlobt mit Fräulein Malwine von Lettow, Tochter des Hauptmanns von Lettow in Wangeritz. Die Brüder hatten schon zuvor in Stettin von dem bevorstehenden Ereignis gesprochen; drum schrieb Bismarck jetzt: „Ich kann dem, was ich in Stettin sagte, nichts weiter hinzufügen, glaube, daß Du sehr gut gewählt hast, und wünsche mit dieser meiner Schwester Malwine auf demselben Fuß zu leben, wie mit der andern.“

Ein Ereignis, das unsern Otto von Bismarck aber noch viel näher berührte als die Verlobung des Bruders, trat am Abend des 21. August ein: die Geburt seines ersten Kindes, einer Tochter, die in der Taufe den Namen Marie erhielt, jetzt Frau Gräfin von Rantzau. Bismarck teilte dieses für ihn sehr erfreuliche Ereignis seinem Schwiegervater, dem Herrn von Puttkamer auf Reinfeld, in folgendem originellen Briefe mit:

Schönhausen, 21. 8. 48, 8 1/2 abends.

Lieber Vater

Soeben bist Du mit Gottes gnädiger Hilfe der Großvater eines gesunden, wohlgebildeten Mädchens geworden, welches Johanna nach schweren, aber kurzen Leiden mir geschenkt hat. Für den Augen-

blick steht es mit Mutter und Kind so gut, als man wünschen kann. Johanna liegt still und matt, aber doch heiter und beruhigt hinter dem Vorhang; das kleine Wesen einstweilen unter Tüchern auf dem Sofa und quarrt ab und zu. Ich bin recht froh, daß das erste eine Tochter ist; aber wenn es auch eine Katze gewesen wäre, so hätte ich doch Gott auf meinen Knien gedankt, in dem Augenblick, wo Johanna davon befreit war; es ist doch eine arge, verzweifelte Sache. Ich kam gestern Nacht von Berlin, und wir hatten heut früh noch keine Ahnung von dem, was kommen sollte. Um 10 Uhr früh, nach dem Essen einer Traube wurde Johanna von heftigen Schmerzen befallen, und die begleitenden Erscheinungen veranlaßten mich, sie sofort zu Bett zu bringen und eiligst nach Tangermünde zu schicken, von wo trotz der Elbe bald nach 12 Uhr Dr. Fricke eintraf. Um 8 Uhr war meine Tochter mit sonorer Stimme zu hören. Ich habe heut mittag schon Hildebrand abgesandt, um die Pflegerin Boldt aus Berlin eiligst herzubesorgen. Ich hoffe, Ihr schiebt nun Eure Reise auch nicht auf; bitte aber die liebe Mutter dringend, ihre Reise nicht in anstrengender Weise zu machen; ich weiß zwar, daß sie auf ihre eigne Gesundheit wenig Rücksichten nimmt, aber schon um Johannas willen mußt Du Dich schonen, liebe Mutter, daß sie sich nicht Deinetwegen ängstet. Fricke gefällt uns sehr, erfahren und sorgsam. Besuche lasse ich keine zu, die Bellin, der Doktor und ich besorgen alles. Fricke taxiert das Kleine auf etwa neun Pfund Gewicht. Bisher ging also alles in Ordnung, und dafür sei dem Herrn Preis und Dank. Wenn Ihr Annchen mitbringen könntet, so würde Johanna darüber sehr glücklich sein.

22. früh. Alles ist sehr wohl; nur die Wiege fehlt noch, und das kleine Fräulein müssen einstweilen in einer Futterschwinge kampieren. Gott behüte Euch und uns, liebe Eltern. Auf baldiges Wiedersehn. B.

Die andern Annoncen in dortiger Gegend, außer Versin und Reddentin, seid Ihr wohl so gut zu besorgen, Seehof, Gatz usw. Johanna grüßt herzlich; sie klagt über die dicke Nase ihrer Tochter; ich finde sie nicht dicker, als sie von Rechts wegen sein sollte.

Interessant ist auch der folgende Brief des jungen Vaters:

Schönhausen, 24. Aug. 48.

Liebe Mutter

Ich bin zwar ungewiß, ob Dich dieser Brief noch in Reinfeld trifft und schreibe aufs Geratewohl; will aber doch die beruhigende Versicherung in ihm niederlegen, daß Johannas Befinden noch immer gut ist. Nur ein Husten, den sie sich einige Tage vor der Entbindung zugezogen hatte, belästigt sie einigermaßen durch die Erschütterungen, besonders heut morgen. Das kleine Wesen brüllt grade, als sollte es geschlachtet werden, und trägt überhaupt niemals Bedenken, seine Stimme kräftig erschallen zu lassen, wenn es aufwacht und nicht alles in Ordnung findet. Mit der Nahrung geht es noch schlecht; das Balg will mit einem Eigensinn, den sie von mir nicht haben kann, durchaus nicht ansaugen, wie ein schlechter Blutegel, nur daß sie ihre Abneigung auch sehr vernehmlich zu erkennen gibt. Bis jetzt schläft die Boldt in Deiner Stube, und ich noch hinter dem Vorhang, damit ich, in der ersten Zeit wenigstens, in ihrer Nähe bleibe, denn mir traut sie doch am meisten, ich bin auch der Vorsichtigste. So wechsle ich den ganzen Tag, wie Schiller's Johanniterritter, zwischen politischen Kämpfen und Plänen am Schreibtisch und der Wärterschürze am Krankenbett. Ich komme mir sehr nett vor bei dem Vergleich. Leb' herzlich wohl, liebe Mutter. Dein treuer Sohn B.

Lange duldete es Bismarck in der bewegten Zeit nicht in Schönhausen. Kaum war seine Gattin außer jeder Gefahr, so fuhr er wieder nach Berlin oder Potsdam: die politischen Kämpfe und Pläne am Schreibtisch waren ihm doch wichtiger als die Wärterschürze am Krankenbette. Wir lassen aus dem nächsten Briefe nur das folgen, was sich auf die politischen Verhältnisse und Ereignisse bezieht.

Am 23. September schreibt er der Gattin:

Berlin, Sonnabend, 11 Uhr abend, 23. 9. 48.

Mein Liebchen! ... Ich fange an, rechtes Heimweh nach Dir zu bekommen, mein Herz, und Mutters Brief stimmte mich heute ganz wehmütig und lähmend; das Herz eines Ehemannes und Vaters

wenigstens das meinige in diesen Verhältnissen, paßt nicht in das Treiben der Politik und Intrige. Am Montag wird der Würfel hier wohl fallen. Entweder zeigt sich das Ministerium schwach wie seine Vorgänger und weicht aus, wogegen ich noch bemüht sein werde zu wirken, oder es tut seine Pflicht, dann zweifle ich keinen Augenblick, daß am Montag abend oder am Dienstag Blut fließt. Ich hätte nicht gedacht, daß die Demokraten dreist genug sein würden, die Schlacht anzunehmen; aber ihr ganzes Auftreten deutet an, daß sie es wollen. Polen, Frankfurter Bummler, Freischärler, alles mögliche Gesindel ist wieder vorhanden. Sie rechnen auf den Abfall der Truppen, wahrscheinlich durch die Reden einzelner unzufriedener Schwätzer unter den Soldaten dazu verleitet; aber ich denke, sie werden sich sehr irren. Ich selbst habe keine Veranlassung, die Sache hier abzuwarten und Gott damit zu versuchen, daß er mich in Gefahren schütze, die ich keinen Beruf habe aufzusuchen. Ich werde daher meine Person schon morgen in Sicherheit bringen. Geschieht den Montag nichts von Bedeutung, so komme ich am Dienstag zu Dir; geht die Sache aber los, so möchte ich doch noch in der Nähe des Königs bleiben; dort kannst Du aber (ich sage mit einem Seitenblick ‚leider') mit Sicherheit annehmen, daß keine Gefahr sein wird ... Dienstag schickt mir Pferde. Gott segne und behüte Dich, mein süßes Herz. Dein treuer B.

Überall macht sich in Bismarck's Briefen jetzt die Politik geltend. Am 17. September sandte er folgende originelle Einladung zur Taufe an seinen Freund Hans von Kleist:[1])

Verhandelt Schönhausen, 17. September 1848.

Vor dem unterzeichneten dominio erscheint die verehelichte v. Bismarck, Johanna, geb. v. Puttkamer, und trägt nachstehendes Gesuch vor:

Nachdem mir am 21. v. M. eine gesunde Tochter durch Gottes Gnade geworden ist, beabsichtige ich, dieselbe am 1. Oktober c. durch die Taufe in den Bund Christi aufnehmen zu lassen, und

---

[1]) Dem Verfasser von Herrn H. v. Poschinger überlassen, neuerdings aber auch abgedruckt in H. von Petersdorff, H. von Kleist-Retzow, S. 136.

wünsche dafür die Assistenz meines Großoheims, des kleinen Hansen, des reaktionären Kreiswählers in Belgard, von welchem ich wünsche, daß er eine Patenstelle übernehme und die Verpflichtungen einer solchen Stelle in persona coram ac praesens hier in Schönhausen ausübe, oder falls mein Großoheim wegen notorisch bekannter hochverräterischer Umtriebe noch in ministeriellen Kerkern in Köslin verschlossen gehalten werden sollte, er seine Funktionen durch geeignete Prokuration ausüben lasse.

V(orgelesen), g(enehmigt) u(nterschrieben) Handzeichen der verehelichten (†††) v. Bismarck geb. v. Puttkamer a(ctum) u(t) s(upra)

Bismarck.

D. cit(atur) der wülherische Oheim unter Verwarnung der Realcitation.

S(chönhausen) eod(em) B(ismarck).

Am 18. September schrieb er dem Bruder aus Schönhausen:

Lieber Bruder

Den 1. Oktober taufen wir und werden uns sehr freuen, Dich und wenn es irgend Euch möglich und der Reise wert scheint, unsre Schwägerin hier zu haben. Ich bin nur einige Stunden hier und auf dem Sprunge wieder nach Potsdam. Daß Pfuhl (Pfuel) Ministerpräsident ist und wahrscheinlich Beckerath, Schreckenstein, Bonin aus Magdeburg, Dö(h)nhoff und Eichmann die andern, weißt Du vielleicht schon. Man wird den Steinschen Antrag nicht ausführen und gegen Klubs und Straßenpresse einschreiten. 45 000 M. sind bei Berlin und Wrangel's Hauptquartier in Charlottenburg. Johanna bessert sich langsam, aber fortschreitend. Viel Grüße.

Dein B.

Ferner zehn Tage später:

Schönhausen, 28. Sept. 1848.

Lieber Bruder

Kommen Landrats oder kommen sie nicht? Das ist die große Frage des Tages in Schönhausen, über welche, bei den weiblichen Gliedern der Republik wenigstens, Lichnowsky[1]) ganz vergessen wird.

[1]) Felix Fürst von Lichnowsky (geb. 5. April 1814) fiel als Opfer des Frankfurter Aufstandes am 18. September 1848 auf der Bornheimer Chaussee.

Ich möchte es übrigens auch gern wissen, denn ich muß Euch doch Pferde schicken, Zimmer einrichten und dergleichen, deshalb schreibe mir doch gleich nach Eingang dieses, wenn es nicht schon geschehen ist. Johanna ist noch etwas matt und leidet an den Augen, was sehr langweilig für sie ist, da sie nicht lesen darf. Es geht aber doch vorwärts mit ihr. Das Kleine ist brüllend und hungrig wie ein reißendes Tier. Ich habe die letzten 14 Tage in der Welt umherpolitisiert und ziehe mich auf meine Lorbeeren zurück. Am Montag kann man sagen, le coup a raté, aber lange kann es doch nicht dauern, es ist zuviel Volks jeder Art in Berlin angehäuft worden; sie müssen losschlagen, oder sie haben ungeheuer viel Geld umsonst fortgeworfen.

Die herzlichsten Grüße an unsre liebe Schwägerin von Johanna und mir. Glaubst Du, daß Letto(w) Lust hat, herzukommen, so lade ihn ein, er soll uns sehr willkommen sein.

Wegen Berlin braucht Ihr Euch nicht zu fürchten; Ihr könnt ja, wenn Ihr es grade schlimm treffen solltet, um die Mauer nach dem andern Bahnhof fahren.

Dein treuer Bruder B.

Am 8. September fand die Hochzeit des älteren Bruders statt, am 1. Oktober die Taufe bei dem jüngeren. Ob Bernhard von Bismarck mit Gattin und Schwiegervater an der Tauffeier teilgenommen haben, läßt sich aus den Briefen nicht ersehen; es scheint aber nicht so. Auch das Schönhauser Kirchenbuch legt nach Mitteilung des dortigen Pfarramtes eine derartige Vermutung nicht nahe; nach ihm waren die Taufpaten der Marie Elisabeth Johanna von Bismarck folgende: 1. Herr v. Puttkamer auf Reinfeld, 2. Herr v. Blanckenburg (auf Zimmerhausen), 3. Herr Stadtrat Gaertner, 4. Frau Landrat v. Arnim geb. v. Bismarck, 5. Frau Therese v. Below (für diese Fräulein Therese Gaertner), 6. Frau Jeannette v. Below (für diese Frau v. Puttkamer). Kleist war nicht gekommen.

Bismarck's Briefen aus den letzten Monaten des Jahres 1848 entnehmen wir über die Zeitereignisse noch folgende Mitteilungen.

Aus einem Briefe an den Bruder von Berlin, den 13. Oktober:

„Heute früh wurde hier die Bürgerwehr gegen die Kanalarbeiter alarmiert, und sollen einige erstochen sein. In Wien ist nach heutigen Nachrichten der Kampf im Gange, Jellachich mit 12000 regulären Truppen zu Auersperg gestoßen, der einen Sturm siegreich abgeschlagen hat. Drei Studenten, die die Truppen gefangen, gehängt und dann zurückgeschickt haben, sollen den Ausbruch herbeigeführt haben; auf dem Stephan weht die rote Fahne. Der Kaiser ist mit 6000 M. in Olmütz und hat den Sitz der Regierung nach Brünn gelegt; er wird sich wohl den Slawen ganz in die Arme werfen. Schreibe mir doch gleich. Bei uns scheinen auch Ministerialveränderungen, noch mehr nach rechts, bevorzustehn."

An die Gattin schreibt er aus „Berlin, Mittwoch abend, 18. 10. 48": „Liebe Hanne! Ich glaube zwar, daß ich morgen abend bei Dir sein werde; sollte ich aber in Potsdam bis um sechs und länger aufgehalten werden, so komme ich erst übermorgen mittag, da mir die Nachtfahrt, um elf von Potsdam zu wüst ist. Hier ist auch nicht die kleinste Emeute mehr, aber doch eine bittere Spannung zwischen Arbeitern und Bürgerwehr, die ihre guten Früchte tragen kann. Die Arbeiter lassen König und Militär leben und wollen, daß der König wieder allein zu befehlen hätte usw."

Am 2. November schreibt er aus Schönhausen an den Bruder: „Ich gehe heut abend nach Berlin als Deputierter der hiesigen Ritterschaft, die mir ganz landtagsmäßige Diäten zahlt, so oft ich hinreise, den Bülowschen Verein oder die Leute in Potsdam mit meiner Weisheit zu erleuchten. Diesmal denke ich, daß ich wieder etwas erleben werde. Die Flüchtlinge aus Wien, die sonstigen Leiter der Barrikadisten, häufen sich in Berlin, und die Wiener Frage wird von ihnen bei der Schauspielhausbande [1]) in einer Weise gedrängt, daß sie wohl nur noch auf die polnischen spadastino aus Wien warten, um die neue Ministerkrise zu einem letzten Versuch ihrerseits zu benutzen. Sie fürchten sonst doch, daß Klubs und Wühlereien unterdrückt werden, die Zustände sich konsolidieren, nachdem die Wiener Affäre unserer Kastratenregierung Mut gemacht haben wird. Als Nachfolger der

[1]) D. i. die preußische Nationalversammlung.

Minister nennt man General Stockhausen, Präs. Manteuffel, Ladenberg; Bonin bleibt vielleicht; ob der König sich zu Radowitz als Premier entschließen kann, ist noch unsicher . . . Wie schön, wenn ich ruhig und ziemlich schuldenfrei in Kniephof säße, möchte hier wohnen, wer wollte. Die Bellin weint wie außer sich, daß — der Adel abgeschafft sei. Wenn das auch durchgeht, was können sie da abschaffen? Da ist nichts mehr ab- oder zuzutun. Mit der Jagd hat man viel Ärger; täglich 20 Jäger auf dem Felde, weil sie alle behaupten, das Gesetz gälte schon; doch reißen sie aus, wenn man ihnen zuleibe geht."

Einem Briefe an die Gattin von Anfang November aus Berlin entnehmen wir folgende Stelle: „Angela! Ich schreibe Dir um halb acht, fertig angezogen; Du kannst daraus entnehmen, welche außerordentliche Tätigkeit ich entwickle. Hier schmeichelt sich alles mit der Hoffnung, der König sei durch die Deputation der Versammlung eingeschüchtert und werde Brandenburg unter dem Vorwande, daß er keine Kollegen finde, aufgeben; Berg und Rodbertus nehmen Gratulationen an. Das beruht aber alles auf Lügen des Präsidenten Unruh; ich habe Brandenburg gestern abend noch gesprochen; er und der König denken nicht daran nachzugeben. Alexander habe ich gestern abend spät im Bette, als ich von Potsdam gekommen, gesprochen; er geht heut früh nach Frankfurt, wird in 8 bis 14 Tagen zurückkehren, und uns dann besuchen. Hier ist alles ruhig, alles spricht von Ministern. Vor nächster Woche erwarte ich keinen Zusammenstoß, vielleicht auch dann kaum, wenn die Linke klug ist; sie ist aber schon sehr leidenschaftlich, und heute werden wohl schon große Reden fallen, wenn sie hören, daß sie wieder nicht Mintster werden."

Am 9. November schreibt er der Gattin: „Mein Liebstes! Obschon ich mit Gewißheit annehme, daß ich wenige Stunden nach Eingang dieses selbst bei Dir bin, so will ich Dich doch gleich benachrichtigen, daß bisher alles ruhig ist. Ich gehe um 9 nach Potsdam, muß den Brief aber hier schon auf die Post geben, weil er sonst heut nicht hinkommt. Unsere Freunde sind b i s h e r fest geblieben, aber ich kann mich bisher noch nicht zum Glauben an etwas Energisches ermannen, ich fürchte noch immer; das Wetter ist auch ungünstig. Vor

allen Dingen fürchte Du nichts, wenn ich durch irgendeinen Zufall heut ausbleiben sollte. Der König kann mich rufen oder ein anderer in Potsdam dringend wünschen, daß ich dort bleibe, um fernere Maßregeln zu beraten, die Züge können abgehalten werden, weil man der Wagen bedarf für Soldaten und dergleichen mehr. Also Mut und Geduld mein Herz, in allen Fällen. Der Gott, der Welten dreht, kann auch mich decken mit seinen Flügeln. Und in P(otsdam) ist es ohnehin gefahrlos. Also erwarte mich am Abend, komme ich zufällig nicht, so bin ich deshalb doch wohlauf."

Aus Potsdam ist folgender Brief vom 10. November: „Mein Engel! Bitte, bitte schilt nicht auf mich, daß ich heut wieder nicht komme; ich muß noch einige Sachen hier durchzusetzen suchen, in bezug auf die nächste Zukunft. Heut mittag um zwei rücken alle Truppen von Wrangel in Berlin ein, werden dort wohl die fliegenden Korps entwaffnen, die widerspenstigen Deputierten aus dem Konzertsaal bringen und die Stadt wieder zu einer kön. preußischen machen. Ob es dabei Hiebe gibt, ist zweifelhaft; gestern ist wider Erwarten alles ruhig geblieben . . . Ich habe heut wider Willen einmal ausgeschlafen; ich wollte um acht aufstehen, aber keiner weckte mich, nun ist es halb zehn, um zehn muß dies auf der Eisenbahn sein, Finckenstein, der neben mir an seine Braut schreibt, will ihn mit hinbringen; wenn er sich nur kurz genug faßt, daß er nicht zu spät kommt. König und Prinz sind gut, ersterer ganz fest, letzterer sehr heiter. F(inckenstein) schließt, leb' wohl, mein geliebtes Herzblatt."

An demselben Tage schrieb er ausführlicher an den Bruder: „Lieber Bruder! Aus den Zeitungen wirst Du bereits ersehen haben, in welcher Art die lang vorbereitete, mühsam gegrabene Mine in Berlin endlich gesprungen ist. Die Versammlung hat, um ihrem Permanenzbeschluß Nachdruck zu geben, über Nacht eine Besatzung von 15 Mitgliedern im Saal gelassen — heut wird man ihnen vermutlich durch Vermittlung der Theaterintendantur das Lokal nehmen. Zur Unterstützung dieser Absicht rücken um zwei Uhr sämtliche unter Wrangel stehende Truppen von allen Seiten ein, um fünf Uhr nimmt Wrangel sein Hauptquartier im Berliner Schloß, indem man von der Idee ausgeht, daß des Königs Straßenpflaster für des Königs

Truppen frei ist, und das Joch der unwürdigen Mitregierung des Herrn Rimpler mit festem Entschluß brechen wird, alles in streng gesetzlichen und vertragsmäßigen Schranken. Man wird dann die fliegenden Korps entwaffnen und die Bürgerwehr reorganisieren. Ob dies alles ohne Konflikt abläuft, ist sehr zweifelhaft; nach der bisherigen erschreckten Haltung der Demokraten aber möglich; ob wünschenswert, darüber sind die Meinungen geteilt. Der bei weitem größte Teil der Bürgerwehr hat bereits erklärt, daß er sich nicht gegen preußische Truppen schlagen werde; die Schützengilde dagegen und die fliegenden Korps haben sich zur Disposition des Rumpfparlaments gestellt. Viele Demokraten sind schon hier durchgereist, halb flüchtend unter dem Vorwande, die Provinzen zu insurgieren; das wird höchstens in Thüringen und auf der anderen Seite in Schlesien glücken — Rhein und Westfalen sind jetzt die festeste Stütze der Monarchie; wie lächerlich und doch entschieden wahr, außer Trier und den Kölner Bummlern. Der König ist fest entschlossen, seine Zusagen unter allen Umständen zu halten, aber dem Gesetz nach allen Seiten hin, auch gegen die Versammlung, Gehorsam zu verschaffen. Das wäre schon vor Wochen geschehen, ohne das Ministerium von Verrätern, welches vor diesem war [1]) . . . Die Versammluug scheint schon gestern abend nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl (201) gewesen zu sein; stündlich fallen welche ab, die nüchtern werden und kommen hier an. Die anderen trösten sich zum Teil mit der Hoffnung, der König werde alles zurücknehmen, sie können sich gar nicht das Ende des Souveränitätstraumes denken. Wenn erst klar wird, daß in Brandenburg Diäten bezahlt werden und in Berlin nicht, so bleiben höchstens 130 refractaires übrig, vielleicht auch nur die 54 selbstbewußten und wirklichen Linken; die andern bummeln so mit beiher. Sie haben Aufrufe in ihrem Wahlkreise erlassen ‚Staatsstreich, Camarilla, Absolutismus, Ermahnung zu gesetzmäßiger, aber tatkräftiger Haltung usw.' Einliegend der Protest der ausgetretenen Deputierten. Wollt Ihr dort etwas tun, so richtet eine Dankadresse an das Ministerium dafür, daß es die Freiheit der Beratungen zu sichern bemüht ist. Dergleichen geschieht bei uns

---

[1]) Das Ministerium Pfuel (21. Sept. bis 31. Okt. 1848).

auch und ist sehr wünschenswert, um die Schwachen zu stärken, die auf Löschpapier und Druckerschwärze viel Wert legen .... Den Protest laß doch soviel möglich verbreiten."

Schon tags darauf folgte nachstehender Brief:

Potsdam, Sonnabend (11. Nov. 1848).

Lieber Bruder! Ich sitze hier teils als Abgeordneter unserer Ritterschaft bei Bülow in Berlin, teils als Hof- und Kammer-intrigant hier. Bis jetzt passiert weiter nicht viel, als ununterbrochene Entwaffnung in Berlin, durch welche man bisher, nachdem etwas über die Hälfte der Stadtteile abgesucht ist, zwischen 80 und 90 Prozent der in diesen Teilen ausgegebenen Gewehre zurückerhalten hat. Die gekränkte Eitelkeit der Berliner fängt an, einer nüchternen Beurteilung Platz zu machen, der passive Widerstand erweist sich mehr und mehr als Deckmantel der Schwäche, das Militär nebst Ruhe und Ordnung erweist sich als populär, und die Zahl der Grimmigen ist ziemlich bis auf den eigentlichen Kern wirklicher Fanatiker, Schurken und Barrikadisten geschmolzen. Dagegen hat der Appellationssenat des Kammergerichts in Betracht der politischen Verhältnisse und des Belagerungszustandes mit 18 gegen 13 Stimmen (beschlossen), einen Stillstand der Rechtspflege eintreten zu lassen, ein Beispiel, welches Nachahmer finden wird. Ich glaube, man will sich für jetzt darauf beschränken, denen, die keinen Dienst tun, auch kein Gehalt zu zahlen, und aus den Ersparnissen Hilfsarbeiter zu besolden. Im übrigen ist hier in den höchsten und hohen Stellen alles fest entschlossen, den betretenen Weg auf jede Gefahr hin zu Ende zu gehen, da man die Überzeugung hat, daß jeder Gedanke an Umkehr den unvermeidlichen Untergang des Thrones und der gesetzlichen Ordnung herbeiführen würde. Die Sache steht auf der Degenspitze. Der Kaiser hat wiederholentlich 300000 Hilfstruppen anbieten lassen, was man indessen entschieden ablehnt. Denn da der König in der Tat nicht daran denkt, seine Versprechungen zurückzunehmen oder zu verkürzen, so glaubt er durch den gesunden Sinn und die Disziplin der großen Masse die Sache allein halten zu können. In der Tat ist unter allen Truppenteilen der Geist ohne Tadel,

und die Landwehren der Havelberger, Ruppiner, Prenzlauer, Treuenbrietzer Bataillons strömen in doppelt so großer Menge als sie gefordert sind, freiwillig zusammen: sogar die Bataillons des 20. Regiments haben die loyalsten Adressen geschickt und den König gebeten, er möge ihnen nicht die Schande antun, sie zu Hause zu lassen. In Altsachsen und am Harz ist dagegen die Stimmung weniger ungeteilt und in den Städten fast überall schlecht. Halberstädter Landwehroffiziere haben bereits einen revolutionären Aufruf an ihre Kameraden erlassen, sitzen aber auch schon auf dem Stern in Magdeburg. Ein Berliner Landwehroffizier, der in Uniform die Truppen hat aufwiegeln wollen, sollte heute früh erschossen werden, wenn sich nicht über Nacht die Sache durch Begnadigung günstiger für ihn gestaltet hat .... Heut abend erwartet man hier Unruhen, um die Truppen zu ermüden, und morgen eine Sturmpetition von 6000 hiesigen und Berliner Bummlern an den König. Kommt letztere zustande, so gibt es blaue Bohnen. Die Soldaten sind in furchtbarer Wut gegen die Unruhstifter und mißhandeln die Demokraten, wo sie Anlaß finden, namentlich wenn sie unter dem Militär zu wühlen suchen .... Brandenburg hat heut noch gegen schlesische Deputationen geäußert, wenn auch nicht nur Schlesien, sondern noch sieben andere Provinzen in Aufruhr gesetzt würden, so werde man eine nach der andern wieder unterwerfen und dann ruhig die königlichen Verheißungen zur Ausführung bringen, man sei vollkommen darauf gefaßt, daß irgendwo die Republik erklärt werde und einige Wochen bestehen würde. Die Bauern kommen hier seit mehreren Tagen haufenweis, um dem Könige ihre Dienste anzubieten."

Am 12. November schreibt er dem Bruder aus Schönhausen: „Lieber Bruder! Im Begriff, wieder nach Berlin zu gehen, schreibe ich dir einige eilige Zeilen ... Sieh doch ja, daß von dort schleunige Adressen mit Billigung der Verlegung[1]) an das Ministerium und an die Berliner Zeitungen gehn, recht viel einzelne Adressen, wenn auch jede nur wenig Unterschriften hat, womöglich aus jeder

[1]) Nämlich der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg a. d. H.

Stadt, wenn auch nur mit einer Unterschrift, letztere werden nicht mit abgedruckt; Klappern gehört zum Handwerk ... Die Berliner Bevölkerung war bis gestern ungemein ruhig, alle Bummler und Freischaren von den Straßen verschwunden, .. konsigniert. Ich glaube kaum, daß irgendein erheblicher Konflikt stattfindet, sie verlassen sich auf sukzessives Wühlen."

Dann weiter an den Bruder aus: „Potsdam 14. In Berlin ist heut Standrecht proklamiert. Die Truppen werden geneckt, und die Sache läßt sich gerade so an, wie in der Woche vor dem 18. März. Heut rückt Kavallerie ein, zur Zerstreuung der Aufläufe. Du hast doch die 340 Exemplare der königlichen Proklamation erhalten? Die für Alvensleben waren irgendwo unterschlagen, am Sonnabend waren sie schon abgegangen, am Montag hatte er noch nichts. Die Bauern aus dem Teltower, Zauch-Belziger, Havelländischen Kreise haben dem Könige ihre Hilfe mit Lebensmitteln und bewaffnetem Zuzug angeboten und erklärt, sie hielten treu wie ihre Väter an ihm und seinem Hause und glaubten all den Lügen der Demokraten nicht. Laß doch das schleunigst dort auf dem Lande bekannt werden durch Kreisblatt oder sonstwie; auf die Schwankenden wirken Beispiele ihrer Genossen. Ich hoffe, dieser Brief kommt glücklich durch Berlin."

An demselben Tage schreibt er der Gattin aus Potsdam: „Mein liebes Riedchen! Das lange Schlafen kann allerdings zum Laster werden, eben hat mich Senft um 9 Uhr geweckt, und ich kann noch den Sand nicht aus den Augen bringen. Hier ist Ruhe; gestern hieß es, man wolle der Königin (zu ihrem Geburtstag) eine Katzenmusik bringen; eine aufgestellte Kompagnie reichte hin, die Verwegenen zum stillschweigenden Abziehn zu bringen. Berlin in Belagerungszustand, aber noch kein Schuß abgefeuert. Die Entwaffnung der Bürgerwehr geht zwangsweise und sehr allmählich vor sich. Die Versammlung im Schützenhause ist gestern durch Soldaten auseinandergesprengt, sechs Mann, die nicht gehen wollten, zur Tür hinausgeworfen. Heut wird drüben das Standrecht proklamiert. Mein Freund Schramm ist schon verhaftet. Daß Rob. Blum, Fröbel, Messenhauser in Wien erschossen sind, wißt Ihr wohl schon aus den Zeitungen ... Die Bauern aus der Umgegend haben dem König erklärt, wenn er sie brauche, solle er

nur rufen, sie kämen mit Waffen und Lebensmitteln seinen Truppen zu Hilfe, aus dem Zauch-Belziger, Havelländer und anderen Kreisen. Erzähl' das doch in Schönhausen, daß es rum kommt."

Am 15. November berichtet er der Gattin: „Potsd., Mittwoch 15. 11. 48 ... Heut' geht es mit der Entwaffnung von Berlin unter Anwendung von Gewalt und Haussuchungen nachdrücklich vorwärts; wenn es an die Maschinenbauer und in einzelne Teile der Königsstadt kommt, so erwartet man etwas Lärm, aber die Leute tun alle mit dem Munde mehr als mit der Flinte; daß es ganz ohne Kugelwechsel abgehen sollte, kann ich mir kaum denken. Die Berliner Stadtverordneten haben ihre Unterwerfung ausgesprochen; das dank' ihnen der —: Gestern haben sie einen demokratischen Klub aufgehoben, 48 Personen und den Vorsteher vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Nationalver-,unruhten' haben sich meistenteils von Berlin entfernt. Die Stimmung der Truppen ist ausgezeichnet. Gestern waren bei Großkreuz, Werder und in Havellande an 1000 bewaffnete Bauern versammelt, um dem Könige zu Hilfe zu ziehen; so schlimm steht es aber noch nicht, und man hat sie mit Dank und Anerkennung nach Hause geschickt. Heut' früh sind schon wieder Massen von Bauerndeputationen aus allen möglichen Gegenden hier, um dem König ihre Hilfe anzubieten. Der König dankt ihnen, läßt ihnen Malaga geben, macht einige Scherze mit ihnen und schickt sie nach Hause. Über hiesige Unruhen waren in Genthin wieder rechte Räubergeschichten verbreitet, und doch sind es fast nur Weiber und betrunkene Jungen gewesen, die hier am Sonntag und Montag schreiend Unfug trieben und von der Bürgerwehr mit den eisernen Ladestöcken nach Hause gejagt wurden."

Tags darauf schreibt er der Gattin wieder von Potsdam: „Donnerstag früh, 16. 11. 48 ... Von hier gibt es weiter nichts Neues, als daß es in Potsdam und Berlin so ruhig ist, wie unter dem vorigen Könige und die Waffenablieferung in B(erlin) ihren ununterbrochenen Fortgang, mit Haussuchungen usw. hat. Es ist möglich, daß es dabei noch beiläufig zu Gewaltszenen kommt, die Truppen brennen innerlich danach, aber im ganzen scheint mir der ‚passive Widerstand' der Demokraten nur ein zeitgemäßer Ausdruck für das,

was man sonst Angst nannte. Gestern war ich beim K(önig) zur Tafel. Die K(öni)g(i)n war englisch liebenswürdig; beifolgenden Erikazweig pflückte ich von ihrem Nähtisch und schicke ihn, damit Du nicht eifersüchtig wirst ... Der K(önig) rief mich nachher noch zu einer stundenlangen Audienz in sein Kabinett oder Schlafzimmer, welches kaum größer ist als unser Kleinchen. Die Herrschaften wohnen jetzt alle in dem Schloß in der Stadt und sind da etwas eng logiert. Er sagte unter anderem und beauftragte mich, dies allen Wohlgesinnten mitzuteilen, daß er zwar seine Versprechungen, richtige und törichte, unverbrüchlich halten werde, ohne den mindesten Doppelsinn, daß er aber die Rechte der Krone auf dem jetzt betretenen Wege konsequent durchführen werde, solange er noch einen Soldaten und einen Fußbreit preußischer Erde habe, und wenn auch mancher an ihm zweifle, wegen dessen, was in den letzten sieben Monaten mit und ohne seine Schuld geschehen sei, so werde seine obige Versicherung doch Glauben finden, wenn er dabei die innigste Überzeugung ausspreche, daß jeder Versuch zur Umkehr und Vermittlung, jedes Schwanken auf dem für recht erkannten Wege ihn und das Land unrettbar in den Abgrund der Anarchie stürze. — ... Heute abend nach Genthin kann ich leider nicht kommen, weil ich Manteuffel hier erwarte. Sieh doch zu, daß das Fredchen seine Adressen schleunigst losläßt, und lieber sechs Adressen jede mit sechs, als eine mit 36 Unterschriften, aber bald; auch bei anderen, die Du etwa siehst, purre an, daß sie sich gegen das Ministerium aussprechen. Die Demokraten lassen alle Minen springen, um die Meinung des ‚Volkes' als dem König feindlich darzustellen, Hunderte von fingierten Unterschriften; frage doch den Stadtrat, ob in Magdeburg denn nicht einige vernünftige Leute sind, denen ihr Hals mit Ruhe und Ordnung lieber ist als dies Geschrei der Straßenpolitiker und die aus Magdeburg eine Gegenadresse an den König richten."

Endlich schreibt er der Gattin noch am „Freit. abend, 17. 11. 48. Mein Liebchen ... Politisch geht mir bisher alles sehr nach Wunsch, und ich bin Gott recht dankbar, daß er mich gewürdigt hat, der guten Sache wieder mehrmals und heut' noch recht erhebliche Dienste zu leisten. Ich bin augenblicklich noch in Berlin, bei Savigny, fahre

aber in $^1/_2$ Stunde nach Potsdam, von wo ich morgen diesen Brief absenden werde. Hier ist es ganz ruhig, die Physiognomie der Straßen ist wieder eine viel behaglichere geworden, und das Militär entwaffnet ununterbrochen."

„Potsdam. Es ist mit Schreiben und Reden wieder 1 Uhr geworden, und ich will dies lieber heut schließen und morgen ausschlafen ... Verdirb Dir aber die Augen nicht ganz, mein süßer Engel, damit die Sternchen recht breit und dunkel sind, wenn ich komme. Aber morgen kann ich nun doch nicht, mein Lieb, weil ich Sonntag früh hier noch eine Konferenz habe ... Die Bauerndeputationen aus dem Havellande und dem Teltower Kreise haben mir rechte Freude und hier großes Aufsehen gemacht, erstere um so mehr, da — doch davon mündlich ... Die Soldaten sind prächtig hier und drüben. Die Rathenower haben Dummheiten gemacht. Der König ist sehr erbittert auf sie. Die Garnison verlieren sie für immer, und außerdem wird man die Schuldigen fassen."

Seinem Bruder berichtete er aus Schönhausen am 9. Dezember etwas zusammenfassend über seine Tätigkeit während der letzten Monate: „Ich bin sehr erfreut, daß es Euch den Umständen nach wohl geht; mir seit acht Tagen desgleichen, und zwar seit acht T(agen), weil ich seitdem in Ruhe wieder heimisch bin; sonst bin ich seit dem September wie ein Perpendikel zwischen hier, Berlin, Potsdam und Brandenburg hin und her gegangen, so daß ich die Genthiner Chaussee nicht mehr von weitem sehen mag. Indessen schmeichle ich mir nicht ohne Nutzen, die Schwanzklemmer mitunter gepfeffert zu haben und sehe mit Befriedigung auf mein Tagewerk zurück; nähere Details gelegentlich mündlich. Mit dem Wahlgesetz habe ich heftige, leider erfolglose Kämpfe gefochten; weder das für die Zweite, noch weniger das für die Erste Kammer ist haltbar. Aber es ist doch etwas Großes schon, wenn jemand, der unaufhaltsam in Schulden sank, dazu kommt, auch nur einen Taler zurückzulegen. Die Bildung des jetzigen Ministeriums, seine Erhaltung gegen innere Krankheiten und äußere Angriffe, namentlich die Frankfurter, das allmähliche Vordringen gegen das jetzt erreichte Ziel, waren Dinge, die sich scheinbar von selbst verstanden, aber bei dem furchtbar unterwühlten Terrain der höheren und

höchsten Regionen, der jämmerlichen Feigheit und dem kleinlichen, sich kreuzenden Ehrgeiz unserer Bureaukraten, doch Klippen, an denen man jeden Tag scheitern konnte. Der König allein hat nie den Mut und nie das Ziel aus den Augen verloren, seit ich ihn um Johanni zuerst wiedersah, obschon man jede Mine gegen ihn springen ließ und keine Lüge schonte, um ihn einzuschüchtern. Jedes einzelne Mitglied des Ministeriums Pfuhl (Pfuel) halte ich, zuerst nach dem Premier Auerswald, für den lügenhaftesten Schuft und Verräter zwischen Tilsit und Trier; ich sage das ohne die Absicht zu beleidigen, als ruhiger Beobachter. — Ich glaube auch diesmal nicht, daß ich gewählt werde; die unsinnige Bestimmung mit den 40 Jahren zur 1. K(ammer) glaubte ich, wäre längst in Vergessenheit, und ich weiß noch nicht, wer sie heimtückisch aus dem Aktenstaub hervorgezogen hat. Anfang nächster Woche werde ich wohl wieder nach Potsdam müssen, um einige Wühlereien zu betreiben, nicht mit der Kamarilla, sondern mit anderen Gliedern einer im finstern schleichenden Partei ... Mit der Jagd ist es ziemlich aus, ich lasse als kleinmodischer Bauer und Bellin als großmodischer Kossät die betreffenden Feldmarken noch nachdrücklich beschießen und in der Heide wird alles niedergeschossen, nicht das Kind im Mutterleibe geschont. Ich kann schon gar keinen Wildbraten mehr sehen ... Über Eure Demokraten hatte ich einen sehr gelungenen Artikel für die Gottseibeiuns-Zeitung[1]) geliefert, da mir aber Sigismund zuvorgekommen war, so unterblieb die Sache."

---

[1]) Kreuzzeitung.



10. In der Zweiten Kammer des preußischen Landtags 1849

An demselben 5. Dezember 1848, an dem der König den Rumpf der preußischen Nationalversammlung in Brandenburg auflöste, publizierte er die preußische Verfassungsurkunde. Sie stimmte im wesentlichen mit dem von der Verfassungskommission der Nationalversammlung bearbeiteten Entwurfe überein. Abweichend von jenem Entwurfe enthielt diese Urkunde aber den Artikel 105, der dem König das Recht gab, für dringende Fälle in Abwesenheit der Kammern Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen unter Verantwortung des Gesamtministeriums und unter Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung durch die Kammern. Die erste derartige Verordnung war das Patent vom 5. Dezember, die Einberufung der Volksvertreter, die am 26. Februar 1849 in zwei Kammern in Berlin zusammentreten sollten. Tags darauf erging das Wahlgesetz für die Zweite Kammer: 350 Mitglieder durch indirekte Wahlen, die der Wahlmänner durch die Urwähler und die der Abgeordneten durch die Wahlmänner. Jene wurde auf den 22. Januar, diese auf den 5. Februar anberaumt. Trotz der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, von der er dem Bruder schrieb, bewarb sich diesmal auch Bismarck wieder um ein Mandat.

Aus der Wahlbewegung besitzen wir noch den Wortlaut einer Ansprache, die Bismarck am 2. Februar vor seinen Wählern in Rathenow gehalten hat. Sie lautete:

„Meine Herren! Wer es aufrichtig mit dem Vaterlande meint, der muß jetzt die Regierung auf dem von ihr eingeschlagenen Wege unterstützen, um die Revolution, die uns alle bedroht, zu bekämpfen. Sie würden vielleicht besser tun, wenn Sie einen aus Ihrer Mitte

wählten, etwa einen von den Herren Fabrikanten oder Kaufleuten, der Ihre Verhältnisse kennt und das Interesse seiner Vaterstadt besser vertreten würde, als ich es vermag. Wenn Sie einen solchen finden, der zugleich unabhängig und unparteiisch genug ist, um die Sache des Landes über jedes andere Interesse zu stellen und dem seine Privatverhältnisse erlauben, ihm in diesem Augenblicke seine ganze Tätigkeit zu widmen, dann trete ich zurück. Wenn Sie aber in der Kammer einen Vertreter wünschen, der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen aus vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volke wieder fester zu knüpfen, damit Gesetz und Ordnung walte, damit der Wohlstand und das gemeinsame Interesse aller Bürger gefördert werde, dann richten Sie Ihr Auge auf mich! Das sind meine Ansichten: wenn Sie dahin mit mir einverstanden sind, dann bitte ich um Ihre Stimmen."

Über den Charakter der Wahlbewegung erfahren wir Einzelheiten aus einem Briefe Bismarck's an seine Gattin aus Brandenburg vom 2. Februar 1849. Da schreibt er u. a.: „Die Demokraten lassen alle Segel ziehn gegen mich; aber die Leute sind hier höflich und ruhig, und auch meine Gegner behandeln mich mit anständigen Formen und aller Achtung. Heut' muß ich nun noch Wahlmänner kennen lernen. Boten sind wieder haufenweis nach allen Richtungen abgegangen, und zwei patriotische Redner fahren nach Werder, um auf der dortigen Volksversammlung für mich aufzutreten. Es geht wie im Hauptquartier, Boten und Briefe alle Viertelstunde."

In einem weiteren Briefe vom 5. Februar, ebenfalls aus Brandenburg, also vom Wahltage selbst, heißt es: „Es wird doch eine schwere Sache sein, wenn ich gewählt werden sollte, dies Leben ohne Ruhe im Herzen. Gestern blieben bei der Abstimmung 137 Wahlmänner, als entschieden zu unserer Partei gehörig, im Saal; diese haben mich zu ihrem Kandidaten, und zwar zum ersten, erkoren; die Zieglersche Partei soll gestern 125 stark gewesen sein; etwa 30 Wahlmänner waren gestern noch nicht in der Stadt; die werden also heut den Ausschlag geben. Jetzt sind sie beim Wählen; ich habe die Sache Gott ganz ergeben,

und erwarte den Ausgang ebenso ruhig, als ich bisher durch alles Wühlen in fieberhafte Aufregung geraten war. Ich wollte heut zurückkommen, aber die Leute nahmen mir gestern das Versprechen ab, heut' abend wieder bei ihnen zu sein, und als Kandidat muß man schon Versprechen auch halten, sie mögen mich nun wählen oder nicht; Du wirst mich also erst morgen mittag sehn, entweder gewählt und mit Kopfschmerzen, oder ungewählt und dann vermutlich ohne. Gestern wurden in der Freude über das Resultat wenigstens schon 50 Gesundheiten getrunken, meine natürlich auch; da waren über 200 Gäste, Bauern, Bürger und von Adel, wie Luther zu sagen pflegt; sie sangen Heil Dir im S. und ‚Ich bin ein Preuße', wie wird das heut erst werden, wenn sie mich durchbringen sollten. Die Demokraten und Republikaner hörten meine Rede auch mit an, und selbst die schlimmsten verhielten sich wenigst ruhig, daß man die Mücken hörte, und einige von ihnen kamen nachher share-hands zu machen. Von pöbelhaften Demonstrationen hielt sich alles mit vielem Anstande fern."

Bismarck wurde gewählt.

Fünf Tage nach der Wahl, am 10. Februar, schrieb er von Schönhausen aus dem Bruder:

Lieber Bruder! In der Aufregung der Wahlumtriebe schwebte es mir stets so vor, als hätte ich Dir zuletzt geschrieben, bis der Brief meiner lieben Schwägerin an Johanna das Gegenteil behauptete, und wie ich bei genauerem Nachdenken nicht bestreiten will, mit Recht. Du wirst aus den Zeitungen meine Wahl in Brandenburg ersehn haben; es war ein harter Kampf, da der Gegner Oberbürgermeister und ein sehr gewandter fähiger Mann ist, der einen großen Teil des platten Landes, mit Hilfe seines Schwiegersohnes Bequelin, gründlich unterwühlt hatte; ich habe mich oft innerlich selbst verhöhnt und amüsiert, wenn ich in den acht Tagen, die ich vor der Wahl in Brandenburg zubrachte, die verschiedenen ‚Tiefenbacher' über die wahre Politik des Tages aufzuklären und durch persönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen suchte. Den Ausschlag gab es m. E. noch, daß auf demokratischer Seite ein abtrünniger Priester auftrat, dessen Reden ein ganz Teil Bauern von ihnen fortschreckte. Nach der Wahl war ein diner von 400 Personen; nun danket alle

Gott, Heil dir im usw., Preußenlied, und am anderen Tage hatte ich einen leichten Kopfschmerz und alle Muskeln der rechten Hand taten weh von dem vielen Händedrücken. Am dritten Tage wurden meinen Freunden die Fenster eingeworfen und einige mißhandelt, während ich schon ruhig bei Johanna saß. Ich hatte mich in den Vorversammlungen im ganzen für Anerkennung der Verfassung, Verteidigung gegen Anarchie, Gleichheit vor dem Gesetz (aber gegen Abschaffung des Adels), gleiche Verteilung der Steuern nach dem Vermögen, soweit es erreichbar, Wahl nach Interessen und gegen Abschaffung goldwerter Rechte ohne Entschädigung, gegen Verminderung des stehenden Heeres, für strenge Preß- und Klubgesetze usw. usw. ausgesprochen, und danach werde ich mich in meinem Benehmen auf dem Landtage auch halten. Es gilt jetzt mehr die Angriffe der Anarchisten abzuwehren, als gleich die Mängel der Verfassung auszubessern; gelingt ersteres, so folgt das andere bald. Die Wahlen hier im Kreise sind teils durch die Rentbauern, teils durch den Unsinn der Vermittlungspartei, welche die Vorsitzungen immer mit den Demokraten gemeinsam abhalten ließ, schlecht geworden, zwei ultrademokratische Assessoren und ein leidlich konstitutioneller Bauinspektor. In Brandenburg hielten sich die Parteien streng getrennt, wer nicht mit mir ist, ist wider mich, und wer das Parteiprogramm nicht auf Ehrenwort anerkannte, wurde exmittiert. 161 Wahlmänner von 290 waren in unserer letzten Vorversammlung, und gerade soviel Stimmen hatte ich auch, wobei aber sieben ungültige, weil bloß Bismarck darauf stand.

... Ich werde wohl Johanna mit nach Berlin nehmen; man lebt in einer Häuslichkeit dort nicht viel teurer, als wenn ich alle Tage im Wirtshaus esse; die Amme kommt natürlich auch mit; sie graulen sich hier sonst tot, da meine Schwiegermutter nach Hause will. Oskar nimmt Malle auch mit, die übrigens im Sommer wieder einem Urwähler das Leben schenken wird."

Am 26. Februar eröffnete der König die Sitzungen des Landtages.

Zu einer ausführlichen Rede gab Bismarck erst die Debatte über den von der Kommission vorgelegten Adreßentwurf Veranlassung bei dem Abschnitt, der von dem über Berlin verhängten Belagerungszustand

handelte. Abg. Schäpplenberg erklärte, daß er für sich und seine Freunde die Behauptung ablehnen müsse, daß das Ministerium sich höheren Dank verdient hätte, wenn es, wie der Abg. v. Kleist-Retzow meinte, weniger freisinnige Paragraphen in die Verfassung aufgenommen hätte. Unmittebar nach ihm erbat sich Bismarck das Wort zu einer tatsächlichen Berichtigung und führte folgendes aus:

„Meine Herren! In bezug auf die Worte des vorigen geehrten Redners erlaube ich mir nur zu bemerken, daß der Herr v. Kleist-Retzow nur seine eigene Meinung, nicht aber die anderer ausgesprochen hat. Die Amendements, welche vorliegen und welche beantragen, den Belagerungszustand zu mißbilligen, stützen sich mit ihren Argumenten im wesentlichen auf den Wunsch und den Willen des Volkes. Sie sind von dem geehrten Vorredner[1]) unterstützt worden teils durch Deduktionen, welche mir mehr durch ihre Länge als durch ihre Schärfe imponiert haben, teils durch den gebräuchlichen rhetorischen Schmuck von Kanonen und Bajonetten, General Brennus[2]) und Junkerparlament. Die ganze Sache scheint mir nicht von der Wichtigkeit zu sein, die man ihr beilegt. In dem Augenblick, wo die Abgeordneten des ganzen Landes versammelt sind, um über die Grundlagen unserer sozialen und politischen Zustände zu beraten, scheint es mir gar nicht von Erheblichkeit, ob die Berliner die ‚Zeitungshalle‘ oder die ‚Ewige Lampe‘ lesen oder ihre Klubs halten. Diese lokalen Bedürfnisse einiger Berliner treten ganz in den Hintergrund gegen das allgemeine Bedürfnis des Landes, daß diese Versammlung gegen jede Störung gesichert sei und jedes Mitglied seine und seiner Wähler Meinung unumwunden aussprechen könne, ohne Insulten von seiten Andersdenkender auf der Straße ausgesetzt zu sein. Eine Beeinträchtigung der Freiheit unserer Beratungen kann ich nun in dem Belagerungszustande nicht finden, es sei denn, daß man die Freiheit einzelner Fraktionen darunter verstehe, ihre Ansichten durch tumultuarische Demonstrationen auf der Straße zu unterstützen. Von seiten der Diener des Belagerungszustandes oder der Obrigkeit fürchte ich dergleichen nicht. Sollten aber die Konstabler

[1]) Abg. Grebel.

[2]) Abg. Grebel hatte gesagt: „Statt aller Gründe warf der General Wrangel, wie einst Brennus in Rom, seinen ehernen Degen in die Wage der Gerechtigkeit.“

sich so weit vergessen, uns hier einzuriegeln, oder sollten die königlichen Truppen sich nicht entblöden, Andersdenkende auf der Straße zu insultieren, so werde ich den Beleidigten nicht zurufen: ‚Richten Sie doch Ihre Abstimmungen so ein, daß sie den Soldaten gefallen‘, sondern ich werde zu den Ersten gehören, die ihre Stimme für die Freiheit unserer Beratungen erheben. Die ungezügelte Preßfreiheit und das Versammlungsrecht ohne Kontrolle sind antizipierte Bruchstücke eines zukünftigen Rechtszustandes, Bruchstücke, welche, wo ihnen die Ergänzung durch Repressivgesetze fehlt, jede Regierung zu einem fortwährenden Kriegsfuß gegen den Aufruhr nötigen. Wir haben im vorigen Sommer gesehen, wenn das Feuer der Berliner Straßenpolitik durch den Wind der Plakatenpresse und der Klubs angefacht wurde, so gab es Auftritte, die zu den schmachvollsten in der preußischen Geschichte gehören und gegen welche die Gesetze sich machtlos erwiesen. Ich berufe mich auf das Zeugnis der Herren v. Kirchmann und Temme, welche damals als königliche Prokuratoren, wenn ich mich nicht irre, selbst zugaben, daß die bestehenden Gesetze nicht ausreichen, den Verordnungen, über welche bei ihnen geklagt wurde, zu steuern. Ich werde den Nachweis hierfür beizubringen suchen, wenn die Tatsache bestritten werden sollte. Es wird von jener Seite des Hauses (links) jetzt behauptet, daß der Geist des Aufruhrs gänzlich geschwunden sei. Jedoch die Vorgänge vom 18. März dieses Jahres sind keineswegs geeignet, diese Behauptung zu bestätigen.[1]) Noch weniger sind die Lieder, die zur Feier des 18. März in Gesellschaften gesungen wurden, beruhigender Natur. Mir sind zufällig einige der Art in die Hände geraten. In einem dieser Lieder werden die Anhänger der Freiheit zu einem tödlichen Kampfe aufgerufen; sie werden aufgerufen, sich unter dem blutroten Banner, dessen Bedeutung wir kennen, zu versammeln. Dieses Banner soll nun gefärbt werden mit Blut, nachdem das Gold der Freiheit daraus gestohlen, das Schwarz hinausgeworfen sei. Es heißt darin:

‚Wir färben echt, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut.‘

---

[1]) Jahresfeier der Berliner Revolution, besonders an den Gräbern der Märzgefallenen im Friedrichshain.

„Ich möchte an die Versammlung die Frage richten, ob vielleicht in unserer Mitte sich Herren befinden, welche Gesellschaften, wo Lieder dieser Art gesungen, für welche sie ausdrücklich gedichtet wurden, beigewohnt haben, und ob sie uns vielleicht Auskunft darüber geben könnten, welches die Tyrannen sind, mit deren Blut gefärbt werden soll. Eine Gesellschaft der Art war im Café de l'Europe.[1])

(Zischen links, Bravo rechts. Eine Stimme: Singen!)

„Ich weiß, meine Herren auf dieser Seite, daß Sie anderer Ansicht sind wie ich. Es war auch keineswegs meine Absicht, Ihre Meinung auszusprechen, sondern die meinige. Ich bin nicht hergeschickt, Ihre Meinung auszusprechen. Ihre Zeichen, Ihre Unterbrechungen werden nur die Diskussion aufhalten. Wer seine Ansicht mit anderen Waffen als denen des Geistes verteidigt, von dem muß ich voraussetzen, daß ihm die Waffen des Geistes ausgegangen sind. Wer noch Gründe des Verstandes vorrätig hat, von dem erwarte ich, daß er sie nach mir anwenden wird. Zischen und Geschrei von Singen gehört nicht hierher. Wer das Lied nachher singen will, für den werde ich es hier deponieren.

„Also ich habe auf meine Frage keine Antwort erhalten und gehe daher über sie hinweg.

„Ich kann in Betrachtung dieser Zustände dem Ministerium nur meinen Dank aussprechen, daß es durch exzeptionelle Maßregeln unsere Freiheit geschützt hat, und diesen Dank teilen unter anderen mehrere tausend Berliner, die Unterzeichner dieser Petition um Nichtaufhebung des Belagerungszustandes, welche ich mir erlaube auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Sie werden daraus ersehen, daß es eine unrichtige Angabe ist: ‚das Volk von Berlin will die Aufhebung des Belagerungszustandes'.

„Meine Herren! Der besitzende Teil des Berliner Volkes, der am meisten und am schnellsten unter Störungen von Verkehr und Kredit leidet, ist in dieser Kammer, wie ich behaupte, gar nicht repräsentiert. Das haben die Berliner Wahlen zur ersten Kammer unwider-

[1]) Hier hatte sich eine große Anzahl der Oppositionsmitglieder am 18. März zu einem Festmahl vereinigt.

lediglich bewiesen. Es ist überhaupt, meine Herren, sehr mißlich, sich so schlechthin auf den Willen, oder sogar, wie Herr d'Ester, auf die Ahnungen und Gefühle des Volkes zu berufen. Wer von Ihnen, meine Herren, kennt die Ahnungen und Gefühle des Volkes so genau, wer kann denn irgendeinen glaublichen Nachweis dafür beibringen, daß das, was er dafür ausgibt, wirklich der Gesamtwille des preußischen Volkes sei? Der einzige Beweis ist die Behauptung, es sei so, der ich die meinige, es ist nicht so, mit demselben Rechte entgegensetze. Geben wir uns doch nicht Illusionen hin, als ob unsere Majoritäten oder Minoritäten in entsprechenden Bruchteilen den Willen des Volkes repräsentierten. Wir sind gewählt von der Majorität der Wahlmänner, und diese wiederum von der Mehrheit der Urwähler. Wir alle repräsentieren also nur die Mehrheit einer Mehrheit, vielleicht etwas über ein Viertel der auf der Wahl wirklich erschienenen Urwähler, und da kommen einzelne Fraktionen der Versammlung und wollen uns ihre Ansichten und ihren Willen als die Ansichten und den Willen des großen preußischen Volkes unterschieben.

„Es ist kein Ausdruck im letzten Jahre mehr gemißbraucht worden als das Wort ‚Volk'. Jeder hat das darunter verstanden, was gerade in seinen Kram paßte; gewöhnlich einen beliebigen Haufen von Individuen, die es ihm gelungen war, für seine Ansicht zu gewinnen. Das wahre preußische Volk hat in der letzten Zeit viel Geduld gezeigt und große Leichtgläubigkeit gegen diejenigen, die sich seine Freunde nennen. Aber in der Abstimmung über die Adresse, die uns vorliegt, wird das Volk Material genug erhalten, sich darüber aufzuklären, wer zwischen ihm und seinem Frieden, wer zwischen ihm und seinem Rechte steht."

Am 22. März griff Bismarck noch einmal in die Debatte über den Adreßentwurf ein. Es handelte sich um die Einschaltung eines Absatzes, in dem der König um Erlaß einer Amnestie für alle seit dem 18. März 1848 begangenen politischen Verbrechen und Vergehen ersucht wurde. Gegen diesen Antrag wandte sich Bismarck mit allem Nachdruck in Form einer faktischen Berichtigung:

„Meine Herren! Ich habe zwar nicht die Absicht, über das

Spioniersystem der Beamten zu sprechen und hätte daher vielleicht nach der Meinung einiger der Herren Abgeordneten hier gar nichts zu tun; ich will Sie aber doch mit einigen Worten behelligen, und zwar gegen die Amnestiefrage. Nicht aus Unversöhnlichkeit gegen politische Gegner stimme ich wider den Antrag, sondern aus Gründen, welche ich näher entwickeln werde. Wir leben in Zeiten, wo ein jeder sehr bald in den Fall kommen kann, eine versöhnliche Beurteilung in Anspruch zu nehmen.

„Die Gründe, welche mich bei dieser Frage leiten, sind folgende: die Begnadigung oder die Amnestie, oder welchen andern Euphemismus Sie anwenden wollen, ist ein Recht der Krone, dessen Wesen gerade in freier oder freiwilliger Ausübung besteht, wenn es überhaupt ein Recht bleiben soll. Forderte die Majorität dieser Versammlung in diesem Augenblick die Amnestie von der Krone, so würde es wenig mehr als die vorläufige Erfüllung einer Bedingung sein, wenn die Krone darauf einginge. Das Stellen dieser Bedingung wurde sogar von dem Redner, der zuletzt vor mir zur Sache, nicht zur Geschäftsordnung sprach,[1]) mit einer Drohung unterstützt, welche seltsam mit der übrigen im ganzen auf Rührung berechneten Rede kontrastierte; es wurde Bezug genommen auf die Aufregung, welche in den Provinzen herrschen soll, nachdem gestern, als man von dem Belagerungszustande sprach, von derselben Seite Aufregung abgeleugnet und gesagt wurde, daß eine solche Aufregung weder hier, noch sonstwo vorhanden wäre.

„Der zweite Grund, welcher mich bestimmt, mich gegen die Amnestie auszusprechen, ist der, daß durch die wiederholten Amnestien das Rechtsbewußtsein im Volk auf das tiefste erschüttert wird. In welchem Grade dies selbst bei den gebildetsten Ständen bereits der Fall sei, haben die Reden zweier Abgeordneten vor mir hinreichend bewiesen, indem der eine[2]) die Vorgänge nach dem 18. März v. J. so ins Auge faßte, als sei die Obrigkeit von dem, was er Volk nennt, amnestiert worden, während es mir scheint, daß der König die Rebellen amnestiert habe.

(Aufregung auf der Linken. Rebellen?)

---

[1]) Abg. Schramm.

[2]) Abg. Metze.

„Ja, meine Herren, Rebellen. Es wird dadurch im Volke die Meinung verbreitet, als ob das ganze Staatsrecht auf der Barrikade beruhe, als ob jeder, dem ein Gesetz mißfällt oder der es für ungerecht hält, das Recht habe, dies Gesetz als nicht vorhanden zu betrachten; als ob ein jeder, dem es gelingt, eine hinreichende Anzahl von Individuen, bewaffnet oder unbewaffnet, zu sammeln, hinreichend, eine schwache Regierung einzuschüchtern und ihr zu imponieren, oder, wenn sie sich nicht einschüchtern läßt, sie durch Barrikaden über den Haufen zu werfen, vollkommen im Rechte wäre.

„Mein dritter Grund, weswegen ich gegen die Amnestie bin, ist ein bei Beratungen in den Abteilungen bereits genannter, nämlich die Menschlichkeit. Der Prinzipienstreit, welcher in diesem Jahre Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, ist ein solcher, der sich nicht vermitteln läßt. Die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die sich von Hause aus einander ausschließen. Das eine zieht seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andre gründet sich auf eine von Gott eingesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes Gnaden, und sucht seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Prinzipe sind die Aufrührer jeder Art heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem andern sind sie Rebellen, die unter Umständen allerdings durch die Amnestie gegen den Arm der weltlichen Gerechtigkeit geschützt werden können. Über diese Prinzipien wird nicht durch die parlamentarische Debatte, nicht durch Majoritäten von elf Stimmen [1]) eine Entscheidung erfolgen können; über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen.

(Beifall auf der Linken.)

„Es freut mich, meine Herren, daß Sie die Wahrheit meiner Worte anerkennen, und uns wenigstens wird dabei die Überzeugung bleiben, daß wir in einem Kampfe gestritten haben, dessen Preis von dem irdischen Erfolge unabhängig ist.

(Beifall.)

[1]) Mit dieser Mehrheit war der erste Absatz der Adresse angenommen worden.

„Der Soldat faßt es nicht, daß er einen und denselben Aufrührer mehrmals gefangen nehmen soll und voraussehn muß, daß derselbe sich ihm wieder von neuem gegenüberstellen wird; ich fürchte also, er wird weniger Gefangene machen und die weinerliche Sentimentalität unseres Jahrhunderts, welche in jedem fanatischen Rebellen, in jedem gedungenen Barrikadenkämpfer einen Märtyrer findet, wird mehr Blutvergießen herbeiführen, als eine strenge und entschlossene Gerechtigkeit, wenn sie von Anfang an geübt worden wäre, hätte tun können."

Die bedeutungsvollste Rede in dieser Tagung der Zweiten Kammer hielt aber Bismarck erst am 21. April. Es handelte sich um die Stellungnahme zur Ablehnung der König Friedrich Wilhelm IV. seitens der Frankfurter Nationalversammlung angebotenen Kaiserkrone; er machte sie abhängig von der Zustimmung der deutschen Bundesstaaten und Freien Städte. Bismarck und einige andre beantragten Ablehnung des zu dieser Frage gestellten ausführlichen Antrags des Abgeordneten Rodbertus und Genossen nebst allen Amendements und Übergang zur einfachen Tagesordnung. Er führte zur Begründung seines Antrags folgendes aus:

„Die Erklärung, welche wir soeben von dem Herrn Ministerpräsidenten erhalten haben, bestärkt mich um so mehr in der Absicht, für den Antrag auf Tagesordnung zu stimmen. Es ist das viertemal seit unserer zweimonatlichen Sitzungszeit, daß uns zugemutet wird, unsre Ansichten und Gefühle über eine Frage auszudrücken, welche verfassungsmäßig unsrer unmittelbaren Entscheidung und Beschlußnahme für jetzt nicht unterliegt. Wir haben das erstemal in der Antwort auf die Thronrede über die deutsche Frage Gelegenheit gehabt, unsre Meinung zu sagen. Nachher haben uns zwei Anträge des Abgeordneten v. Vincke Veranlassung gegeben, nicht nur die Ansicht der Versammlung im ganzen, sondern auch die einer jeden einzelnen Fraktion in Anwesenheit des Ministeriums Sr. Majestät des Königs auszusprechen. Seitdem ist meines Erachtens nichts vorgefallen, was den Stand der Dinge für uns änderte. Denn die rechtlosen Beschlüsse, mit welchen die Nationalversammlung in Frankfurt ihren Oktroyierungsgelüsten Nachdruck zu geben versuchte

(Unterbrechung. Glocke.)

kann ich für uns als vorhanden nicht anerkennen. Ebensowenig kann ich zugeben, daß die Erklärung von 28 Regierungen, welche zusammen 6 1/2 Millionen oder, wie ich nachher nachweisen will, vier bis fünf Millionen Untertanen haben

(Stimmen von Linken: „Untertanen?") —

ja, Untertanen —

(Heiterkeit)

diese Regierungen, deren Minister eilig bemüht sind, ihre märzerrungenen Stellungen mittels der konstituierten Anarchie, welche von Frankfurt aus dargeboten wird, unter Dach und Fach zu bringen

(Bravo! rechts. Heiterkeit),

daß, wie gesagt, diese Erklärungen nicht hinreichend schwer ins Gewicht fallen, unsre Ansichten da zu ändern, wo es sich um die Zukunft Preußens handelt.

„Die Regierung ist dem Beschlusse der Majorität in demjenigen Antrage des Abgeordneten v. Vincke, welcher ein Resultat zur Folge hatte, daß man dem Könige raten möge, sich den Anträgen, die von Frankfurt ausgingen, nicht zu entziehen, nachgekommen und mit ungewöhnlicher Eile in den Formen. Indes, wie es scheint, mißfällt die Art und Weise, wie dies geschehn, einem Teile der Versammlung, und deshalb sucht derselbe die Angriffe, welche damals erfolglos blieben, gegen die Regierung zu erneuern. Die Titel 3 und 5 der Verfassungsurkunde vom 5. Dezember stellen die Rechte fest, welche der Krone und andrerseits der Kammer zustehn. Ich kann aus dem Titel 5, der von den Rechten der Kammer handelt, nicht die Überzeugung entnehmen, daß es unser Beruf sei, das Land durch Adressen, Erklärung von Ansichten und Gefühlen zu regieren, daß es unser Beruf sei, in Fällen, wo die Regierung Sr. Majestät des Königs von den der Krone, namentlich im § 46 [1]) reservierten Rechten einen Gebrauch macht, der einem Teile dieser Versammlung mißfällt, daß es da unser Beruf sei, auf die Regierung ein anhaltendes Feuer von Adressen, von Mißtrauensvoten zu eröffnen, bis das Ministerium die Flagge streicht.

[1]) § 46: „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Verträge mit fremden Regierungen zu errichten."

Wenn das Ministerium sich einem solchen Verfahren fügen wollte, dann würde es dadurch anerkennen, daß die Exekutivgewalt direkt auf die Zweite Kammer übergegangen sei. Es würde anerkennen, daß die Minister nicht Beamte des Königs, sondern Beamte der Zweiten Kammer seien, nur daß dem Könige einstweilen die äußeren Zeichen der Macht lediglich verblieben. Es mag dies von vielen für konstitutionell gehalten werden; ich halte das nur für konstitutionell, was verfassungsmäßig ist. In Preußen ist nur das konstitutionell, was aus der preußischen Verfassung hervorgeht. Mag in Belgien oder Frankreich, in Anhalt-Dessau oder da, wo der morgenrötliche Glanz der mecklenburgischen Freiheit strahlt, konstitutionell sein, was da will; hier ist nur das konstitutionell, was auf der preußischen Verfassung beruht. Ich habe zwar das Vertrauen zu den jetzigen Räten der Krone, daß sie die Prärogative der Krone zu wahren wissen werden, und habe mit Freuden aus der Erklärung des Herrn Ministerpräsidenten mich überzeugt, daß sie entschlossen sind, dies zu tun. Ich habe die Überzeugung, daß sie den Manifestationen von Gefühlen und Ansichten dieser Kammer keinen andern Wert beilegen werden, als sie verfassungsmäßig haben; daß sie vielmehr der Kammer überlassen werden, falls dieselbe entschlossen ist, mit dem Ministerium nicht mehr gemeinsam zu wirken, da, wo ihre Mitwirkung zur Gesetzgebung in Anspruch genommen wird, dieselbe zu verweigern und dadurch das Ministerium zu nötigen, entweder zurückzutreten oder die Kammer aufzulösen. Gerade aber aus diesem Grunde scheint es mir der Würde der Kammer nicht angemessen, daß sie wiederholt Beschlüsse in einer Sache faßt, wo es ihr an jedem rechtlichen Mittel fehlt, diesen Beschlüssen Nachdruck zu geben, und wo ich nicht weiß, was sie erwidern würde, wenn das Ministerium diesen Beschluß, ohne ihm eine Folge zu geben, ad acta nähme oder erklärte, daß die Minister ihrerseits manche unsrer Beschlüsse auch „entschieden mißbilligten", wie z. B. über die von uns beratenen und verdünnten Plakaten- und Klubgesetze. Wenn die Kammer die Sache in die Hand nehmen will, so würde meines Erachtens der einzige geeignete Weg der sein, daß sie einen Gesetzvorschlag entwerfen ließe, vermöge dessen die Frankfurter Verfassung in Preußen als rechtsgültig anerkannt würde und für diesen

Gesetzvorschlag die Zustimmung der Ersten Kammer und der Krone zu gewinnen suchte. Ehe wir jedoch dazu schreiten können, wäre es nötig, daß uns vorher das Frankfurter Verfassungsprojekt in authentischer Ausfertigung vorgelegt würde, um es unsrer Prüfung und Beschlußfassung unterwerfen zu können. Ich würde mich des äußersten Leichtsinns zeihen müssen, wenn ich in einer so wichtigen Sache auf den Grund eines dringlichen Antrages, nach flüchtiger Diskussion, eine ganze Verfassung in Bausch und Bogen annehmen wollte, die in allen Punkten der wichtigsten Aufgabe, welche wir haben, nämlich der Revision der preußischen Verfassung, präjudizierlich ist; denn ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und Deutschland zwei Verfassungen auf die Dauer nebeneinander bestehen können; namentlich da bisher das deutsche Volk des engeren Bundes[1]) sehr wenig andre Leute außer den preußischen Untertanen in sich begreifen wird, so scheint mir, daß zwei in vielen Punkten entgegenstehende Verfassungen nicht parallel nebeneinander bestehn können, so daß die eine für 16 Millionen Preußen, die andre für dieselben 16 Millionen Preußen und außerdem für vier bis fünf Millionen Deutsche aus dem ‚Reich' Geltung hätte. Die preußische Verfassung vom 5. Dezember rechne ich nicht unter die vorzüglichsten, von denen die Geschichte Nachricht gibt; ihr Hauptvorzug ist, daß sie da ist.

„Sie läßt der Regierung kaum den notdürftigen Bestand derjenigen Rechte, ohne welche sich überhaupt nicht regieren läßt. Auch sie erkennt das Prinzip an, daß der Einfluß einer jeden Volksklasse in demselben Maße steigen müsse, in welchem ihre politische Bildung und Urteilsfähigkeit abnimmt, und gibt damit ein sichres Bollwerk gegen die Aristokratie der Intelligenz. Indes, die Frankfurter Verfassung hat noch tiefer aus dem Brunnen der Weisheit jener Theoretiker geschöpft, welche seit dem contrat social nichts gelernt, aber viel vergessen haben — jene Theoretiker, deren Phantome uns in sechs Monaten des vorigen Sommers mehr an Geld, Blut und Tränen gekostet haben, als ein dreiunddreißigjähriger Absolutismus.

„Die Frankfurter Verfassung bringt uns unter ihren Geschenken

[1]) D. h. der sog. Union mit Ausschluß Österreichs.

zuerst das Prinzip der Volkssouveränität, sie trägt den Stempel derselben offen an der Stirn, sie erkennt es an in der ganzen Art, wie die Frankfurter Versammlung uns diese Verfassung — ich würde mich, wenn ich zur Linken gehörte, des Ausdrucks ‚oktroyiert' bedienen —, sie sanktioniert das Prinzip der Volkssouveränität am schlagendsten in dem Suspensivveto des Königs, was der geehrte Vorredner Camphausen ausführlicher entwickelt hat, als ich es imstande und geneigt bin zu tun. Die Frankfurter Verfassung veranlaßt den König, seine bisher freie Krone als Lehn von der Frankfurter Versammlung anzunehmen, und wenn diese Volksvertreter es dreimal beschließen, so hat der König und jeder andre Fürst, der Untertan des engern Bundesvolkes geworden ist, aufgehört zu regieren.

„Sie bringt uns zweitens die direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht. Wenn die Wahlbezirke bleiben sollen, wie sie sind, so werden ungefähr auf einen Wahlbezirk, der zwei Abgeordnete wählen soll, 26000 Urwähler im Durchschnitt kommen. Ich frage, ob irgendeiner der rechten Seite sich imstande glaubt, 26000 Wähler, die zerstreut in den verschiedenen Hütten und Bauerhöfen wohnen, parteimäßig zu organisieren. Den Herren der linken Seite wird es vielleicht leichter sein.

(Bravo!)

Gern räume ich ein, sie organisieren mit mehr Geschicklichkeit.

„Außerdem ist es leichter, sich darüber zu einigen, was man nicht will, als über das, was man bewahren oder an Stelle des jetzt Vorhandenen will, namentlich sehr leicht ist es, wenn man entschlossen ist, von allem Bestehenden gar nichts zu lassen. Ich glaube also, daß die Herren von der Linken leichter eine Einigung ihrer Anhänger zustandebringen und daß, wenn bei 26000 Stimmen 100 oder mehr Kandidaten in der Wahlurne liegen, die Linke eher 2- oder 3000 Wähler auf einen Kandidaten vereinigt haben wird, als die Rechte. Die übrigen 24000 werden darüber vielleicht einig sein, daß sie den Kandidaten grade nicht gewollt haben, aber nicht darüber, wen sie denn wollen, das ist einmal unsre Art auf der Rechten.

„Das, meine Herren, kann ich keine Vertretung nennen; ich sehe voraus, daß bei diesem Wahlgesetz, mit Rücksicht auf den Zuwachs,

der aus den kleinen republikanisierten Staaten kommen wird, die Linke sich gegen die Rechte bedeutend verstärken wird, und das halte ich für das Land und die Krone für ein großes Unglück.

(Heiterkeit und Bravo von der Linken.)

„Manche werden ihren Trost darin finden, daß die konservative Partei einen Anhaltspunkt am Staatenhause haben werde. Da finde ich nun aber, daß wir Preußen schlecht weggekommen sind. Preußen soll zum Staatenhause 40 Abgeordnete nach Frankfurt schicken, also 1 auf 400000; die Bayern sind schon mehr wert, da kommt auf 200000 einer; Weimar auf 120000, Hessen-Homburg auf 26000 und Liechtenstein, was soviel Einwohner hat als Schöneberg — hier vor dem Halleschen Tor — würde im Staatenhause denselben Einfluß ausüben als die Mehrzahl der preußischen Regierungsbezirke mit 400000 und mehr Einwohnern.

„Das dritte Übel, welches uns die Frankfurter Verfassung bringt, ist die jährliche Bewilligung des Budgets. Durch diesen Paragraphen ist es in die Hände derjenigen Majorität, die aus dem Lottospiel dieser direkten Wahlen hervorgehen wird und welche nicht die mindeste Garantie bietet, daß sie urteilsfähig oder auch nur von gutem Willen sein wird —

(Heiterkeit)

in die Hände dieser Majorität ist es gelegt, die Staatsmaschine in jedem Augenblick zum Stillstehn zu bringen, indem sie das Budget nicht wieder bewilligt und so als Konvent [1]) die ganze königliche und jede andere Macht im Staate neutralisiert, und das scheint mir im hohen Grade gefährlich.

„Die Frankfurter Verfassung verlangt ferner von ihrem zukünftigen Kaiser, daß er ihr das ganze Deutschland schaffe, so wie es früher den Deutschen Bund gebildet hat. Ich gebe gerne zu, daß die Herren Antragsteller von heute diese Meinung mit ihrem Antrage nicht verbunden haben; indes die Frankfurter haben sich feierlich verschworen, kein Jota an dieser Verfassung zu ändern, und wir werden

---

[1]) Französische Nationalversammlung seit 1792.

uns ihnen wohl fügen müssen, wenn wir uns ihnen überhaupt fügen.

(Heiterkeit und Bravo.)

„Es wird also der König, wenn er Kaiser würde, genötigt sein, nach Österreich usw. Kaiserlich deutsche Kommissare zu schicken, um dort das Zoll- und Münzwesen usw. zu regulieren, die dortigen Armeen in Eid und Pflicht zu nehmen, eine österreichische Flotte anderswo zu halten als in Fiume oder längs der dalmatinischen Küste — denn Triest würde ein Reichshafen sein. Es wäre möglich, daß Österreich oder ein Staat wie Bayern sich dem nicht unterwerfen möchte; dann würde der Kaiser genötigt sein, die dortigen Fürsten als Rebellen zu behandeln und etwa an die ‚Tatkraft' der Bayern gegen das Haus Wittelsbach oder an die ‚Tatkraft' der Hannoveraner gegen das Haus der Welfen zu appellieren. Das ist es wohl, wohin uns die Herren von der Umsturzpartei haben wollen.

(Große Heiterkeit auf der Linken.)

„Ich habe niemand mit diesen Worten bezeichnet, der hier im Saale anwesend ist. Es gibt außerhalb genug!

(Heiterkeit.)

„Die Herren von der äußersten Linken in Frankfurt, deren Stimmen man durch ein Markten und Feilschen mit Prinzipien, was ich nimmer billigen kann, in der Kaiserfrage erkauft hat, verlangen dies. Es wird nicht lange dauern, so werden die Radikalen vor den neuen Kaiser hintreten mit dem Reichswappen und ihn fragen: ‚Glaubst du, dieser Adler sei dir geschenkt?'

(Heiterkeit.)

„Zwei Herren Simon[1]), ich weiß nicht, ob sie Gebrüder sind, haben in öffentlichen Blättern aufs entschiedenste erklärt, daß sie *nur* das ganze Deutschland wollen.

„Herr Schaffrath rief dieser Tage der sächsischen zweiten Kammer zu: ‚Der neue Kaiser *muß* uns ganz Deutschland schaffen!' Diese Zauberformel, in der sich viel zwischen den Zeilen lesen läßt, verwandelte

---

[1]) *August Heinrich* und *Ludwig Simon*, Mitglieder der Nationalversammlung in der Paulskirche.

diese radikale Kammer in eine gut kaiserliche, und in diesem plötzlichen Umschlag liegt mir etwas Beunruhigendes. Es werden alle Mittel aufgewandt, Preußen in Deutschland die Rolle aufzudrängen, welche Sardinien in Italien gespielt hat, uns dahin zu bringen, wo Carlo Alberto vor der Schlacht bei Novara [1]) war, wo ihm der Sieg den Untergang der Monarchie, seine Niederlage den schimpflichen Frieden bringen mußte.

„Hat uns die Unterwürfigkeit gegen Frankfurt doch schon zu der wunderlichen Einrichtung geführt, daß königlich preußische Truppen die Revolution in Schleswig gegen den rechtmäßigen Landesherrn verteidigen, daß unsere östlichen Provinzen in einem Streit um des Kaisers Bart, in einer echten querelle allemande, zum zweitenmal durch die Blockade ruiniert werden, während die Herren in Frankfurt gemütlich von den Taten unserer Krieger in den Zeitungen lesen, wie weit hinten in Dänemark die Völker aufeinander schlagen.

„Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will **ich** sie nicht.

„Allein es haben sich 28 Regierungen dafür ausgesprochen, daß sie sie selbst mit dieser Verfassung wollen, ja 28 terrorisierte Regierungen, welche noch an dem Märzfieber des vorigen Jahres krank sind und zusammen 6 700 000 Einwohner

(Stimme von der Rechten: Untertanen!)

unter ihrem Zepter haben, von denen aber abzurechnen sind 1 300 000 Badenser, da seitens Badens eine nur bedingte Erklärung abgegeben ist, und zwar unter der auflösenden Bedingung, daß der Großherzog sich seine weiteren Beschlüsse vorbehalte, falls außer Österreich noch andere Staaten dem Bunde nicht beitreten, was mit Sicherheit anzunehmen ist. Ferner 500 000 Holstein-Lauenburger. Über diese kann die provisorische Regierung eine solche für immer bindende Erklärung nicht abgeben, sondern nur der König von Dänemarck, der bisher eine Erklärung nicht abgegeben hat.

(Große Heiterkeit.)

---

[1]) 23. März Sieg Radetzky's über Carlo Alberto von Sardinien.

„Den vier bis fünf Millionen, welche übrig bleiben, stehen gegenüber die Untertanen von Österreich, des Königs von Preußen und der übrigen vier deutschen Königreiche mit 38 Millionen, ohne Baden, Holstein, Luxemburg, Limburg und wer weiß welche noch. Diese alle wollen die Verfassung nicht anerkennen.

„Die 28 Regierungen würden sich sehr gern dazu verstehn, auch unter der Bedingung einer anderen Verfassung sich mit der deutschen Einheit zu befreunden, und es sind allein die übereilten Beschlüsse der Frankfurter Versammlung, die hartnäckig an derselben festhält, welche der deutschen Einigkeit im Wege steht.

„Ich halte es daher für unserer Aufgabe entschieden widerstrebend, wenn wir die deutsche Frage dadurch noch mehr verwirren, daß wir in dem Augenblicke, wo Europa anfängt, sich von dem Taumel der Revolution zu erholen, den Frankfurter Souveränitätsgelüsten, die grade um ein Jahr zu spät kommen, die Stütze unsrer Zustimmung leihen.

(Ruf links: Sehr gut!)

„Ich glaube, daß gerade dann, wenn wir ihnen unsere Unterstützung verweigern, Preußen um so eher imstande sein wird, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen. Die Gefahren, welche uns dabei entgegenstehen könnten, fürchte ich nicht, weil das Recht auf unserer Seite ist, und sollten sie auch die gebräuchliche Ausdehnung eines Heckerschen Putsches um das Zehnfache übersteigen. Im schlimmsten Falle will ich aber, ehe ich sehe, daß mein König zum Vasallen der politischen Glaubensgenossen der Herren Simon und Schaffrath herabsteigt, lieber, daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht, sie von andern zu empfangen.

„Meine Herren! Ich habe als Abgeordneter die Ehre, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu vertreten, welche dieser Provinz, der Grundlage und Wiege der preußischen Monarchie, den Namen gegeben hat, und fühle deshalb mich um so stärker verpflichtet, mich der Diskussion eines Antrages zu widersetzen, welcher darauf hinausgeht, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhmes und der Vaterlandsliebe aufgebaut haben, welches von Grund auf mit dem Blute unserer Väter

gekittet ist, zu untergraben und einstürzen zu lassen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde."

Mit dieser ersten längeren Rede trat Bismarck bereits in die vorderste Reihe der damaligen Parlamentsredner. Er steht hier fast schon auf der oratorischen Höhe späterer Jahre: die Wucht und überzeugende Kraft seiner Beweisgründe, das Fußen auf und das Schließen aus historischen Tatsachen, der gelegentliche Hohn auf die Gegner; die Ironie, mit der er sie dem allgemeinen Gelächter preisgibt; die hinreißende Macht seines Patriotismus; der ideale Zug und der poetische Schwung des sonst so nüchternen Mannes erheben diese Rede in der damaligen Zeit zu einer Leistung ersten Ranges, zu einer patriotischen Tat, die in ihrem Glanze vereinzelt dasteht, aber daher um so heller erstrahlt und um so weiter leuchtet und die Herzen begeistert. Zwar erklärten eine Anzahl Philister aus der Stadt Brandenburg, Bismarck sei im Kreise Zauch-Belzig gewählt, der mit Havelland zu einem Wahlbezirk vereinigt sei und daher zufällig auch Vertreter der Stadt Brandenburg. Wenn die Stadt allein zu wählen gehabt hätte, dann würde sie nicht die Ehre haben, durch Herrn von Bismarck vertreten zu werden; denn von den 68 Wahlmännern der Stadt hatten die unterzeichneten 35 sich entschieden zum Programm der volkstümlichen Partei bekannt usw. Dagegen widmete „eine Preußin" in der „Kreuzzeitung" vom 27. April „dem kühnen Vorkämpfer für Preußens Ehre" folgenden poetischen Dank:

„Hui, Bismarck, wie klingt deine Rede so gut!
Hui, Bismarck, wie flammst du im Löwenmut!
Das Schwert deiner Rede, es blitzet so frei,
Und der Sinn deiner Rede ist ewige Treu'!

Hurra für den Bismarck! Wem's Herze noch schlägt,
Wer's noch an der rechten Stelle trägt,
Der juble mit mir in die Welt hinein,
Daß noch solche Männer in Preußen sein.

Ja, wärst du Feldmarschall, du flögst noch im Saus
Und jagtest den Feind uns zum Lande hinaus.
O Gott! Schaff uns Männer von dieser Art
Nur hundert, nur hundert auf unserer Wart'!

Es flammt mir im Auge, es flammt mir ins Herz
Ein Balsam, ein Tropfen im Seelenschmerz.
Ein Mann und ein Ritter in dieser Zeit,
Ein Mann, frei von ihrer Erbärmlichkeit."

In einer damals erschienenen Karikatur des „Kladderadatsch" war die höhnische Bemerkung enthalten: „Dem Abgeordneten zur preußischen Zweiten Kammer Freiherrn von Bismarck-Schönhausen ist in Anerkennung seiner trefflichen antediluvianischen Rede, welche er in der Sitzung vom 21. April über die deutsche Frage gehalten hat, das Prädikat ‚Alleruntertänigster Untertan' beigelegt worden." Ebenso folgende Notiz: „Herr von Bismarck-Schönhausen hat den Baumeister des Sitzungsgebäudes gefragt, ob es denn gar nicht möglich wäre, die Wand der rechten Seite noch einige Fuß weiter hinauszurücken; sie ist ihm nicht rechts genug. Der Baumeister hat sein Bedauern ausgedrückt, die Wand selbst nicht verrücken zu können, indessen dem Edlen von Bismarck wenigstens versprochen, in künftiger Session eine Nische für ihn einzuschneiden, wenn er nämlich wieder gewählt werden sollte."

Als dann am 23. April der Antrag Waldeck auf Aufhebung des Belagerungszustandes über Berlin angenommen wurde, war der Bruch mit der Regierung vollzogen; da sich außerdem keine Aussicht bot, mit dieser Kammer zu einer Revision der Verfassung zu gelangen, löste der König am 27. April die Zweite Kammer auf und vertagte die Erste.

Dieser Winter war der erste, den Frau von Bismarck zum Teil in Berlin verlebte. Was Bismarck als seine Absicht schon in dem Briefe vom 10. Februar ausgesprochen hatte, das führte er, wenn auch erst Ende März, aus. Er einigte sich zur Benutzung einer gemeinsamen Wohnung mit Arnims in der Wilhelmstraße 71, gerade gegenüber der Behrenstraße („das gefürchtete Antoniniquartier"). Die Etage enthielt elf Räume: 1, 2, 3 und 4 nahmen Bismarcks, alle übrigen Arnims mit ihrem Personal.

Gleichzeitig trat noch eine andre Veränderung in Bismarck's äußeren Verhältnissen ein: er entschloß sich, Schönhausen zu verpachten. Der in Aussicht genommene Pächter, Karbe, kam zu den letzten Verhandlungen über die Übergabe am 4. März nach Berlin, am Abend wurde der gerichtliche Kontrakt geschlossen. Am 18. April erhielt Bismarck die erste Anzahlung und benutzte sie, um die letzten Wechsel, die sein Bruder giriert hatte, einzulösen.

Noch eines drolligen Vorfalles aus der Session der Zweiten Kammer sei hier gedacht. Während die Abgeordneten eines Tages in großer Zahl an der Table d'hôte saßen, erschien Graf Itzenplitz, ging die Wände entlang und sah in jeden Winkel, offenbar lebhaft nach einem Gegenstande suchend. Herr von Bismarck beobachtete ihn und rief ihm über die Tafel weg zu: „Verehrter Graf, was suchen Sie?" wurde aber für diese teilnehmende Frage mit einem zornigen Blicke belohnt. Am Nachmittag ließ ihn Graf Itzenplitz auf Pistolen fordern. Bismarck teilte diese Forderung und ihre harmlose Veranlassung dem Grafen Arnim-Boitzenburg mit und bat ihn um seinen Beistand. Graf Arnim beschwichtigte den aufgeregten Grafen Itzenplitz und bewog ihn zur Zurücknahme der Forderung. Bismarck aber schrieb nun folgenden Brief an Itzenplitz:

Verehrter Herr Graf!

Ew. Hochgeboren gefälliges Schreiben habe ich gestern Abend zu erhalten die Ehre gehabt und weiß nicht, ob ich es lediglich als einen schmeichelhaften Beweis Ihres Vertrauens zu mir betrachten darf, daß Hochdieselben grade mich zum Adressaten des Ausdrucks einer Stimmung gewählt haben, deren Ursache meiner Überzeugung nach nicht allein in meiner teilnehmenden Frage nach dem Gegenstande Ihres Suchens liegen kann.

Es tut mir sehr leid, wenn ich, wie Ew. Hochgeboren sagen, schon einmal ohne allen Grund und Veranlassung eine Unhöflichkeit gemacht habe. Ich erinnere mich der Sache nicht, entnehme aber aus der Fassung Ihres sehr geehrten Schreibens und aus dem unerwarteten Eindruck, welchen Ihnen meine freundliche Anrede gestern gemacht hat, daß unsre Ansichten über Höflichkeit im Umgange ver-

schieden sind, ohne daß ich deshalb den Beruf fühlte, modifizierend auf die Ihren einwirken zu wollen. Jedenfalls darf ich annehmen, daß mir nach Empfang Ihres gefälligen Schreibens von gestern ein gewisses Guthaben an Höflichkeit bei Ihnen von unbefangenen Beurteilern nicht abgesprochen werden würde. Wenn indessen dieses Schriftstück Ew. Hochgeboren Wunsch durchblicken läßt, den, wie ich bisher glaubte, wohlwollenden Beziehungen, welche, wenn ich nicht irre, seit etwa 20 Jahren zwischen uns bestanden, ein Ende zu machen, so stehe ich nicht an, auf jenes Guthaben zu verzichten, und wenn auch Ihr Entschluß mich mit lebhaftem Bedauern erfüllt, so glaube ich doch, daß unsre beiderseitigen Verhältnisse uns die Ausführung desselben gestatten. Sollten aber unvorhergesehne Umstände mir wiederum die Ehre einer Begegnung verschaffen, so werde ich den Ausdruck: ‚Verehrter Graf, was suchen Sie?' gern vermeiden, nachdem ich aus Ihrem Schreiben ersehe, daß derselbe etwas Verletzendes für Sie hat.

Genehmigen Sie, verehrter Herr Graf, die Versicherung der Hochachtung, mit der ich stets die Ehre gehabt habe zu sein

Ew. Hochgeboren usw.

v. Bismarck.

Ehe die Neuwahlen anberaumt wurden, erließ das Ministerium am 30. Mai eine Verordnung, die wesentliche Abänderungen des Wahlgesetzes vom 6. Dezember 1848 und des Wahlreglements vom 8. Dezember enthielt. Durch sie wurden die Urwähler nach der Höhe der direkten Staatssteuern in drei Abteilungen geteilt. Stimmberechtigt wurde jeder Preuße, der das 24., wahlberechtigt jeder, der das 30. Lebensjahr vollendet hatte und sich im Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte befand. Die Wahlen wurden öffentlich und nach dem Prinzip der absoluten Mehrheit vorgenommen. Zur Begründung der Öffentlichkeit des Wahlverfahrens führte der Bericht des Staatsministeriums an den König vom 29. Mai folgendes aus: „Die geheime Abstimmung steht in Widerspruch mit der in allen übrigen Zweigen des Staatslebens laut und mit Recht geforderten Öffentlichkeit, sie verhüllt den so bedeutungsvollen Wahlakt mit einem Schleier, unter welchem alle die

Bestrebungen, welche das Licht zu scheuen haben, sich verbergen können, wogegen die öffentliche Stimmgebung den Erfolg hat, daß man die abgegebene Wahlstimme als das Resultat selbständiger Überzeugung betrachten kann. Daher wird die öffentliche Abstimmung von allen denen gewünscht und angestrebt, welche die konstitutionelle Monarchie dauernd begründen und davon das verderbliche Spiel politischer Leidenschaften und Intrigen fernhalten wollen."

Bismarck kandidierte wieder mit Erfolg im Wahlkreis Westhavelland-Zauche. Er stieß auf geradezu erbitterten Widerstand, so besonders in Rathenow. Dort hatte er eine Wahlrede gehalten und wollte den Saal, in dem er gesprochen hatte, eben verlassen, als der Schornsteinfegermeister Wolf erregt an ihn herantrat und ihm zuflüsterte: „Gehn Sie nicht hinaus, Herr von Bismarck, sie wollen Ihnen draußen zuleibe." „Ach, glauben Sie doch den Bläffern nicht," gab Bismarck zur Antwort und schritt aus dem Saale. Dicht um den Saaleingang drängte sich ein großer Volkshaufen, der den Heraustretenden mit Zischen und Schimpfrufen empfing. Hochaufgerichtet und mit verächtlichem Blick schritt Bismarck, nur von dem Meister Wolf und dem Stadtschreiber Noack begleitet, durch die erregte Menge dem Gasthof zu, wo er ausgespannt hatte. Hier ließ er anschirren und trat dann aus dem Gasthaus hinaus, um fortzufahren. Inzwischen war aber die Menge so angewachsen, daß er nur mit Mühe den Wagen erreichen konnte. Kaum war er eingestiegen, so flogen mehrere Steine über seinen Kopf hinweg, gleich darauf auch einer in den Wagen, der seinen linken Arm nicht unerheblich verletzte. Im ersten Zorn und Schmerz ergriff er den Stein, fuhr vom Sitz empor und erhob den Arm zum Wurf. Dann aber schleuderte er den Stein den Landfriedensbrechern verächtlich vor die Füße und ließ den Kutscher in scharfem Trabe mitten durch die Pöbelmasse hindurchfahren, die feig auseinanderstob. Bismarck hat sich in späteren Jahren dieses unliebsamen Vorkommnisses noch lebhaft erinnert.

Die Urwahlen fanden am 19., die Abgeordnetenwahlen am 27. Juli statt. In Schönhausen wurden Bismarck und „der Prediger"[1]) in der ersten Klasse einstimmig zu Wahlmännern gewählt. Trotzdem machte

[1]) Brief an die Gattin vom 18. Juli 1849.

Bismarck seiner Gattin ernste Hoffnung, daß er nicht wieder ins Abgeordnetenhaus kommen und mit ihr am Strande in Ruhe und Frieden würde baden können. Wenn auch kaum ein demokratischer Wahlmann gewählt wäre, so glaubte nun doch jeder politische Wahlmann den Rücken frei zu haben und ohne Furcht vor den Roten gegen alles, was ihm nach Reaktion roch, Front machen zu können; die Losung war in Brandenburg: wir sind konservativ, aber nicht bismarckisch. In Genthin dieselbe Geschichte: wir wollten gern, aber wir bringen Sie nicht durch.

Drei Tage später klagt er der in Reinfeld weilenden Gattin: „Es ist unglaublich, welche Räubergeschichten die Demokraten den Bauern von mir beibringen, so daß mir einer aus dem Schönhauser Kreise, drei Meilen von uns, gestern vertraute, wenn mein Name bei ihnen genannt werde, so gehe einem ordentlich ein ‚Grusel' von oben runter, als wenn man gleich ein paar ‚altpreußische Fuchtelhiebe' übergezogen erhalten sollte. Wie neulich ein Gegner in einer Versammlung gesagt hat, Bismarck-Schönhausen wollt ihr wählen, ihn, ‚der in des Landmanns Nachtgebet hart neben an dem Teufel steht?' (Grillparzer's Ahnfrau.) Und ich bin doch der sanfteste Mensch von der Welt gegen die gemeinen Leute. Im ganzen ist mir meine Wahl hier unter diesen Umständen sehr zweifelhaft."

Er wurde aber am 27. Juli doch gewählt. Die neue Kammer bestand aus einer Mehrheit konservativer und gemäßigt liberaler Männer, die die Revolution von 1848 als Tatsache hinnahmen und auf dem Boden des Konstitutionalismus standen, den die Krone akzeptiert hatte; daneben aber machte sich eine starke Minderheit bemerkbar, die man als „Reaktionäre" ansah, Feinde jeder Revolution, unter welcher Gestalt sie sich auch darstellte, Vertreter des Absolutismus der Krone, unter dem Preußen groß geworden war, und Bekämpfer aller deutschnationalen Bestrebungen, die darauf hinausgingen, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen. Zu dieser reaktionären Minderheit gehörte Otto von Bismarck.

Nach den Unruhen und der Aufregung und dem Ärger, den die Wahlkampagne mit sich gebracht hatte, war er erst noch für eine Woche nach Reinfeld gefahren; am Abend des 6. August traf er

wieder in Berlin ein, am 6. wurde der Landtag durch den Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg eröffnet. Er wohnte in Berlin mit Hans von Kleist zusammen, seit dem 15. August in der Friedrichstraße, Ecke der Taubenstraße, „drei Zimmer, ein Alkoven, recht elegant, aber enge, kleine Löcher, Hansens Bett voll Wanzen, meins bisher nicht, ich scheine ihnen nicht zu schmecken. Wir geben monatlich 25 Rtlr. zusammen. Wenn noch eine kleine Stube mehr und nicht zwei Treppen wären, so könnte ich auch mit Dir hier wohnen und Hans noch ein Quartier unten im Hause bekommen. So wird es aber doch eng für uns sein ... Hans hat noch immer Neigung, mich zu tyrannisieren; ich lehne mich aber auf und habe soviel durchgesetzt, daß ich so lange schlafe wie ich Lust habe, worüber aber der Kaffee kalt wird, da er hartnäckig nicht allein frühstücken will, auch geht er nicht zu Bett, wenn ich nicht mitgehe, sondern schläft gerade wie meine kleine Nanne auf dem Sofa."

Seine ganzen Briefe aus den folgenden Wochen und Monaten zeigen oft eine erschütternde Komik. Bald schildert er Hans Kleist, wie er zum Frühstück aus Geiz ein Viertelpfund Butter ißt, die er vor drei Tagen gekauft hat, weil sie anfängt, schlecht zu werden; bald erzählt er von seiner „Ehe" mit ihm, die noch „recht gut geht": er ist jetzt ganz duldsam, erkennt an, daß wir in keinem Bundesstaat, sondern in einem Staatenbund leben, und läßt ihn unter Umständen bis zehn Uhr schlafen; dann klagt er wieder über den vielen Besuch, den Hans bekommt, „Damen, die stundenlang vor meinem Kleiderschrank sitzen, so daß ich meine Höschen nicht bekommen kann". Heute verwahrt er sich gegen „unverheiratete" Ansinnen der Gattin, morgen erzählt er ihr, daß er mit Hans zusammen friedlich in einer reaktionären Kneipe Bier getrunken und Klops gegessen hat; morgen berichtet er von einer Predigt, die er mit seiner Schwester bei Büchsel gehört hat, und bedauert, daß Büchsel „immer so aus dem Ärmel spricht". Das eine Mal sind die Frankfurter Kohlköpfe unverbesserlich; das andere Mal ist ihm ein „Riedchen" (d. h. Brieschen) seiner Mama eine rechte Herzstärkung in dem Ozean von Langeweile in der Kammer; dann wieder erklärt er, was Hans an Adelheid über Cholerasymptome erzählt habe, sei alles erlogen, um sich interessant zu machen. Am

27. September versichert er der Gattin allen Ernstes: „Ich sehe, es ist viel leichter, seine Frau los zu werden, als sie wieder zu bekommen"; am 28. teilt er ihr mit, daß er das Quartier in der Behrenstraße 60 gemietet hat, das unmöbliert halbjährlich 135 Taler kostet; am 9. Oktober holt er sie aus Zimmerhausen bei Plathe ab, und am 28. Dezember 1849 wurde in Berlin der erste Sohn geboren. Dieses freudige Ereignis zeigte der glückliche Vater in der „Kreuzzeitung" an:

Die gestern nachmittag erfolgte glückliche Entbindung meiner lieben Frau Johanna, geb. v. Puttkamer, von einem gesunden Sohne zeige ich ergebenst an.

Berlin, 29. Dezember 1849.

v. Bismarck-Schönhausen.[1])

Was die Beteiligung Bismarck's an den Arbeiten der zweiten Legislaturperiode der Zweiten Kammer des preußischen Landtages betrifft, so beschränken wir uns hier auf die Wiedergabe der bedeutungsvollen Reden über „Preußens Stellung zur deutschen Frage" und über „Zivilehe und kirchliche Trauung, Christentum und Humanitätsreligion, Staat und Kirche".

In der neunten Sitzung vom 25. August 1849 machte Generalleutnant von Radowitz als Kommissar der Regierung Mitteilungen von dem Stande der deutschen Verfassungsangelegenheit, indem er an der Hand der in dieser Frage ergangenen Aktenstücke den Verlauf der Verhandlungen zwischen der preußischen und der österreichischen Regierung in ausführlicher Rede schilderte. Die zur Prüfung dieser Aktenstücke eingesetzte Kommission erstattete durch den Mund des Abgeordneten von Beckerath über das Dreikönigsbündnis (am 26. Mai 1849 zwischen Preußen, Sachsen und Hannover abgeschlossen) Bericht und brachte folgenden Beschluß in Vorschlag:

Nach Einsicht der am 25. August d. J. von der Regierung Sr. Majestät des Königs gemachten und durch den Königlichen Kommissarius gemachten Vorlagen, betreffend die deutsche Verfassungsangelegenheit, erteilt die Zweite Kammer ihre Zustimmung zu dem von der Königlichen Regierung am 26. Mai d. J. mit Sachsen

[1]) Vgl. den „Berliner Zuschauer" der „Kreuzzeitung" S. 256, Nr. 20.

und Hannover geschlossenen Bündnis; sie erklärt sich bereit, der Regierung auf dem durch dieses Bündnis in der deutschen Verfassungsangelegenheit betretenen Wege ihre volle Unterstützung zu gewähren und erkennt an, daß der Artikel 111 der Verfassung vom 5. Dezember v. J.[1]) auf die Verfassung Anwendung findet, welche die verbündeten Regierungen mit dem von ihnen zu berufenden Reichstag für den deutschen Bundesstaat vereinbaren werden.

Zu diesem Antrag der Kommission brachte der Abgeordnete von Brauchitsch mit Unterstützung von mehr als vierzig Mitgliedern der Kammer, darunter auch Bismarck, einen Verbesserungsvorschlag ein, der lautete:

Nach Einsicht der am 25. August d. J. von der Regierung Sr. Majestät des Königs gemachten und durch den Königlichen Kommissarius erläuterten Vorlagen, betreffend die deutsche Verfassungsangelegenheit, erklärt die Kommission ihre unbedingte Zustimmung zu den bisherigen Schritten der Regierung Sr. Majestät des Königs und ist vertrauensvoll bereit, derselben auf dem betretenen Wege weiter ihre volle Unterstützung zu gewähren.

An diese beiden Anträge knüpfte sich eine lange Debatte. Auch der Abgeordnete von Bismarck ergriff das Wort:

„Ich will mir weder erlauben, die Geduld der Hohen Kammer zu einer staatsrechtlichen Vorlesung in Anspruch zu nehmen, noch de rebus omnibus et quibusdam aliis zu sprechen. Ich will mich zur Sache halten; ich will mich auch weder an die gemütliche Seite der Frage, noch an Ihre deutschen Herzen wenden, sondern lediglich an den schlichten Preußenverstand. Der hier vorliegende Kommissionsentwurf zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Teile. Der erste beschäftigt sich mit der Erledigung des wirklichen, der Kommission gewordenen Auftrags, der Begutachtung der von der Königlichen Re-

---

[1]) § 111 lautete: „Sollten durch die für Deutschland festzustellende Verfassung Abänderungen des gegenwärtigen Verfassungsgesetzes nötig werden, so wird der König dieselben anordnen und diese Anordnungen den Kammern bei ihrer nächsten Versammlung mitteilen. Die Kammern werden dann Beschluß darüber fassen, ob die vorläufig angeordneten Abänderungen mit der deutschen Verfassung in Übereinstimmung stehen."

gierung gemachten Vorlagen. Der zweite Teil enthält einen Antrag, der nur im losen Zusammenhang mit dem der Kommission erteilten Auftrage steht. Dem ersten Teil des Gutachtens des Kommissionsentwurfes schließe ich mich an, wenn auch nicht in derselben Fassung, so doch in der des vorher verlesenen, von mir mit unterzeichneten Amendements, und zwar deshalb, weil ich in dem Umstand, daß ich mit dem Verfassungsentwurf, welcher dem Dreikönigsvertrag zugrunde liegt, nicht völlig einverstanden bin, keinen Grund finden kann, einem Ministerium meine Unterstützung zu entziehen, in dem ich die Repräsentanten gesellschaftlicher und staatlicher Zivilisation, gegenüber der Demokratie, anerkenne und ehre. Jedoch kann ich dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß es das letztemal sein möge, daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigiebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des andern fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur. Ich verkenne nicht, daß der Inhalt der Verfassung bedingt war durch frühere Verheißungen, deren Heiligkeit mir ebenso hoch steht, als irgendjemandem. Ich verkenne nicht, daß die Verfassung gegeben ist in einem Augenblick, wo die politische Lage Deutschlands eine andere war, als heute, und daß die Verfassung vielleicht eine andere geworden wäre, wenn man damals die Lösung der politischen Wirren in derselben Klarheit wie jetzt hätte voraussehn können. Aber gerade der Umstand, daß die Verfassung unter ungünstigen Auspizien gegeben wurde, veranlaßt mich um so mehr, sie nur unter der Bedingung anzuerkennen, daß eine Revision und die Zustimmung der preußischen Kammern vorbehalten bleibe. Es versteht sich daher von selbst, daß ich gegen den letzten Teil des Kommissionsentwurfes, welcher eine Interpretation des § 111 enthält, stimme. Ich bin zweifelhaft, wie ich diese meine Abstimmung motivieren soll, da ich weder in dem Kommissionsentwurf noch in der heutigen Debatte von jener Seite des Hauses auch nur einen Schatten des Versuches einer Begründung dieses Antrags habe

entdecken können. Der Antrag sagt mit anderen Worten so viel, daß wir, die preußischen Kammern, die Zukunft unseres Vaterlandes unwiderruflich an den Beschluß einer Reichsversammlung binden sollen, deren Zusammensetzung wir noch nicht kennen, und an die Entscheidung eines zukünftigen Ministeriums, das wir auch noch nicht kennen; denn wer bürgt uns dafür, daß das Ministerium, das jetzt zu unser aller Freude an der Spitze der Verwaltung steht, zu dem vielleicht sehr entfernten Zeitpunkt, wo diese Frage zur Entscheidung kommen wird, noch diese Stelle behauptet? Wer bürgt uns dafür, daß es bis dahin nicht Männern von derselben Richtung Platz mache, wie jene, welche vor noch nicht langer Zeit unserm König die abgelehnte Krone von Frankfurt antrugen? Ich stimme gegen diesen Antrag, weil ich ihn für vorzeitig halte, erstens mit Rücksicht auf die Geschäftsordnung. Die Kommission hatte nur Auftrag, die Vorlagen der Regierung zu beraten, nicht aber, den Camphausenschen Antrag aus der Ersten Kammer[1]), der als besonderer Antrag den in der Geschäftsordnung vorgeschriebenen Weg hätte gehen müssen. Der Antrag ist ferner vorzeitig, weil er kein praktisches Resultat gewährt, wenn er in dieser Form angenommen würde; denn sollte er praktischen Effekt haben, so müßte er in Form eines Gesetzes, zu dem wir die Zustimmung in den andern Faktoren der Gesetzgebung nachsuchen, gegeben sein. Wird er in der jetzigen Gestalt angenommen, so hat er keinen weiteren Wert, als den einer nachrichtlichen Notiz für die Verfassungskommission, wenn sie bis zum Artikel 111 der Verfassung vorgedrungen sein wird. Ich weiß nicht, ob wir bis dahin nicht wichtigere Dinge zu tun haben. Ich halte den Antrag ferner für vorzeitig, weil ich die Existenz des sog. Dreikönigsbundes noch nicht so weit gesichert erachte, um sein Bestehen unsern Beschlüssen zugrunde zu legen. Ich erinnere an die Vorbehalte von Sachsen und Hannover[2]), sie sind bekannt; Vorbehalte so wesent-

[1]) Der in der ersten Kammer eingebrachte und angenommene Camphausensche Antrag betraf eben die Anwendung des § 111 der Verfassungsurkunde auf die von den verbündeten Regierungen mit dem Reichstag zu vereinbarende Verfassung.

[2]) Sie hatten ihre Zustimmung an die Bedingung geknüpft, daß es gelänge, die vorgeschlagene Verfassung in allen deutschen Staaten — außer Österreich — zur Anerkennung zu bringen.

licher Natur, daß sie den Rücktritt dieser Mächte unbestreitbar rechtfertigten, sobald es nicht gelingt, alle Staaten Deutschlands außer Österreich zum Zutritt zu vermögen. Für den Beitritt von Bayern und Württemberg ist bisher nur geringe Aussicht, und ich glaube nicht, daß durch die jüngsten parlamentarischen Verhandlungen in der Sache die Aussichten erhöht worden sind.

(Heiterkeit.)

„Eine andere Schwierigkeit der Ausführung scheint mir nicht in dem vollen Umfang gewürdigt zu werden. Es ist dies die Art, wie der Bundesstaat einzuschachteln sei in den von allen Seiten als zu Recht bestehend anerkannten Deutschen Bund. Sollen diejenigen Staaten, welche unter preußischer Reichsvorstandschaft dem Bündnis beitreten, in dem Deutschen Bunde durch Preußen vertreten werden, so widerspricht das der Verfassung des Deutschen Bundes; sollen sie neben Preußen vertreten werden, so widerspricht es der Natur des neuen Bundesstaates; wie dieser Widerspruch zu vermitteln wäre, weiß ich nicht. Andererseits werden die wesentlichsten Prärogativen, welche Preußen als Reichsvorstand zukommen, absorbiert durch die Ermächtigungen des Deutschen Bundes. Nach dem vorliegenden Vertrage hat z. B. Preußen als Reichsvorstand über Krieg und Frieden zu bestimmen; nach der Bundesakte steht dasselbe Recht in bezug auf dieselben Fälle dem Bunde zu. Welche Beschlüsse sollen da gelten? Hiernach wäre es nicht unmöglich, daß der ganze Bundesstaat, wegen entgegenstehender Hindernisse mannigfacher Art, ein totgeborenes Kind bliebe, in welchem Falle wir uns hier um des Kaisers Bart streiten würden. Dann bliebe allerdings der vielgeschmähte Deutsche Bund das letzte Bindemittel deutscher Einheit, wie denn auch der Kommissar der Königlichen Regierung diese Eventualität in seiner Rede bereits angedeutet hat; nur muß ich gestehen, daß ich nach der Charakteristik der Wirksamkeit des Bundes, welche der Anfang jener Rede enthielt, auf diesen Schluß allerdings nicht gefaßt war.

„Indes abgesehen von der Zeitbestimmung dieses Antrags muß ich mich materiell außerdem dagegen erklären. Wenn bei den Faktoren der Revision der Verfassung die Befürchtung wegfällt, daß eine preußische Kammer ein antipreußisches Resultat der Revision kassieren könnte,

so kann ich nicht erwarten, daß dem Rechte Preußens hinreichend werde Rechnung getragen werden, und deshalb will ich mir oder meinem Nachfolger das Recht reservieren, diesen Vertrag zu verwerfen, wenn sie aus dem Schmelztiegel der Revision nicht preußischer hervorgehn als jetzt. Wer sind diese Faktoren dieser Revision? Ein Staatenhaus mit weniger als einem Viertel Preußen, ein Volkshaus, dessen überwiegend demokratische, also auch preußenfeindliche Zusammensetzung nicht zweifelhaft ist. Wir haben aus der Erfahrung gesehn, namentlich von dem konservativen Teil der ländlichen Bevölkerung, daß sie sich bei den letzten Wahlen überwiegend nicht beteiligte, daß auf hundert, welche nicht an der Wahl sich beteiligten, meiner Rechnung nach 75 Konservative und ein Viertel Demokraten kamen. Wenn in diesem Augenblick nun gewählt würde, würde es schwer sein, sogar für preußische Wahlen die Konservativen auf dem Lande in Bewegung zu setzen, geschweige denn für Reichswahlen, für welche das Interesse in unsern östlichen Provinzen ungemein fern liegt; dagegen ist die Partei der Demokraten sehr tätig beschäftigt, um bei den Reichswahlen das Terrain wiederzugewinnen, welches sie durch ihre leichtsinnige Enthaltsamkeit bei den letzten Wahlen eingebüßt hat. In bezug auf die außerpreußischen Staaten werden wir einig darüber sein, daß sie einen starken Überschuß an Radikalismus liefern, und auch die besseren Elemente von dort werden eben nicht geneigt sein, die preußische Macht zu schützen und zu fördern. Ich kann deshalb als Resultat der Revision im besten Falle, wenn der Hintergrund einer vielleicht kassierenden preußischen Kammer wegfällt, nicht viel Besseres erwarten, als die Bestätigung dieses Entwurfs. Die Nachteile für Preußen, welche der Entwurf selbst in sich trägt, hat der Abgeordnete Camphausen in seiner Rede in der Ersten Kammer, von der ich voraussetzen kann, daß sie Ihnen allen bekannt sein wird, in so schlagender Weise auseinandergesetzt, daß ich dem nichts hinzuzufügen brauche. Nach seinen eigenen Worten verliert der König von Preußen seine Initiative, sein Veto in der Gesetzgebung; er kann wider seinen Willen genötigt werden, Gesetzen beizustimmen, die er mißbilligt; Preußen verzichtet auf die freie Disposition über sein Heer und seine Finanzen und verpflichtet sich, seine sämtlichen Aktiva einzuwerfen in den Konkurs der übrigen

deutschen Staaten ohne Gewärtigung eines Äquivalents. Das preußische Ministerium würde herabsinken zu einer Provinzialbehörde, unter der Leitung eines Reichsministeriums, welches wiederum abhängig ist von einem Parlamente, in dessen Oberhause von Rechts wegen und im Unterhause mit Hilfe der einheimischen Demokratie die preußischen Interessen in der Minorität sein würden, die ehrenvollsten und wichtigsten Rechte der preußischen Kammern würden auf das Reichsparlament übergehen, und was bietet man uns als Entschädigung für solche Verluste, bei denen ich nicht weiß, wie jemand, der dafür stimmt, sein Votum preußischen Wählern gegenüber rechtfertigen will? Man bietet uns die mit einer mageren Exekutive bekleidete Reichsvorstandschaft, welche von Sachsen und Hannover, vielleicht auch von den übrigen Staaten des engeren Bundes, deren Beitrittserklärungen nicht beiliegen, als eine offene Frage betrachtet wird, ein Vorbehalt, aus dem zu entnehmen ist, daß die preußische Vorstandschaft von der Seite starke Angriffe bei der Revision erfahren wird; sollten wir aus diesem Angriffe siegreich hervorgehen, so habe ich schon angedeutet, in welcher Art die Prärogativen dieser Vorstandschaft absorbiert werden von den Berechtigungen des Deutschen Bundes. Nun ist zwar von der andern Seite behauptet worden, daß der Mächtigere, wenn er mit dem minder Mächtigen in einen Bund tritt, stets imstande sein würde, seine Macht, auch wenn die Form der Repräsentation es ihm nicht vergönnt, geltend zu machen.

„Dies deutet einerseits auf die Gesellschaft mit dem Löwen hin, mir fällt augenblicklich der juristische Name nicht ein . . .

(Stimme vom Platz: Societas Leonina!)

Societas Leonina, ich danke Ihnen

(Heiterkeit),

die andre Staaten noch mehr wünschen lassen könnte, diesem Bündnisse fern zu bleiben. Andrerseits hat die jüngste Geschichte gelehrt, daß in dieser wunderlichen Zeit der Starke schwach ist durch seine Bedenklichkeit, der Schwache stark durch seine Dreistigkeit. Ich kann nach dieser Seite hin kein Äquivalent für unsre Opfer finden, ich muß es deshalb lediglich suchen in dem schönen Bewußtsein, eine uneigennützige, edelmütige Politik befolgt, den Bedürfnissen einer nationalen Wieder=

geburt entsprochen, die historische Aufgabe Preußens gelöst, den bewegenden Prinzipien des vorigen Jahres Rechnung getragen zu haben, und wie solche Ausdrücke mehr lauten, die mehr schön als scharf bezeichnend sind. Ich bin der Ansicht, daß die ‚bewegenden Prinzipien‘ des vorigen Jahres viel mehr sozialer als nationaler Natur waren; die nationale Bewegung wäre auf wenige, aber allerdings hervorragende Männer in engeren Kreisen beschränkt geblieben, wenn nicht dadurch der Boden unter unsern Füßen erschüttert wurde, daß das soziale Element in die Bewegung hineingezogen, daß durch falsche Vorspiegelungen die Begehrlichkeit des Besitzlosen nach fremdem Gute, der Neid des Minderbegüterten gegen den Reichen aufgestachelt wurde, und diese Leidenschaften nur um so leichter Boden gewannen je mehr durch eine langjährige, von oben genährte Freigeisterei

(Murren auf der linken Seite)

die sittlichen Elemente des Widerstandes in den Herzen der Menschen vernichtet waren. Ich glaube nicht, daß diese Übelstände durch demokratische Konzessionen oder durch deutsche Einheitsprojekte werden gehoben werden, die Krankheit sitzt tiefer; das aber bestreite ich, daß in dem preußischen Volke das Bedürfnis nach nationaler Wiedergeburt nach dem Muster der Frankfurter Theorien irgend vorhanden gewesen sei. Es ist hier heute mehrfach die Politik Friedrichs des Großen erwähnt und diese sogar identifiziert worden mit dem Antrag der Kommission. Dies ist eine Gleichstellung, an die ich nicht glaube; Friedrich II. hätte das Gutachten nicht gemacht, ich glaube vielmehr, daß er sich an die hervorragendste Eigentümlichkeit preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr, gewandt haben würde, und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute, wie zu den Zeiten unsrer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seinen Reiz für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich nun um eine Verteidigung unsrer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich, anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu ver-

nichten. Oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Recht, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Sie hätte Preußen im ersten Fall in Gemeinschaft mit Österreich, im andern Fall durch sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt.

„Der vorliegende Verfassungsentwurf aber vernichtet das spezifische Preußentum; ich glaube des Beweises dafür enthoben zu sein, da die Camphausensche Rede in bezug hierauf vollständig beweisend ist; damit aber vernichtet er den besten Pfeiler deutscher Macht. Deshalb hat auch der Königliche Kommissar recht gehabt, als er die Gründe gegen diesen Verfassungsentwurf paarweise zusammenstellte und dabei sagte, der Entwurf sei von verschiedenen Seiten angegriffen, er hätte fast sagen können, von allen. Nur würde ich daraus nicht den Schluß gezogen haben, daß der Entwurf gut sei, sondern umgekehrt, daß er niemandem gefalle, vielleicht mit alleiniger Ausnahme derer, die an seiner Verfertigung Anteil gehabt haben. Wer hat denn das, was in Deutschland zu halten war, gehalten? Es war wahrlich nicht die Frankfurter Versammlung. Vielmehr muß ich auch hier dem Königlichen Kommissar entgegentreten, wo er sagt, die Frankfurter Versammlung habe vieles von uns abgewehrt. Es ist mir aber nicht das mindeste derart bekannt; ich weiß nur, daß das 38. preußische Regiment am 18. September das von uns abgewehrt hat, was das Frankfurter Parlament mitsamt dem Vorparlament über uns heraufbeschworen hatte [1]).

(Murren links.)

„Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die

[1]) Am 18. September 1848 wurden bei einer Frankfurter Revolte die Abgeordneten General von Auerswald und Fürst Lichnowsky ermordet; preußische und österreichische Truppen stellten die Ordnung wieder her.

lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht.

„Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen.

(Bravo!)

„Diese Armee hegt keine dreifarbigen[1]) Begeisterungen, in ihr werden Sie ebensowenig als in dem übrigen preußischen Volke das Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen und stolz auf den Namen Preußen. Diese Scharen, sie folgen dem schwarz-weißen Banner, nicht dem dreifarbigen, unter dem schwarz-weißen Banner sterben sie mit Freuden für ihr Vaterland. Das dreifarbige haben sie seit dem 18. März als Feldzeichen ihrer Gegner kennen gelernt. Unter ihnen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und des Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und geliebt, aber ich habe noch keinen preußischen Soldaten singen hören: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘

(Ein einzelnes Bravo auf der Rechten. Zeichen des Mißfallens.)

„Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant diese Armee ist, nach dem wahren und schönen Ausspruch des Präsidenten der Ersten Kammer[2]), hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehn in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien König von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es, nur auf verschiedenem Wege. Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite; aber frei wollen wir ihn sehn, nicht gefesselt

[1]) Schwarz-rot-gold galten damals als „deutsche“ Farben.

[2]) Oberpräsident von Auerswald.

durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestützt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha[1]) zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche und ich hoffe zu Gott, daß wir noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird, wie ein dürres Herbstblatt."

(Lebhaftes Bravo!)

In einem Briefe vom 7. September 1849 an seine Gattin schreibt Bismarck, daß er „gestern eine stramme preußische Rede" gehalten habe. Dies Prädikat im erhabensten Sinne des Wortes wird jeder Preuße stolz und freudig dieser Rede zuerkennen. Aber auch wer sie als Nichtpreuße vorurteilsfrei beurteilt, wird sie als eine rhetorische Leistung ersten Ranges anerkennen müssen.

Die „deutsche" Politik, wie sie durch Radowitz vertreten wurde, hatte kaum einen schärferen Gegner als Bismarck. Nicht viel stand ihm des Königs Generaladjutant von Rauch darin nach. Davon erzählt man einen Scherz, der am besten dadurch beglaubigt ist, daß er vollkommen der Rauchschen Eigenart entspricht. Einst hatte Radowitz den König in seiner pathetischen Weise beschworen, entschlossen wie Cäsar den Rubikon zu überschreiten. Rauch hörte das und sagte in echtem Berliner Dialekt: „Ich kenne zwar den Kerl, den Cäsar nicht, und den andern Kerl, den Rubikon, kenne ich auch nicht; aber das kann doch kein richtiger Preuße nicht sein, der Euer Majestät solchen Rat gibt." Radowitz war nicht Preuße, sondern Braunschweiger.

[1]) Ende Juni 1849 tagten in Gotha 148 aus dem Parlament in Frankfurt ausgeschiedene Mitglieder der gemäßigten liberalen und der Erbkaiserpartei und verpflichteten sich am 28. Juni durch eine Erklärung, dem auf der Grundlage des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai sich bildenden deutschen Bundesstaate unter Preußens Führung zuzustimmen und in diesem Sinne zu wirken.

Die zweite hochbedeutsame Rede, die Bismarck in der zweiten Session der Zweiten Kammer des Preußischen Landtags hielt, war die Rede vom 15. November 1849 über die Einführung der Zivilehe. Artikel 16 der Verfassung vom 5. Dezember 1848 bestimmte: „Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe wird durch deren Abschließung vor dem dazu bestimmten Zivilstandsbeamten bedingt. Die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Zivilakts stattfinden.“ Wegen der großen Menge der zu diesem Artikel eingelaufenen Amendements beantragte der Abgeordnete Evelt, die Einführung der Zivilehe und die Regelung der Führung von Zivilstandsregistern einem besonderen Gesetz vorzubehalten; dafür sprachen sich auch Justizminister Simons und der Kultusminister von Ladenberg aus. Graf Renard trat für Verwerfung, Abgeordneter Bürgers für Beibehaltung des Artikels 16 ein; dann ergriff das Wort der Abgeordnete von Bismarck:

„Der Redner, der vor mir auf der Tribüne stand [1]), hat bedauert, daß das Ministerium nicht in weiterm Umfang als geschehn sich dem Prinzip des Artikels 16 angeschlossen habe. Ich meinerseits bedaure, daß das Ministerium nicht in weiterm Umfange als geschehn sich gegen den Artikel 16 erklärt hat, so daß das Ministerium in diesem Falle inmitten des Bedauerns der beiden Seiten des Hauses sich befindet.

(Heiterkeit.)

„Ich muß mich entschieden gegen die ministerielle Auffassung und gegen das Amendement des Abg. Evelt aussprechen, indem ich in demselben nach den Äußerungen, die gefallen sind, nur die Absicht erblicken kann, die Zivilehe, wenn man vor der augenblicklichen Aufregung gegen die letztere zurückschreckt, allmählich einzuführen und uns diesen sprachlichen und materiellen Gallizismus stückweise beizubringen. Schon die große Anzahl der Petitionen, die gegen Artikel 16 eingegangen sind, zeigen uns, daß wir zu einem Artikel gelangt sind, der unmittelbar und schärfer in das praktische Leben einschneidet, als die meisten Vorlagen, welche uns in den letzten Tagen beschäftigt haben,

---

[1]) Abg. Bürgers.

von denen ein Teil so allgemeiner Natur war, daß er von einer Seite her als Phrase bezeichnet worden war, und zwar von einer Seite her, die ich denn doch darauf aufmerksam machen möchte, daß gerade die Phrase den schönsten Schmuck einer konstitutionellen Verfassung abgibt, dem Schleier vor dem Bilde von Sais vergleichbar; zerreißen Sie ihn ganz, so werden Sie den Augen gar mancher, die in die tieferen Geheimnisse des Konstitutionalismus noch nicht eingeweiht sind, zeigen, daß das Idol, welches wir in diesen Räumen verehren, nicht ganz das war, welches sie hinter dem Schleier zu finden hofften. Auch den Artikel 11, in welchem Sie die vollständige Freiheit des religiösen Bekenntnisses gewährleistet haben, machen Sie, meines Erachtens, zur Phrase, wenn Sie von den Bekennern der christlichen und in specie der evangelischen Kirche verlangen, daß sie sich erst den Erfordernissen Ihrer konstitutionellen Glaubensartikel unterwerfen sollen, ehe Sie ihnen gestatten, den Segen der Kirche, durch den allein die Gültigkeit der Ehe bei uns bedingt wird, zu empfangen.

(Bravo!)

„Sie haben den christlichen Religionsgesellschaften dieselbe konstitutionelle Berechtigung auf Grund des allgemeinen Vereinigungsrechtes verliehen, wie den demokratischen Klubs, und das ist viel heutzutage. Sie schmälern diese Gleichheit aber zum Nachteil der Religionsgesellschaften, wenn Sie die Erlaubnis zu der feierlichen Handlung, welche bisher den Bund der Ehe bei uns einsegnet und die Gültigkeit desselben bedingt, abhängig machen von dem gerichtlichen Akt eines Dorfschreibers, in dessen Hände die Braut zukünftig ihr Treuegelöbnis niederzulegen hat. Sie gestatten freilich denjenigen, die sich persönlich dazu gedrungen fühlen, sich nachträglich auch kirchlich trauen zu lassen; Sie gestatten der Kirche, die Schleppträgerin der subalternen Bureaukratie zu werden; Sie gestatten dem Pfarrer, das verheiratete Paar vor dem Altar erscheinen zu lassen und den verheirateten Mann zu fragen, ob er seine ihm gesetzlich bereits angetraute Frau zur Frau nehmen will oder nicht, eine Frage, die er mit ‚nein' nicht mehr beantworten kann.

(Bravo!)

„Ich glaube, daß sich nicht alle Geistlichen im Lande dazu her-

geben würden, die bisher heilig gehaltene Zeremonie der kirchlichen Trauung auf diese Weise zur leeren Förmlichkeit herabzuwürdigen. Wollen Sie aber dieser Zeremonie den Charakter leerer Förmlichkeit nehmen, so müssen Sie im Namen der Religionsfreiheit die evangelische Kirche nötigen, ihr bisheriges Trauungsritual zu ändern. Die Zivilehe ist in einer wesentlich andern Lage in den Ländern, wo, wie z. B. in Holland oder Schottland, sie sich durch Gewohnheit im Besitz befindet, oder in denen, wo, wie in dem Napoleonischen Frankreich und in dem Zubehör desselben, welches uns hier als Muster aufgestellt worden ist, die Zivilehe infolge einer Gesetzgebung eingeführt worden ist, welche in religiöser Beziehung tabula rasa, eine völlige Leere und Zerfahrenheit vorfand, also auch kein entgegenstehendes Gefühl dabei verletzen konnte. Anders ist es bei uns. Bei uns tritt die Zivilehe der kirchlichen Trauung feindselig und gewissermaßen erobernd in dem Bewußtsein des Volkes gegenüber. Indem Sie die Zivilehe einführen, ordnen Sie an, daß der kirchliche Segen, der bisher die Gültigkeit der Ehe vollständig bewirkte, als unnützes Zubehör beiseite geschoben werden soll; Sie verordnen, daß der Pfarrer dem Schreiber, der Altar dem Polizeibureau Platz machen soll. Wie tief Sie damit in die religiöse Anschauung, in die Gefühle des Volkes eingreifen, das bestätigen Ihnen die Petitionen nicht nur ihrer Anzahl nach, sondern auch ihrer Ausdrucksweise nach. Es sind mir heute noch einige achtzig Petitionen in bezug auf diesen Gegenstand zugegangen aus dem Kreise Grünberg, dem Warthebruch, aus Pasewalk und aus dem Sternberger Kreise. Die Ausdrucksweise in diesen Petitionen ist eine von der Ausdrucksweise der Petitionen, die gegen sonstige Artikel der Verfassung gerichtet waren, sehr abweichende. Die Worte des Befremdens, der tiefsten Entrüstung, der Erbitterung sind das wesentliche Ingrediens dieser Petitionen, welche ich mir erlaube auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Ich glaube nicht, daß es Aufgabe der Gesetzgebung sein kann, das, was dem Volk heilig ist, zu ignorieren. Ich glaube im Gegenteil, daß, wenn die Gesetzgebung das Volk lehren und leiten will, es ihre Aufgabe ist, dahin zu wirken, daß das Volksleben sich in allen Verhältnissen fest auf den Stab des Glaubens an die Segnungen der Religion stütze, nicht aber

diesen Stab da, wo er vorhanden ist, als unnützes Zubehör von Obrigkeits wegen wegwerfe und so die Achtung vor der Kirche und den religiösen Einrichtungen da, wo sie tiefe Wurzeln in dem Volksleben geschlagen hat, untergrabe und dies in einer Zeit, die uns mit blutiger Schrift gelehrt hat, daß da, wo es den Freigeistern, die sich gebildet nennen, gelungen ist, ihre Gleichgültigkeit gegen jedes positive Bekenntnis den Massen insoweit mitzuteilen, daß bei ihnen von dem Christentum als schaler Bodensatz nur eine zweideutige Moralphilosophie übriggeblieben ist, daß da nur das blanke Bajonett zwischen den verbrecherischen Leidenschaften und dem friedlichen Bürger steht, daß da der Krieg aller gegen alle keine Fiktion ist. Haben Sie den Menschen den geoffenbarten Unterschied zwischen gut und böse, den Glauben daran genommen, so können Sie ihm zwar beweisen, daß Raub und Mord durch die Gesetze, welche die Besitzenden zum Schutze ihres Eigentums und ihrer Person gemacht haben, mit schweren Strafen bedroht werden; aber Sie werden ihm nimmermehr beweisen, daß irgendeine Handlung an und für sich gut oder böse sei. Ich habe in dieser Zeit manchen Lichtfreund zu der schnöden Erkenntnis kommen sehn, daß ein gewisser Grad von positivem Christentum dem gemeinen Mann nötig sei, wenn er nicht der menschlichen Gesellschaft gefährlich werden soll. Solange diese unklaren Bekenner der Humanitätsreligion nicht zu der Überzeugung gelangt sind, daß ihnen selbst dieser ‚gewisse Grad' am allernötigsten sei, so lange kann ich mich nicht des traurigen Gedankens erwehren, daß es uns noch lange nicht schlecht genug gegangen ist.

„Der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten hat, soviel ich mich seiner Äußerungen in dieser Kammer erinnere, zur Unterstützung seines Wunsches, die Zivilehe beizubehalten oder resp. allmählich einzuführen lediglich das Bedenken angeführt, daß, wenn die Geistlichen nicht mehr als Staatsdiener dem Staate vereidigt würden, der Staat nicht mehr die hinreichende Garantie besitze, daß die Förmlichkeiten, welche die gesetzliche Gültigkeit der Ehe bedingen, auch überall werden beobachtet werden. Mir scheint dieser Grund nicht durchgreifend zu sein. Die Geistlichen werden, wenn sie auch einen Eid als Staatsdiener nicht mehr leisten sollten, stets den Eid als Diener

ihrer Kirche zu leisten haben. Dieser Eid würde, wenn es notwendig sein sollte, durch den Einfluß des Staates, der ihm auf jede Gemeinschaft, also auch auf die kirchliche, zustehend bleiben muß und immer bleiben wird, so normiert werden können, daß der Staat für die fernere Beobachtung der kirchlichen Förmlichkeiten, welche bisher zur Gültigkeit der Ehen erforderlich waren, dieselbe Garantie hat, welche er durch den direkten Diensteid erlangen könnte. Ich möchte ferner darauf hinweisen, daß die Zivilstandsbeamten auch nicht immer unfehlbar sind. Es ist mir in jüngster Zeit von guter Hand ein Fall aus Belgien mitgeteilt worden, der sich auf die Gewohnheit der dortigen Zivilstandsbeamten stützt, die Zivilstandsregister, welche erst durch die eigene Unterschrift des Beamten selbst, nicht aber durch die seines Sekretärs die gesetzliche Gültigkeit erlangen, sie nicht nach dem Eintragen einer jeden Ehe, sondern erst nach einem gewissen Zeitraum, wie es ihnen gerade beliebt, zu unterschreiben. Ein solcher Zivilstandsbeamter hatte dieses beinahe ein Jahr lang unterlassen, er war plötzlich gestorben, es waren infolgedessen alle von ihm in diesem Zeitraum geschlossenen bürgerlichen Ehen formell ungültig. Wenn ich nicht irre, hatte sogar der Stifter der Zivilehen in Frankreich, Napoleon, es lediglich dem Versehn eines Zivilstandsbeamten zu verdanken, daß er seine Ehe mit der Kaiserin Josephine auflösen konnte.

„Daß die Lösung der schwierigen Frage der gemischten Ehen zwischen Katholiken und Protestanten durch Einführung der Zivilehe wesentlich erleichtert würde, kann ich mir einerseits darum nicht denken, weil gerade in der Rheinprovinz, wo doch die Zivilehen bestehen, diese Streitigkeiten wegen der gemischten Ehen fast bis zur Flamme ausgebrochen sind, während sie in andern Provinzen viel weniger lebhaft waren, wenngleich gerade in Schlesien bei einer größeren konfessionellen Mischung die gemischten Ehen viel häufiger sein müssen. Andrerseits würde diesem Übelstande durch eine ausnahmsweise Gestattung der Zivilehe für Fälle, wo auch der protestantische Geistliche sich weigern sollte, die Trauung zu vollziehn, abgeholfen werden können. Als ein wirkliches Bedürfnis kann ich die Zivilehe nur bei den Reformjuden anerkennen."

„Für einen wahren Juden wird die Ehe mit einer Christin ebensogut eine sittliche Unmöglichkeit sein, wie umgekehrt; wollen aber diejenigen Juden, welche nicht mehr Juden sind, sondern sich fälschlicherweise Juden nennen, mit denjenigen Christinnen, welche sich fälschlich Christinnen nennen, civiliter sich zusammentun lassen, so mag man ihnen diese Ausnahme gestatten. Aber wunderbar finde ich es doch, wegen dieser wenigen Renegaten einer Bevölkerung von Millionen, die dem Glauben der Väter treu geblieben sind, einen solchen unerhörten Zwang auferlegen zu wollen.

(Bravo!)

„Ich kann in der Tat einen Grund dafür, daß auch selbst viele unter uns dieser Knechtung im Namen der Freiheit das Wort reden, kaum anderswo finden, als wiederum in der vielgerügten Nachbeterei fremder Zustände. In den konstitutionellen Musterstaaten, in Frankreich und Belgien, besteht die Zivilehe beiläufig neben der Verfassung; da könnte sich vielmehr mancher unter uns wieder schämen, ein Preuße zu sein, solange wir nicht auch die Zivilehe haben [1] . . .

(Bravo! rechts. Zischen links)

denn das Ausländische hat immer einen gewissen vornehmen Anstrich für uns. Es scheint einmal zur Vollständigkeit des Systems zu gehören, dessen höchste politische Weisheit sich darin dokumentiert, daß die Entscheidung unsrer Lebensfragen davon abhängig gemacht wird, ob von 153 Menschen, die aus den Zufällen der Wahlen hervorgegangen sind, einer an einem bestimmten Tage an Rheumatismus leidet oder einen Termin abhalten muß. Es scheint zur Vervollständigung dieses Systems auch die Zivilehe zu gehören, sie mag nun die Gefühle des Volkes verletzen oder nicht. Man wäre versucht, diesem System eine heitere Seite abzugewinnen, wenn es nicht gerade unser Vaterland wäre, welches diesen Experimenten französischer Scharlatanerie unterbreitet wird. Man hat uns im Laufe der Diskussion von dieser Stelle gesagt, daß Europa uns für ein Volk von Denkern halte. Meine Herren, das war früher!

(Heiterkeit.)

---

[1] Bezieht sich auf eine Äußerung des Abgeordneten v. Beckerath.

„Die Volksvertretungen der letzten zwei Jahre haben uns um diesen Ruf gebracht, sie haben dem enttäuschten Europa nur Übersetzer französischer Makulatur, aber keine Selbstdenker gezeigt. Es kann sein, daß, wenn auch die Zivilehe sich Ihrer Majorität erfreut, dies dahin führen wird, daß das Volk aufgeklärt wird über den Schwindel, dessen Beute es ist; daß ihm die Augen aufgehn, wenn ihm eins seiner uralten christlichen Grundrechte nach dem andern genommen wird; das Recht, von christlichen Obrigkeiten regiert zu werden; das Recht, seinen Kindern in Schulen, deren Besuch und Unterhaltung Zwangspflicht für christliche Eltern ist, eine christliche Erziehung gesichert zu wissen; das Recht, sich auf die Weise christlich zu verehelichen, welche sein Glaube von jedem fordert, ohne von konstitutionellen Zeremonien abhängig zu sein.

„Fahren wir auf diesem Wege so fort, machen wir den Artikel 11, die Gewährleistung eines jeglichen Kultus, insoweit zur Wahrheit, daß wir auch den Kultus derjenigen demokratischen Schwärmer, die in ihren jüngsten Versammlungen ihren Märtyrer Robert Blum auf gleiche Linie mit dem Heilande der Welt stellten, durch Gendarmen gegen Störung schützen lassen, so hoffe ich es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert; denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fester als der Glaube an die seligmachende Kraft irgendeines Artikels der Verfassung."

Am 26. Februar wurde die Session des Landtags geschlossen, nachdem am 31. Januar die von den Kammern revidierte preußische Verfassung durch den König vollzogen worden war.

Kurz vor der Ankunft des zweiten Kindes mietete Bismarck in Berlin für sich und seine Frau eine sehr enge Wohnung in Dorotheenstraße 37; Kleist blieb auch in diesem „Biwack" noch insofern Bismarck's treuer Gefährte, als er mit den Ehegatten zusammen „aus einer über Spiritus stehenden Menage" aß. Am 28. Dezember wurde Herbert geboren. Wir erwähnten oben die scherzhafte Bemerkung im Berliner Zuschauer, mit der Freund Kleist auf die Geburtsanzeige in der Kreuzzeitung aufmerksam gemacht

wurde, unter dem horazischen Zitat: „Eheu fugaces, Posthume, Posthume, labuntur anni!“ Natürlich mußte Kleist wieder Patenstelle übernehmen; diesmal kam er auch; er teilte diese Ehre mit dem Präsidenten Gerlach, der die Liturgie las; Goßner taufte in der Wohnung; scherzhaft wurde aber später behauptet, Herbert wäre von Gerlach getauft worden.

Hier wohnten sie bis zum April friedlich und behaglich zusammen. Obgleich Bismarck noch im Oktober erklärt hatte: „Dann laß ich dich so bald nicht wieder von mir, in zehn Jahren nicht, die Altchen mögen sagen, was sie wollen, es ist ein Hundeleben so ohne Frau“, kam jetzt doch wieder eine Periode des Getrenntseins: Frau von Bismarck siedelte nach Schönhausen über, ihn rief die Pflicht als Abgeordneten des Volkshauses (des Erfurter Unionsparlaments), zu dem er schon am 31. Januar gewählt worden war, nach Erfurt; er war wieder Vertreter des sechsten Potsdamer Wahlbezirks Zauch-Belzig-Westhavelland. Am 20. März wurde die Session eröffnet; beschickt war das Parlament von Preußen und allen den deutschen Staaten, die auch nach dem Rücktritt der Königreiche und dem nachdrücklichen Protest Österreichs, das von vornherein allen etwaigen Beschlüssen dieses deutschen Parlaments jede Gültigkeit absprach, zum Trotz an dem Bündnis mit Preußen festhielten, um auch nach der Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone die deutschen Pläne Friedrich Wilhelms noch nach Möglichkeit zu fördern.

Bismarck wurde Schriftführer. Aus den Verhandlungen, die schon am 20. April zu Ende gingen, sei hier nur zweier kurzer Äußerungen Bismarck's vom 15. April gedacht. In der Rede zur Begründung des Antrags, das Fürstenkollegium „Vereinsrat“ zu nennen und gegen die Unionsverfassung bemerkte er: „Meine Herren, wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste, nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen, nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehn ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preußischen Geiste aufzuzwingen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber

mitsamt seiner schwarz-rot-goldnen Zäumung auf den Sand setzt." —

Gegen die Bismarcksche Rede erhob der Abgeordnete Bassermann Widerspruch und verstieg sich dabei zu der Behauptung, Bismarck hätte mit den letzten Worten vom Bucephalus einen eventuellen gewalttätigen Widerstand der altpreußischen Provinzen andeuten wollen gegen eine vom König selbst beschworne Verfassung. Seine Berichtigung dieses Mißverständnisses schloß Bismarck folgendermaßen: „Ich sprach vom preußischen Geiste, als ich den Vergleich mit dem abwerfenden Pferde machte; von diesem Geist, den der Herr Abgeordnete schon in frühern Jahren, und namentlich im November 1848 vergebens versucht hat zu bannen; von diesem Geist, vor dem biegen müssen oder brechen die Geister derer, welche glaubten, in dem ersten Schaumspritzen der Märzwellen ein Element zu sehn, in dem sie zu schwimmen vorzugsweise befähigt wären, indem sie sagen zu können glaubten: ‚Sei ruhig, freundlich Element!' — und die, als sie sich daran verbrannt hatten, Schutz suchten, unter den Flügeln desselben Adlers, den der Abgeordnete für Baden [1]) einen toten Vogel genannt hat."

---

[1]) Der Abg. Bassermann hatte gesagt: „Wenn der Abg. Stahl meint, die Adlerflügel von Österreich und Preußen sollten von neuem sich herabsenken, um über der deutschen Bundeslade zu wachen wie Cherubim, dann erscheint mir unwillkürlich dieses Bild als das, welches zwei Totenvögel darstellt, die an dem Sarge von Deutschlands Freiheit und Größe Wache halten."



11. Von Erfurt bis Frankfurt

Nach Bismarck's Rückkehr aus Erfurt ging er auch nach Schönhausen. Er pflegte dort der wohlverdienten Ruhe nach der langen und unerquicklichen parlamentarischen Arbeit. In ergötzlicher Weise schildert er sein ländliches Stilleben dem Redakteur der Kreuzzeitung Hermann Wagener in einem Briefe vom 30. Juni 1850:

Lieber Wagener.

. . . Ich führe hier ein bodenlos faules Leben, rauchen, lesen, spazierengehn und Familienvater spielen; von Politik höre ich nur aus der Kreuzzeitung, so daß ich durchaus keine Gefahr heterodoxer Ansteckung laufe; meine Nachbarn sind nicht zum Umgang geeignet, und mir bekommt diese idyllische Einsamkeit sehr wohl; ich liege im Grase, lese Gedichte, höre Musik und warte, daß die Kirschen reif werden; es soll mich nicht wundern, wenn dieses Schäferleben meinen nächsten politischen Leistungen in Erfurt (??) oder Berlin eine Färbung verleiht, die an Beckerath und an blütenschwangre Sommerlüfte erinnert. Das Preßgesetz habe ich nicht gelesen, dazu wird bei der Diskussion noch Zeit sein; ich weiß daher nicht, ob ich Ihren Tadel ganz teile. Einen zuverlässigen Richterstand gibt es in Preußen nicht, und ein Schwert in den Händen der „Regierung" wird stets ein zweischneidiges sein. Der Fehler liegt meines Erachtens weniger in dem zu starken Einfluß der Beamten, als in ihrer Beschaffenheit; der Staat, der sich von einer Bureaukratie wie die unsre nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergang geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu Funktionen, die einem Staate obliegen, nicht bloß zur Überwachung der Presse. Ich kann nicht leugnen,

daß mir einige Kalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran", sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen; die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum établissement des souveränen rocher de bronze war, jetzt mehr den Charakter einer heilsamen Arznei gegen die von ihm selbst hervorgerufenen Übel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte. Dieselbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Callots Manier [1]), die Bureaukratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetzexkremente, die sie von sich gibt, sind der natürlichste Dreck von der Welt. Mit dieser Bureaukratie inkl. Richterstand können wir eine Preßverfassung haben wie die Engel, sie hilft uns doch nicht durch den Sumpf. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts. —

Teilen Sie doch dem „Zuschauer" mit: Hoffmann's Kater Murr (Berlin 1822 bei Dümmler) sagt Teil II, S. 100 wörtlich: „Die größten Philosophen galten mir für (Katzenjammer nämlich) nicht höher als Lumpenpuppen, sogenannte Hansemänner". Man sieht hieraus 1. daß a. 1822 trotz aller Karlsbader Beschlüsse die Preßfreiheit größer war als jetzt, 2. daß die Hansemänner seit 1822 beispiellos im Preise gestiegen sind; denn wollte gedachter Kater heut nach 28 Jahren seine Geringschätzung der Philosophen mit den obigen Synonymen im „Zuschauer" debitieren, so würde ihn weder die Verfassung noch der Einwand des Katzenjammers vor dem Rubrum David ·/. Murr (Injuriensache) schützen, und jedem

---

[1]) Jacques Callot (1592—1635), französischer Kupferstecher, dessen Radierungen sich durch bizzare Erfindung und drastische Darstellung auszeichnen. Bismarck spielt wahrscheinlich auf die berühmte Radierung „Die Strafen der Missetäter" an. (H. Kohl.)

Leser würde sich das Unpassende jener Zusammenstellung mit der Überzeugung aufdrängen, daß man Lumpenpuppen nicht mit 500 Taler jährlich bezahle, wenn man bei gesundem Verstande sei.[1])"

Ähnliche Schilderungen von seinem süßen Nichtstun finden sich auch noch in andern Briefen jener Tage. Wie wohl sich der Briefschreiber dabei aber zeitweilig fühlte, das beweist sein Humor. So beginnt er einen Brief an seinen Bruder am 20. Juni mit folgender Auseinandersetzung:

Lieber Bruder. Ich weiß, wie außerordentlich unangenehm es Dir ist, wenn man Deine Briefe mit einer übereilten Schnelligkeit beantwortet, ohne sich und Dir selbst Zeit zu lassen, über ihren Inhalt gehörig nachzudenken, und was Du immer besonders an mir geschätzt hast, ist das Gepräge zögernder Vorsicht, welches meine Handlungen annehmen, wenn ich mich dem Tintfaß nähere. Ich glaube aber, daß ich heut, ohne zudringlich zu erscheinen, Dein Schreiben vom 7. Mai beantworten darf, und bin zu diesem Behuf um sieben aufgestanden. Gewöhnlich ist die Poststunde leider vorbei (sie ist schon um 9), wenn ich gänzlich ermuntert in die Nähe von Schreibzeug gerate, dann habe ich also den ganzen Tag bis zum andern Morgen, ohne etwas zu versäumen mit der Post, wovon die Folge ist, daß ich mir beim Schlafengehn vornehme, am andern Morgen mir das Langeschlafen abzugewöhnen und alle Schreiberei zu besorgen; dieses gelingt mir indes selten."

An einer andern Stelle des Briefes heißt es:

„Wir führen hier ein erstaunlich faules Leben, seit wir nun ganz allein sind, und einstweilen gefällt mir das sehr; ich bedaure jede abgelaufene Stunde und langweile mich gar nicht. Johanna hat mit den Kindern viel Wesen; der Junge gedeiht vortrefflich an ihrer Brust; seine Schwester aber kränkelt, ist mager, welk und skrofulös; ich soll mit ihr durchaus an die See gehn, und vielleicht komme ich im Sommer doch noch nach Pommern; es ist nur zu gräßlich, mit zwei Wiegen zu reisen, und dann muß ich erst sehn, wie sich meine Barbestände gestalten."

---

[1]) Anspielung auf David Hansemann, der damals Chef der Preußischen Bank war.

Diese Reise hat ihm überhaupt noch viel Kopfzerbrechen verursacht und zu den drolligsten Herzensergüssen veranlaßt. So schrieb er am 28. Juni 1850 an seine Schwester, Frau von Arnim:

„Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Leutnants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen, ich als leidender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70. Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören mit einem ‚siehst du wohl, ach wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können'!"

Noch ausführlicher schildert er die ihm bevorstehenden Reisefreuden in dem Brief vom 8. Juli. Da heißt es:

„Eigentlich gibt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens auf zeitlebens zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen ihre Bedürfnisse rücksichtslos . . . befriedigend, nasenrümpfende Gesellschaft, Johanna geniert sich, dem Jungen die Brust zu geben und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahr mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging noch mit dem Entschluß zu Bett, wenigstens gerade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was tut man nicht um den lieben Hausfrieden; die jungen Vettern und Cousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wenn Johanna Dich einmal wiedersieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arm überfallen und mit allen Künsten,

die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie einer, dem furchtbar unrecht geschieht; im nächsten Jahr muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um sechs Uhr in gelinder Wut auf und kann abends nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den ‚Landpartien' in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich."

Die Reise muß aber einen guten Verlauf genommen haben, wenigstens wird nirgends etwas Gegenteiliges gemeldet. Sie scheint sich bis Ende September oder gar bis Anfang Oktober ausgedehnt zu haben; der erste Brief, der wieder aus Schönhausen datiert ist, stammt vom 6. Oktober. Frau von Bismarck war aber mit ihren Kleinen und ihrer dienenden Begleitung nach Reinfeld gefahren; dorthin folgte ihr der Gatte Ende Oktober. Am 21. wurde er zur Hofjagd nach Letzlingen geladen und zwar schon für den Tag zuvor dorthin befohlen; diese wurde aber auf 5. November verlegt, deshalb hat Bismarck nicht daran teilgenommen, sondern eine „notwendige" Reise nach Pommern vorgeschützt.

Am 13. November reiste er von Reinfeld wieder nach Berlin. Er war nämlich gleichzeitig zu seinem Regiment als Landwehroffizier und als Abgeordneter zu der bevorstehenden Kammersession einberufen worden. Auf dem Wege über Berlin zu dem Marschquartier des Regiments in der Lausitz meldete er sich bei dem Kriegsminister von Stockhausen, der ihm persönlich befreundet und für kleine persönliche Dienste dankbar war. Nachdem er den Widerstand des alten Portiers überwunden und vorgelassen war, gab er seiner durch die Einberufung und den Ton der Österreicher etwas erregten kriegerischen Stimmung Ausdruck. Der Minister, ein alter schneidiger Soldat, dessen moralischer und physischer Tapferkeit Bismarck sicher war, sagte ihm in der Hauptsache folgendes:[1])

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 68 f.

„Wir müssen für den Augenblick den Bruch nach Möglichkeit vermeiden. Wir haben keine Macht, welche hinreichte, die Österreicher, auch wenn sie ohne sächsische Unterstützung bei uns einbrechen, aufzuhalten. Wir müssen ihnen Berlin preisgeben und in zwei Zentren außerhalb der Hauptstadt, etwa in Danzig und in Westfalen, mobilisieren; vorwärts Berlin können wir erst in 14 Tagen etwa 70 000 Mann haben und auch die würden nicht reichen gegen die Streitkräfte, die Österreich jetzt schon gegen uns in Bereitschaft hat." Es sei, fuhr er fort, vor allem nötig, wenn Preußen schlagen wollte, Zeit zu gewinnen und deshalb zu wünschen, daß die bevorstehenden Verhandlungen im Abgeordnetenhause nicht den Bruch beschleunigten durch Erörterungen und Beschlüsse, wie man sich deren nach den herrschenden Stimmen in der Presse versehn müsse. Er bat Bismarck daher, in Berlin zu bleiben und auf die bereits anwesenden und nächstens eintreffenden befreundeten Abgeordneten vertraulich im Sinne der Mäßigung einzuwirken. Er klagte über die Verzettelung der Stämme, die in ihrer Friedensformation ausgerückt und verwendet wären und sich nun fern von ihren Ersatzbezirken und Zeughäusern befänden, teils im Inlande, zum großen Teil aber im Südwesten Deutschlands, also in Örtlichkeiten, wo eine schleunige Mobilmachung auf Kriegsfuß sich schwer ausführen lasse.

Stockhausen übernahm es, Bismarck's in der Lausitz liegendes Regiment zu benachrichtigen, daß er dem Leutnant von Bismarck befohlen habe, in Berlin zu bleiben. Bismarck begab sich zunächst zu seinem Landtagskollegen Geppert, der damals an der Spitze zwar nicht seiner Fraktion, aber doch derjenigen Zahlreichen stand, die man das rechte Zentrum hätte nennen können und die zur Unterstützung der Regierung geneigt waren, aber die energische Wahrnehmung der nationalen Aufgabe Preußens nicht nur prinzipiell, sondern auch durch sofortige militärische Betätigung für angezeigt hielten. Er stieß bei ihm in erster Linie auf parlamentarische Ansichten, die mit dem Programm des Kriegsministers nicht übereinstimmten, mußte sich also bemühen, ihn von einer Auffassung abzubringen, die er selbst vor seiner Unterredung mit Stockhausen in der Hauptsache geteilt hatte und die man als natürliches Erzeugnis eines verletzten nationalen oder preußisch-

militärischen Ehrgefühls bezeichnen kann. Die Besprechungen waren von langer Dauer und mußten wiederholt werden. Ihre Wirkung auf die Fraktionen der Rechten läßt sich aus der Adreßdebatte entnehmen. Bismarck selbst drückte seine damalige Überzeugung am 3. Dezember in einer Rede aus, in der folgende Sätze vorkamen [1]:

„Das preußische Volk hat sich, wie uns allen bekannt ist, auf den Ruf seines Königs einmütig erhoben, es hat sich in vertrauensvollem Gehorsam erhoben, es hat sich erhoben, um gleich seinen Vätern die Schlachten der Könige von Preußen zu schlagen, ehe es wußte, und, meine Herren, merken Sie das wohl, ehe es wußte, was in diesen Schlachten erkämpft werden sollte; das wußte vielleicht niemand, der zur Landwehr abging . . .

„Ich hatte gehofft, daß ich dieses Gefühl der Einmütigkeit und des Vertrauens wiederfinden würde in den Kreisen der Landesvertretung, in den engeren Kreisen, in denen die Zügel der Regierung auslaufen. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin, ein flüchtiger Blick in das Treiben hat mir gezeigt, daß ich mich geirrt habe. Der Adreßentwurf nennt diese Zeit eine große; ich habe hier nichts Großes gefunden als persönliche Ehrsucht, nichts Großes als Mißtrauen, nichts Großes als Parteihaß. Das sind drei Größen, die in meinem Urteil diese Zeit zu einer kleinlichen stempeln und dem Vaterlandsfreunde einen trüben Blick in unsre Zukunft gewähren. Der Mangel an Einigkeit in den Kreisen, die ich andeutete, wird in dem Adreßentwurfe locker verdeckt durch große Worte, bei denen sich jeder das Seine denkt. Von dem Vertrauen, das das Land beseelt, von dem hingebenden Vertrauen, gegründet auf die Anhänglichkeit an Seine Majestät den König, gegründet auf die Erfahrung, daß das Land mit dem Ministerium, welches ihm zwei Jahre lang vorsteht, gut gefahren ist, habe ich in der Adresse und in ihren Amendements nichts gespürt. Ich hätte dies um so nötiger gefunden, als es mir Bedürfnis schien, daß der Eindruck, den die einmütige Erhebung des Landes in Europa gemacht hat, gehoben und gekräftigt werde durch die Einheit derer, die nicht der

[1]) Politische Reden, Bd. I, S. 262 ff.

Wehrkraft angehören, in dem Augenblick, wo uns unsre Nachbarn in Waffen gegenüberstehn, wo wir in Waffen nach unsern Grenzen eilen, in einem Augenblick, wo ein Geist des Vertrauens selbst in solchen herrscht, denen er sonst nicht angebracht schien; in einem Augenblick, wo jede Frage der Adresse, welche die auswärtige Politik berührt, Krieg oder Frieden in ihrem Schoße birgt; und, meine Herren, welchen Krieg? Keinen Feldzug einzelner Regimenter nach Schleswig oder Baden, keine militärische Promenade durch unruhige Provinzen, sondern einen Krieg in großem Maßstabe gegen zwei unter den drei großen Kontinentalmächten, während die dritte beutelustig an unsern Grenzen rüstet und sehr wohl weiß, daß im Dom zu Köln das Kleinod zu finden ist, welches geeignet wäre, die französische Revolution zu schließen und die dortigen Machthaber zu befestigen, nämlich die französische Kaiserkrone . . .

„Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinett oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten, und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist . . .

„Die preußische Ehre besteht nach meiner Überzeugung nicht darin, daß Preußen überall in Deutschland den Don Quixote spiele für gekränkte Kammerzelebritäten, welche ihre lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen andern Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung, daß dasjenige, was Preußen und Österreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde . . .

„Die Hauptfrage, die Krieg und Frieden birgt, die Gestaltung

Deutschlands, die Regelung der Verhältnisse zwischen Preußen und Österreich und der Verhältnisse von Preußen und Österreich zu den kleinern Staaten, soll in wenigen Tagen der Gegenstand der freien Konferenzen werden, kann also jetzt nicht Gegenstand eines Krieges sein. Wer den Krieg durchaus will, den vertröste ich darauf, daß er in den freien Konferenzen jederzeit zu finden ist: in vier oder sechs Wochen, wenn man ihn haben will. Ich bin weit davon entfernt, in einem so wichtigen Augenblick, wie dieser ist, die Handlungsweise der Regierung durch Ratgeben hemmen zu wollen. Wenn ich dem Ministerium gegenüber einen Wunsch aussprechen wollte, so wäre es der, daß wir nicht eher entwaffnen, als bis die freien Konferenzen ein positives Resultat gegeben haben; dann bleibt es noch immer Zeit, Krieg zu führen, wenn wir ihn wirklich mit Ehren nicht vermeiden können oder nicht vermeiden wollen.

„Wie in der Union die deutsche Einheit gesucht werden sollte, vermag ich nicht zu verstehn; es ist eine sonderbare Einheit, die von Hause aus verlangt, im Interesse dieses Sonderbundes einstweilen unsere deutschen Landsleute im Süden zu erschießen und zu erstechen; die die deutsche Ehre darin findet, daß der Schwerpunkt aller deutschen Fragen notwendig nach Warschau und Paris fällt. Denken Sie sich zwei Teile Deutschlands einander in Waffen gegenüber, deren Machtverschiedenheit nicht in dem Grade bedeutend ist, daß nicht eine Parteinahme auf einer Seite, auch von einer geringern Macht als Rußland und Frankreich, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale legen könnte, und ich begreife nicht, mit welchem Recht jemand, der ein solches Verhältnis selbst herbeiführen will, sich darüber beklagen darf, daß der Schwerpunkt der Entscheidung unter solchen Umständen ins Ausland fällt."

Bismarck's leitender Gedanke, so sagt er in den „Gedanken und Erinnerungen" selbst, bei seiner Rede war, im Sinne der Überzeugung des Kriegsministers für den Aufschub des Krieges zu wirken, bis Preußen gerüstet sein würde. In seiner Klarheit konnte er aber den Gedanken nicht öffentlich aussprechen, er konnte ihn nur andeuten. Es wäre kein übermäßiger Anspruch an Geschicklichkeit preußischer Di-

plomatie gewesen, von ihr zu verlangen, daß sie den Krieg nach Bedürfnis verschieben, verhüten oder zum Ausbruch bringen sollte.

Über das Weihnachtsfest kam Bismarck nach Reinfeld, kehrte aber schon kurz vor Jahresschluß nach Berlin zurück. In die ersten Wochen fällt eine Frage, die ihn für kurze Zeit lebhaft beschäftigte: die Berufung als Staatsminister nach Bernburg. „Nach Bernburg gehe ich nicht," schreibt er am 22. Januar an die Gattin, „der König wollte zwar, die Minister aber nicht, weil sie mich in der Kammer nicht missen können, wie sie sagen, und gegen sie ist es nicht durchzusetzen. Es wäre recht hübsch, dort als unabhängiger Herzog (der wahre ist blödsinnig) und dicht am Harz, mit Viktorshöhe und das ganze Selketal zu regieren, in Ballenstedt wohnend. Hans wird wohl Präsident in Königsberg werden. Er will mich nun durchaus zum Landrat in Kiekow machen; ich habe nicht recht Lust. Was meinst Du dazu?"

Unterdessen reifte schon ein anderer Plan über die Verwendung des tüchtigen Mannes, der alle seine Partei- und Zeitgenossen um Häupterlänge überragte; der die deutsche Frage von so hohen Gesichtspunkten wie kein anderer beurteilte; der schon Ende 1850 für Preußens künftige Entwicklung die Wege im Geiste vorgezeichnet sah, die im wesentlichen anderthalb Jahrzehnte später beschritten worden sind. Am 25. April schrieb er an die Gattin, die noch immer in Reinfeld weilte: „Sie haben wirklich die Absicht, mich irgendwie diplomatisch zu verwerten; indessen kann ich eine vollkommen selbständige, meinem Urteil nach, nicht sofort antreten, weil ich mich sonst wegen Unkenntnis der aktenmäßig üblichen Formen blamieren würde, wozu ich keine Neigung habe. Außerdem wünsche ich eine Stellung, wo ich auf einige Dauer rechnen kann, damit ich mich mit Dir, mein Engel, einrichten kann: sonst verlängern sich unsere Trennungen in das Unabsehbare; es ist möglich, daß sich an diesen meinen Wünschen die Sache zerschlägt, was ich andererseits bedauern würde, da schon meine und Hans' bloße Ernennung zu irgend etwas ein öffentliches Pfand sein würde, daß die Regierung wirklich und gänzlich der Revolution abgesagt hat. Aber eine Stellung, wo ich nicht mit Familie leben kann, würde ich gleich wieder aufgeben. Erfreulich ist es jedenfalls, daß sich der König überhaupt mit der Idee meiner Anstellung vertraut gemacht hat,

weniger für mich, als für die Sache, der wir anhängen; denn ich muß jeder behaglichen Gewohnheit und der Hoffnung, mit Dir und den Kindern so still zu leben wie in unserem ersten Winter auf lange entsagen, wenn ich mich in jenes Joch spannen lasse. Gott wird es ja ausführen, wie es unsern Seelen frommt und in seine Wege paßt; in diesem Sinne wollen wir abwarten, was wird; ich habe kein eigenmächtiges Begehren ausgesprochen und dränge mich zu nichts. Sobald etwas Sicheres abgemacht ist, schreibe ich Dir."

Was weiter geschah, steht in den „Gedanken und Erinnerungen" Dort erzählt Bismarck[1]):

Nachdem die preußische Regierung sich entschlossen hatte, den von Österreich reaktivierten Bundestag zu beschicken und dadurch vollzählig zu machen, wurde der General von Rochow, der in Petersburg akkreditiert war und blieb, provisorisch zum Bundestagsgesandten ernannt. Gleichzeitig wurden zwei Legationsräte für die Gesandschaft auf den Etat gebracht, ich selbst und Herr von Gruner. Mir wurde durch Se. Majestät und den Minister von Manteuffel vor meiner Ernennung zum Legationsrat die demnächstige Ernennung zum Bundestagsgesandten in Aussicht gestellt. Rochow sollte mich einführen und anlernen, konnte aber selbst nicht geschäftsmäßig arbeiten und benutzte mich als Redakteur, ohne mich politisch au fait zu halten.

Das meiner Ernennung vorangehende Gespräch verlief folgendermaßen. Nachdem ich auf die plötzliche Frage des Ministers Manteuffel, ob ich die Stelle eines Bundesgesandten annehmen wolle, einfach mit Ja geantwortet hatte, ließ der König mich zu sich bescheiden und sagte: „Sie haben viel Mut, daß sie so ohne weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen." Ich erwiderte: „Der Mut ist ganz auf seiten Eurer Majestät, wenn Sie mir solche Stellung anvertrauen; indessen sind Eure Majestät ja nicht gebunden, die Ernennung aufrecht zu erhalten, sobald sie sich nicht bewährt. Ich selbst kann keine Gewißheit darüber haben, ob die Aufgabe meine Fähigkeit übersteigt, ehe ich ihr nähergetreten bin. Wenn ich mich derselben nicht gewachsen finde, so werde ich der Erste sein, meine Abberufung

[1]) Band I, S. 78 ff.

zu erbitten. Ich habe den Mut zu gehorchen, wenn Eure Majestät den haben, zu befehlen." Worauf der König: „Dann wollen wir die Sache versuchen."

Am 11. Mai 1851 traf ich in Frankfurt ein. Herr von Rochow mit weniger Ehrgeiz als Liebe zum Behagen, des Klimas und des anstrengenden Hoflebens in Petersburg müde, hätte lieber den Frankfurter Posten, in dem er alle seine Wünsche befriedigt fand, dauernd behalten, arbeitete in Berlin dafür, daß ich zum Gesandten in Darmstadt unter gleichzeitiger Akkreditierung bei dem Herzog von Nassau und der Stadt Frankfurt ernannt werde und wäre vielleicht auch nicht abgeneigt gewesen, mir den Petersburger Posten im Tausch zu überlassen. Er liebte das Leben am Rhein mit den deutschen Höfen. Seine Bemühungen hatten indessen keinen Erfolg. Unter dem 11. Juni schrieb mir Herr von Manteuffel, daß der König meine Ernennung zum Bundestagsgesandten genehmigt habe. „Es versteht sich dabei von selbst," schrieb der Minister, „daß man Herrn von Rochow nicht brusquement wegschicken kann; ich beabsichtige daher, ihm heut noch einige Worte darüber zu schreiben und glaube Ihres Einverständnisses gewiß zu sein, wenn ich in dieser Sache mit aller Rücksicht auf Herrn von Rochow's Wünsche verfahre, dem ich es in der Tat nur Dank wissen kann, daß er die schwierige und undankbare Mission angenommen hat im Gegensatz zu manchen anderen Leuten, die immer mit der Kritik bei der Hand sind, wenn es aber auf das Handeln ankommt, sich zurückziehn. Daß ich Sie damit nicht meine, brauche ich nicht zu versichern; denn Sie sind ja auch mit uns in die Bresche getreten und werden sie, so denke ich, auch allein verteidigen."

Unter dem 15. Juli erfolgte meine Ernennung zum Bundestagsgesandten. Ungeachtet der Rücksicht, mit welcher er behandelt wurde, war Herr von Rochow verstimmt und ließ mich die Vereitelung seines Wunsches entgelten, indem er Franfurt eines Morgens früh verließ, ohne mich von seiner Abreise unterrichtet und mir die Geschäfte und die Akten übergeben zu haben. Von anderer Seite benachrichtigt, kam ich zur rechten Zeit nach dem Bahnhofe, um ihm meinen Dank für das mir bewiesene Wohlwollen auszudrücken. —

Schließlich führen wir noch Bismarck's letzte Briefe an die Gattin vor der Übersiedelung nach Frankfurt an; sie lassen uns tief in sein Herz blicken.

Berlin 24. 4. 51.

Mein armes Liebchen, es ist nachgerade sehr wahrscheinlich geworden, daß ich nach Frankfurt gehe, wenn auch für jetzt ohne feste Anstellung, aber mit Gehalt; ich werde Dir morgen wohl Gewisseres schreiben können. Ich würde zuerst allein hingehn, um mir die Gelegenheit anzusehn, und dann wollen wir uns Deine Übersiedelung näher überlegen. Könnt Ihr Hildebrand jetzt missen? Ich werde doch einen ordentlichen Menschen von hier haben müssen, der mich begleitet. Wenn ihn Vater nicht durchaus da behalten will, so laß ihn sich fertig machen, daß er bei Eingang meines nächsten Schreibens gleich reisen kann. Gottes Segen wolle in allen Wegen mit uns bleiben. Sehr eilig Dein treuester v. B.

Bundestagsgesandter werde ich jetzt nicht, vielleicht im Sommer.

Berlin 28. 4. 51.

Mein geliebtes Herz, Mutterchens heller Blick, daß ich lange fortbleiben würde, hat diesmal leider recht gehabt. Ich gehe mit Rochow nach Frankfurt und leider so schnell, daß ich vorher nicht mehr nach Reinfeld werde kommen können. Den 7. oder 10. werde ich in Frankfurt sein müssen und vorher wahrscheinlich noch nach Dresden gehn und einen Tag in Hannover bleiben. Kann ich es möglich machen, so komme ich wenigstens auf einen Tag Dich zu sehn; aber ich habe einen solchen Wust von Akten und Geschäften um mich, daß ich, abgesehn von der Kammer, die Möglichkeit, vor meiner Abreise vier Tage zu erübrigen, kaum glaube. Der König hat zuerst vorgeschlagen, mich zu ernennen, und zwar sofort zum Bundestagsgesandten; sein Plan hat natürlich viel Widerspruch gefunden und ist endlich dahin modifiziert worden, daß Rochow zwar Gesandter in Petersburg bleibt und in zwei Monat wieder hingehn soll, aber einstweilen und vorläufig den Auftrag nach Frankfurt erhält, und ich ihn begleite mit der Zusicherung, sein Nachfolger zu

werden, sobald er nach Petersburg geht. Letzteres bleibt aber unter uns. Ich will nun erst nach Frankfurt und mir die Gelegenheit ansehn, auch hören, wie ich pekuniär bis zu meiner definitiven Anstellung gestellt werde, worüber ich noch kein Wort weiß. Dann werde ich sehn, ob ich im Anfang vielleicht bald wieder fort kann, und ob ich überhaupt länger glaube bleiben zu können, denn ich habe zwar zugesagt, kenne aber doch das Terrain noch nicht genug, um schon mit Gewißheit sagen zu können, ob ich dort bleibe oder bald wieder austrete. Sobald das entschieden ist, werden wir doch wohl darauf denken müssen, daß Du Dein nettes Stilleben in Reinfeld ebenfalls mit dem Lärm der bundestäglichen Diplomatie vertauschst. Ihr habt Euch oft beklagt, daß man aus mir nichts machte von oben her; nun ist dies über mein Erwarten und Wünschen eine plötzliche Anstellung auf dem augenblicklich wichtigsten Posten unserer Diplomatie; ich habe es nicht gesucht, der Herr hat es gewollt, muß ich annehmen, und ich kann mich dem nicht entziehn, obschon ich voraussehe, daß es ein unfruchtbares und dornenvolles Amt sein wird, wo ich bei dem besten Bemühen die gute Meinung vieler Leute einbüßen werde. Aber es wäre feig, abzulehnen. Näheres über unsere Pläne, wie wir zusammenkommen, was aus Deinem Seebad wird und dergleichen, kann ich heut noch nicht angeben, nur will ich, wenn es irgend möglich ist, mir soviel abmüßigen, daß ich Dich vorher noch sehe. Mir ist ganz weinerlich, wenn ich an dies plötzliche Umwerfen unserer harmlosen Pläne und an die Ungewißheit des Wiedersehens mit Dir, mein geliebtes Herz, und den babies denke, und ich bete recht innig, daß der barmherzige Gott alles ohne Betrübnis für unser zeitliches Wohl und ohne Schaden für meine Seele einrichte. Gott sei mit Dir, mein Lieb, und führe uns bald wieder zusammen. In sehr herzlicher Liebe Dein treuester

v. B.

Viel Dank für Mutschchens roten Brief, den ich eben erhalte und später beantworte.

Berlin 1. 5. 51

Eben erhalte ich Dein Briefchen vom 29., mein geliebtes Herz;

seine Tonart ist gerade so wehmütig, wie mir zumute ist, wenn ich an Reinfeld und an unsere stillen Pläne für den Sommer denke; mir ist, als sollten wir auswandern nach Amerika und aus allen lieben Gewohnheiten scheiden; denn wer weiß, wann das Rad, welches uns jetzt ergreift, uns wieder loslassen mag, und wir wieder einen stillen Sommer auf dem Lande verleben. Es kann aber auch schneller sein, als wir denken, denn wer sieht Gottes Wege auch nur eine Minute voraus? Wie magst Du nur glauben, daß wir bis Weihnachten getrennt sein sollten? Ich weiß noch heut nicht, wie ich pekuniär gestellt sein werde; ist es so, daß wir nicht zusammen davon leben können, so bleibe ich nicht in Frankfurt; ist es aber reichlich genug, so werden wir doch wohl beide, mit Kindern und Mägden, übersiedeln; wenn das nicht wäre, so könnte ich den Posten nicht übernehmen; wenn diese Kammertrennungen auch noch auf die Zwischenzeit angewendet werden sollten, so hört alles auf, und das tue ich nicht, mag es kommen wie es will, dazu hat uns Gott nicht zusammengegeben. Die armen lieben Eltern tun mir nur leid, daß unser netter Kreis gesprengt werden und sie einsam sein sollen, aber es ist doch nach göttlicher und menschlicher Ordnung nichts anderes tunlich; ich habe mir die Sache nicht gemacht, ich habe keinen Wunsch, kein Wort dazu getan, das ist mir eine Beruhigung. Hildebrand wird nun wohl schon unterwegs sein; ist er es nicht, so soll er meine seidene Jacke und die Pistolen mitbringen. Daß ich nach Reinfeld komme, wird leider nicht gehn; ich erwarte jeden Tag den Befehl zur Abreise, zuerst wahrscheinlich nach Dresden auf zwei Tage, dann muß ich nach Schönhausen, um Sachen und Bücher auszusuchen und einige Rechtsstreite zu treiben und die Deichgeschäfte abzuliefern, wenn in dem einen Tage, den ich nur dableiben kann, Zeit dazu ist; von da soll ich nach Hannover zu Ernst August und dann über Köln nach Frankfurt. Inzwischen muß ich ununterbrochen arbeiten, um mich erst notdürftig bekannt zu machen mit dem, was ich treiben soll. Wie es mit dem Quartier in Stolpmünde wird, kann man jetzt noch nicht sagen, denn die Möglichkeit, daß ich trotz allem mit Dir in der Ostsee bade, besteht immer, und mußt Du baden, so mußt Du; haben wir viel Geld, was ich noch nicht weiß, so ist zu

berücksichtigen, daß Norderney oder Scheveningen von Frankfurt sehr schnell zu erreichen sind.

Es scheint, als ob die Krankheit bei Euch einfiele, sobald ich fort bin; die ersten Nachrichten, die ich hier erhalte, sind jedesmal beunruhigend; hoffentlich haben sich die kleinen Liebchen bei dem schönen Wetter nun schon wieder erholt. Nehmt Euch nur vor Magenverderb in acht, und bitte, halte mit eiserner Strenge auf Regelmäßigkeit im Essen, und daß die Kinder nicht ‚zum Genuß', sondern zur Gesundheit essen, zu ersterem sind sie noch zu klein und zu schwach. Wie ist der Frühling reizend; leider kann ich wenig hinaus; alles blüht und grünt, die Kastanien sind nun schon reizend voll weißer Blüten; ich hätte mich so gefreut, das in der nächsten Woche in Reinfeld noch mal zu erleben! Sind denn die Störche noch gekommen? Deine Kommissionen, die ich mitgebracht und die in dem gestrigen Brief besorge ich Dir und schicke alles mit den Büchern aus Schönhausen, die hier noch stehen. Malle ist Montag mit Arnim nach Kröchlendorf abgereist. Ein Dr. Zinke, nach dem Du Hans fragst, ist bisher nicht zu ermitteln, wir haben beide nie davon gehört. Herzliche Grüße an die lieben Eltern und die Kinder. Gott behüte und segne Euch alle im roten Häuschen. Dein treuster v. B.

Berlin 3. 5. 51

Mein süßes liebstes Herz, warum so traurig, es ist ja schön im fremden Lande, aber mir sind die Tränen fast nah, wenn ich an das ländliche Stilleben mit Dir und Zubehör denke, was nun vielleicht auf lange in ferner Traumregion schwebt und jetzt gerade reizender wie je erscheint. Was sprichst Du von langer Trennung, mein Engel? mach Dich mit dem Gedanken vertraut, daß Du mit mußt in den Winter der großen Welt; woran soll ich sonst mich wärmen? Es ist möglich und wahrscheinlich, daß ich auf lange Jahre nur ein flüchtiger Besucher auf Urlaub in der Heimat sein werde; so lange können und dürfen wir uns nicht trennen. Lichte die Anker Deiner Seele und bereite Dich, den heimischen Hafen zu verlassen. Ich weiß an meinem eigenen Gefühl, wie Dir der Ge-

danke schmerzlich ist, wie traurig die Aussicht für die Eltern ist. Aber ich wiederhole, ich habe die Sache mit keiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht, ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich hingehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht.

Äußerlich ist meine Stellung sehr gut, und Deine Klagen deshalb sind ungerecht, wovon mündlich mehr[1]); meine Stelle ist wichtiger wie ein Oberpräsidium. Zum 12. muß ich da sein, heut geh' ich die Nacht nach Schönhausen und komme morgen wieder her, dann noch nach Dresden, und dann schreibe ich Dir von Frankfurt, wann und wie ich Dich abhole. Die Hüte sind jetzt fertig, das Fasson war mehrmals mißlungen, drei Stück gehen heut ab oder sind schon. Das andere schick' ich übermorgen. Was an feinen Hemden und Tüchern da ist, möcht' ich haben; es hat aber Zeit, bis Du es mitbringst. Wie wird es nun mit Deinem Seebad? daß Du es gebrauchst, wünsche ich dringend, aber wie und wo, das müssen wir uns noch überlegen. Hans grüßt sehr, ist heiter und liebenswürdig[2]) ... kann Dich nach Frankfurt holen, falls sie ... festnageln; ich glaube aber nicht, daß es in der ersten Zeit so hitzig mit meinen Geschäften sein wird. Grüße die lieben Eltern sehr sehr, und bitte sie um Verzeihung, daß ich unser Stilleben so zerreiße, aber ich kann mich nicht entziehen, ohne fahnenflüchtig zu werden. Leb wohl, fasse Mut im Gebet und sieh nicht scheel zu dem, was sein soll. Was Gott tut, das ist wohlgetan, damit laß uns in die Sache hineingehn. Dein treuster v. B.

Berlin 4. 5. 51

Gestern, mein Herz, habe ich in Schönhausen an Muttchen geschrieben, den Brief aber hier erst zur Post gegeben, so daß er wohl gleichzeitig mit Hans' offizieller Anzeige seiner Verlobung ein-

---

[1]) Er bezog als Bundestagsgesandter ein Jahresgehalt von viertausend Talern, außerdem Wohnungsentschädigung; die Umzugskosten wurden mit tausend Talern vergütet.

[2]) Hier ist ein Stück des Briefes abgerissen.

treffen wird. Er öffnete mir bald nach meiner Rückkehr von Reinfeld sein Herz über seine Absichten, und wir verabredeten als Feldzugsplan, daß er sich zuerst mit der Eberharten[1]) in Verbindung setzen solle, um seine gänzliche Unwissenheit über die Ab- und Ansichten seiner Geliebten und deren Familie einigermaßen aufzuklären. Sie, nämlich die Eberharten, schrieb ihm darauf zwei sehr liebe reizende Briefe, der Alte war bei ihr, und sie hatte ihm sofort Hansens Brief vorgelegt, der Alte kam vorgestern her, Charlotte[2]) wurde dem Pastor Schulz[3]) und der Frau Oberin nicht ohne schmerzlichen Kampf abgenommen, und gestern haben sie sich richtig verlobt und nennen sich schon Du. Hans ist unausstehlich glücklich, geht gar nicht zu Bett und gebärdet sich wie ein Kind; es sollte noch nicht deklariert werden, er konnte es aber nicht bei sich behalten, hatte das Bedürfnis, es in „jeden Kieselstein zu schneiden" und erzählt es Freund und Feind, in dem seligen Gefühl, daß nun aller Hader in der Welt ein Ende hat und jeder glücklich sei. Er hat ein ganz anderes Gesicht bekommen, tanzt und singt dabei die sonderbarsten Lieder allein im Zimmer; kurz, der alte Sauertopf ist gar nicht mehr wieder zu erkennen, der er früher war, und wenn er mich des Nachts schlafen ließe mit seinem Glück, so wäre er sehr liebenswürdig; fast zu aufgeregt. Er geht noch in dieser Woche mit dem alten Stolberg nach Wernigerode, um sich dort zu präsentieren, dann wahrscheinlich nach Kreppelhof. Er will sogleich heiraten, und ich bemühe mich, ihn zu beruhigen und ihm ein solides Brautreglement einzuprägen. Was sagt Ihr denn zu der Partie? — Hildebrand ist glücklich hier. Ich bin in Schönhausen gerade 24 Stunden gewesen, habe sehr viel gekramt, Stadtrats und Predigers gesehn, die Dich alle grüßen. Mit Frick bin ich noch so leidlich auseinandergekommen; ich fürchtete unzählige Klagen und Lamentationen. Mit seinem Finanzbudget sieht es aber doch schlecht aus. Er bat mich, mit etwa 600 Rtlr. der Johannipacht bis zum 1. Oktober zu warten; ich habe eingewilligt bis 1. September, eher brauchen wir es nicht.

[1]) Gräfin Stolberg, geb. Prinzeß Reuß.

[2]) Gräfin Stolberg, spätere Frau von Kleist.

[3]) Der Geistliche des Krankenhauses Bethanien in Berlin.

Wegen der Kassenführung sei ohne Sorge; Bellin übergebe ich sie nicht, ich werde es selbst besorgen. Du mußt das erst einmal unter meiner Aufsicht durchmachen, sonst findest Du Dich nicht hinein und machst Konfusion. Wenn wir zusammen in Frankfurt sind, werde ich einen Kursus im Zinsbuch mit Dir durchmachen. Heut bin ich zu müde, um mehr zu schreiben; denn diese Nacht hat mich Hans nicht schlafen lassen mit seinem Glück, und in der vorigen war ich auf der Eisenbahn und einem stuckrigen Genthiner Wagel. Mir fallen immer die Augen zu, während Herr Bürgers spricht oder Claessen keift über das Preßgesetz. Leb wohl, mein Liebling, grüße viel tausendmal. Dein treuster v. B.

Eben erhalte ich Mutterchens Brief; voll Liebe und Treue; sie nimmt die Sache schwerer als ich. Gott hilft mir tragen, und mit ihm bin ich der Sache besser gewachsen als die meisten unserer Politiker, die statt meiner in Frankfurt sein könnten, ohne ihn. Ich werde mein Amt tun, daß Gott mir den Verstand dazu gibt, ist seine Sache.

Berlin, 7. 5. 51

Mein geliebtes Herz, ich habe den ganzen Tag mit Geschäften und Umherlaufen verbracht und komme eben, gegen 12, von Manteuffel, den Kopf voll Hessen, Holstein und Hamburg, aber ich muß Dir doch in zwei Worten sagen, wie ich es kaum aushalte vor Sehnsucht, mit Dir zusammen zu sein und ein Heimweh nach Euch allen und nach dem grünen Frühling empfinde und dem Landleben, daß mir ganz schwer ums Herz ist. Ich war heut mittag, d. h. vor dem Essen, bei General Gerlach, und während er mir von Vorträgen und Monarchen dozierte, sah ich, wie im Vossischen Garten unter den Fenstern der Wind wühlte in den Kastanien und Fliederblüten, und hörte die Nachtigallen und dachte, wenn ich mit Dir am Fenster der Tafelstube stünde und auf die Terrasse sähe, und wußte nicht, was G. redete. Dein Brief mit den Pistolen, die Du ruhig hättest behalten sollen, wenn sie Dich ängstigten, kam gestern Abend, und ich wurde so traurig und sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte, wie ich im Bett lag, und Gott recht innig bitten, daß er

mir Kraft gebe, meine Pflicht zu tun. Hans war die Nacht in Potsdam, wo seine Braut bei der Gräfin Keller, ihrer Schwester, wohnt, und das Gefühl der Einsamkeit war mir so schwer, daß ich nicht schlafen konnte. Ich glaube fest, daß der barmherzige Gott Dich und die Kinder schützt und uns froh wieder zusammenführt; aber das Leben geht dahin und man hat sich nicht einander. Morgen früh soll ich zum König, und übermorgen, vielleicht auch erst am Sonnabend, reise ich, denn Sonntag soll ich in Frankfurt sein, und ich habe noch soviel hier zu tun, daß ich fast verzage. Vielleicht kann ich in den ersten Wochen, nachdem der erste Stoß der Geschäfte vorüber und die Sachen so weit in Gang gesetzt sind, daß sie regelmäßig gehn, einige Tage von Frankfurt abkommen, daß wir uns in Stettin oder Külz ein Rendezvous geben, denn ich bange mich tot nach Dir. In den letzten Tagen war es nicht möglich, hier vier Tage abzumüßigen, die notwendig sind, um einen Tag in Reinfeld zu sein ... In Frankfurt geben sie mir vorderhand 3000 Rtlr. Gehalt; wenn sie aber Wort halten, so werde ich das nicht lange beziehen, sondern in einigen Monaten mehr haben, aber auch mehr ausgeben müssen. Daß ich Geheimer Rat werden muß, ist eine Ironie, mit der mich Gott für all mein Lästern über Geheime Räte straft. Hans kommt eben nach Hause, grüßt sehr und sagt, es wäre alles „ganz überaus schön und köstlich, Stolbergs wären sehr lieb und sie ein überaus prächtiges Mädchen und paßte vortrefflich zu ihm", von Wernigerode aus würde er und seine Braut noch gemeinsam an Mutter schreiben. Er ist beleidigend glücklich, und ich — mein Engel, wann sehn wir uns doch wieder, könnte ich Dich lieben und Dir alles abbitten, was ich Dir jemals schlimm getan habe, mein süßes Herz; wie bange ich mich nach Dir! Küsse die Kinder für mich und sage den Eltern alles Liebe. Gute Nacht, mein Liebling, Gottes Segen sei Euer Schutz. Dein treuster v. B.

Sonnabend früh.
Postst. Berlin 10. 5. 51

Meine geliebte Nanne.

Heut Abend soll ich also wirklich reisen, und morgen Nachmittag

bin ich in Frankfurt. Hildebrand packt um mich her, in einem Chaos von Koffern, Kleidern, Büchern. Ich habe gestern Wunder getan in Geschäften und Abschiedsbesuchen, aber mir bleibt heut noch viel. Vorgestern hatte ich eine lange Audienz beim König, der sich sehr gut, nach meiner Idee, zu den Sachen stellt, mit denen ich zu tun habe. Er dankte mir viel, daß ich die Sache annähme, und erklärte, daß er mich bei Rochow's Rückkehr nach Petersburg zum Gesandten in Frankfurt ernennen würde. Mir ist bange bei dieser plötzlichen Vornehmigkeit, und ich sehne mich mehr wie je nach Dir und Teiske oder Freichow. Mein Engel, wenn ich Dich doch nur hier hätte und mit Dir reisen könnte. Hans ist fort nach Wernigerode, und mich friert und bangt so sehr nach allem Lieben. Denke Dir, daß ich Bösewicht eben träumte, ich schlüge unser Jüngchen mit der Rute, so daß Blut nach jedem Streich lief; ich muß ihm abbitten, dem kleinen Stümper. — Zwei Stunden später. Schon um halb acht Besuch, und nun reißt es nicht mehr ab. Alle Leute wollen mit nach Frankfurt. Ich muß abbrechen. Ich liebe Dich mehr wie jemals, mein süßes Herz, und sehne und bange mich so, daß ich ganz unbrauchbar werde zu Geschäften. Es ist möglich, daß ich in einigen Wochen Veranlassung habe, wieder nach Berlin auf einige Tage zu kommen, vielleicht ist dann Zeit für Reinfeld, jedenfalls aber müssen wir uns sehen dann. Tausend Grüße an die geliebten Eltern. Es klingelt schon wieder. Dein treuster Dich sehr liebender v. B.

Schreibe von jetzt nach Frankfurt a. M. an

den Kön. Geh. Legationsrat v. B. Frkfrt.,

Preuß. Gesandtschaft.



Anhang.

Bismarck's Arbeiten zur Prüfung zum Regierungsreferendar.

1.

Über die Natur und die Zulässigkeit des Eides im allgemeinen und nach seinen verschiedenen Arten aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Rechts- und Tugendlehre, mit Berücksichtigung der Lehre des Christentums.

Wahrhaftigkeit in Versicherungen und Heilighaltung gegebener Versprechen bilden für das Bestehen des menschlichen Verkehrs notwendige Bedingungen, deren Erfüllung Pflicht eines jeden ist, welcher auf die Wohltaten der Gesellschaft Anspruch macht. Doch führen mannigfache und mächtige Leidenschaften den Menschen in Versuchung, diese Pflicht zu mißachten, verleiten ihn, die Stimme der angebornen Ehrlichkeit zu unterdrücken und in der Entstellung der Wahrheit ein willkommenes Mittel zur Beeinträchtigung fremder Rechte zu finden. Schon vor der Zeit, von der wir sichere Kunde haben, empfand man daher das Bedürfnis, eine Versicherung geben und fordern zu können, welche vermöge ihrer Heiligkeit geeignet sein möchte, Treu und Glauben zu sichern, denen das einfache Wort keine hinreichend sichere Grundlage darzubieten schien.

Zeugen und Bürgschaften dienen zunächst zur Bestärkung der Glaubwürdigkeit unsrer Angaben und Versprechungen, und wer sie nicht beizubringen vermag, dem liegt es, vermöge der menschlichen Natur, nicht fern, den allwissenden Gott als seinen einzigen Zeugen anzurufen, die Bestätigung der gegebenen Aussage von ihm zu begehren, und indem er die göttliche Rache für den Fall der Lüge herausfordert, das eigene Heil als Bürgschaft für die Wahrheit seiner

Worte zu stellen. Dieser Gedanke, daß der Schwörende Gott auffordert, auf die gegenwärtige Äußerung wohl zu merken, und wenn sie unredlich sei, am Meineidigen an seiner Person oder an dem, was ihm das Teuerste sei, ausdrücklich dafür zu strafen, liegt dem Eide von seiner frühsten Entstehung her zum Grunde, und finden wir denselben in den Eidesformen der verschiedenen Völker auf mehr oder weniger deutliche Weise durch Wort und Sinnbild ausgesprochen. Eine Art des römischen Eides war, ein Tier zu töten und dabei Jupiter anzurufen, er möge den Schwörenden ebenso rettungslos wie dieses Tier verderben, wenn seine Angabe falsch sei; unter ähnlichen Verwünschungen veranschaulichen sich die Chinesen durch Verbrennen von Papier oder Zerschlagen von Porzellan die Art, wie Gott den Meineidigen rächen werde. Die Übel, welche man dergestalt herausforderte, glaubte man, würden auch alsobald eintreffen: wie sich denn überhaupt aus den Eiden der meisten roheren Völker dieselbe Ansicht herausstellt, welche den Gottesurteilen des Mittelalters das Dasein gab, daß nämlich da, wo das Wissen der Menschen nicht ausreicht, Gott das Unrecht nicht geschehen lassen, vielmehr von den Menschen dazu aufgefordert, durch eine besondere Äußerung seiner Allmacht, die Wahrheit offenbaren und den Schuldigen strafen werde. Sehr deutlich spricht sich diese Idee in der noch bei den Negern gebräuchlichen Form des Eides aus, wo man den Schwörenden ein Stück ihrer heiligen Fetische verschlingen läßt, in der festen Überzeugung, daß er augenblicklich daran sterben werde, wenn er lügen sollte. Auch die Römer waren so sehr der Meinung, daß der Meineidige lediglich der unfehlbaren und schnellen Rache der Götter verfallen sei, daß von einer menschlichen Strafe lange Zeit nicht die Rede war. Cicero sagt in der Abhandlung de legibus: perjuri poena divina exitium, humana dedecus; noch im Corpus juris findet sich: contemta jurisjurandi religio satis deum ultorem habet. Nur die Verletzung des Eides per genium principis bestrafte man schon zur Zeit der weströmischen Kaiser; sei es nun, weil man es für schlimmer hielt, den genium des Fürsten zu lästern, als den Jupiter, oder daß man es für strafbar erachtete, die durch den Eid für die Wahrheitsliebe des Schwörenden verpfändete Sicherheit des Kaisers in so augenscheinliche Gefahr zu

bringen. Ebenso huldigten die Juden der obigen Ansicht, indem sie es für gewagt hielten, in der Nähe des Ortes, wo eine Eidesleistung geschah, zu verweilen, damit sie nicht von der etwa durch Blitz oder Erdbeben an dem Meineidigen zu vollziehenden göttlichen Strafe mitbetroffen würden.

In späteren Zeiten, als der Glaube an augenblickliche und körperliche Strafe Gottes schwand, sah man sich genötigt, dieselbe menschlicherseits zu verhängen, da auf die Mehrzahl eine nahe zu gewärtigende und ihnen in ihrem ganzen Umfange faßliche Strafe tiefern Eindruck macht als die des Himmels, welche, wenn auch größer, doch vielleicht entfernt ist und deren Eintritt mancher für ungewiß anzusehn sich gefällt.

So stark sich in einer solchen Meinung Leichtsinn und Torheit aussprechen, so erscheint es doch kaum minder befremdlich, wenn nach den meisten Definitionen des Eides, welche unsre Gesetzbücher und philosophischen Schriften als Resultate jener von alters her herrschenden Ansichten aufstellen, Gott einer besondern Aufforderung von seiten des Schwörenden zu bedürfen scheint, um die Handlung desselben zu bemerken, zu bezeugen und im Fall der Unredlichkeit zu bestrafen. Die noch gebräuchlichen Eidesformeln, in welchen man das höchste Wesen anruft, dem Meineidigen seine Gnade zu entziehen, deuten eine Vorstellung von Gott an, nach welcher es dem menschlichen Willen anheimgestellt zu sein scheint, ob Gott Gerechtigkeit üben und Verbrechen strafen solle, oder nicht; nach welcher unser Geschick ohne unsre Zustimmung nicht in seiner Gewalt stände und es einer ausdrücklichen Verpfändung unserer Seele bedürfte, damit ihr Schöpfer die verdiente Strafe an derselben vollziehen möge. Auf Eide, deren Form dergestalt mit dem Glauben an die Allmacht Gottes in Widerspruch steht, ist Jesu Ausspruch in der Bergpredigt zu beziehen: Du sollst nicht schwören beim Himmel usw., noch bei deinem Kopf, denn du vermagst nicht ein Haar auf demselben weiß oder schwarz zu machen, d. h. über diese Gegenstände zu disponieren, hast du weder selbst die Macht, noch kannst du Gott veranlassen, daß er es tue. Die göttliche Gerechtigkeit kann nicht nach menschlichem Willen gelenkt werden; die Strafe, welche der Betrüger verdient, wird ihm auch wider seinen Willen zuteil werden, und eine größre wird er auch durch die

kräftigsten Verwünschungen auf sein Haupt nicht herabrufen können. Jene imprekatorische Form war, nach den oben berührten Ansichten der Alten, in ihren Eiden wesentlich und notwendig. So bieten namentlich die Eidesformeln der Juden eine reiche Auswahl von abenteuerlichen Übeln, deren Furchtbarkeit als Garantie für die Wahrheitsliebe des Schwörenden dienen soll; und obgleich Cicero de officiis sagt: „quod deo teste promiseris, non ad iram deorum, quae nulla est, sed ad justitiam et fidem pertinet“, so schrieben die Römer im allgemeinen doch dem höheren Wesen manche menschliche Schwächen und Leidenschaften zu und glaubten infolgedessen, der angerufene Gott werde seinen Zorn über eine so frevelhafte Herausforderung seiner Macht, wie sie der Meineid enthalte, auf der Stelle durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auslassen. Die religiösen und gerichtlichen Gebräuche der beiden genannten Völker sind von wesentlichem Einfluß auf die der Christen gewesen und haben zum Teil bewirkt, daß auch unter den letztern, durch unangemessene Behandlung des Eides, viel dazu beigetragen wurde, mangelhafte Vorstellungen von der göttlichen Allmacht zu begünstigen und den Eid selbst in Mißkredit zu bringen. Daher ist es gekommen, daß nach einer weit verbreiteten Meinung, welcher Kant seine Autorität geliehen hat, der Eid mehr für ein durch den Zustand der Gesellschaft notwendiges Übel als für ein heiliges und ehrenwertes Institut gehalten werden kann.

In Fällen, wo der höchste Grad von Evidenz von Sicherheit, welchen menschliche Mittel zu geben vermögen, erlangt werden soll, ist es nötig, sich zu vergewissern, daß die Aussage, auf deren Glaubwürdigkeit die Überzeugung von der Wahrheit einer Tatsache beruhen soll, unter Einwirkung aller derjenigen Gründe erfolgt sei, welche am meisten geeignet sind, den Menschen zur Angabe der Wahrheit zu vermögen. Den, welcher an einen gerechten Gott und an Fortdauer nach dem Tode glaubt, kann kein stärkres Motiv in seinen Handlungen leiten, als das Bewußtsein der durch die Religion gebotnen Pflicht, verbunden mit der Betrachtung, daß Gott die geringste seiner Taten sieht und die Vergeltung für jede derselben nicht ausbleiben wird. Daß der, welcher eine Versicherung gibt, jenes Glaubens an die göttliche Vergeltung und seiner Pflicht, die Wahrheit zu sagen, dabei voll-

kommen eingedenk ist, soll durch den Eid an den Tag gelegt werden. Die Ableistung desselben ist ein äußerliches Kennzeichen davon, daß der Schwörende seine Versicherung unter dem deutlichen und unmittelbaren Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegen Gott und des Frevels, den eine falsche Aussage enthalten würde, gegeben hat. Dieses Bewußtsein soll zwar dem vollkommen sittlichen Menschen immer gegenwärtig sein und ihn in allen seinen Handlungen leiten; doch ist es teils über menschliche Kraft schwer, immer in klarer und unbefangner Anschauung seiner Pflicht zu verharren, so daß durch die Feierlichkeit des Eides auf die Herstellung derselben erst hingewirkt werden muß — teils liegt auch andern Menschen daran, gewiß zu sein, daß der Schwörende sich die Heiligkeit seiner Pflicht in dem Augenblick hinreichend vergegenwärtige und den Glauben an göttliche Gerechtigkeit bekenne. Durch den Eid soll nicht Gottes Aufmerksamkeit auf den Schwörenden, sondern die des letzteren auf Gott gelenkt werden, und wer so, nach besonnener Erwägung der Bestimmung der Religion, mit dem klaren Bewußtsein, vor Gottes Angesicht zu stehen, sich nicht scheut, die Verantwortlichkeit der Lüge über sich zu nehmen, der zeigt, daß auch die heiligsten Motive nicht günstig auf ihn zu wirken vermögen, indem er Gott und dessen Vergeltung verachtet. Eine besondre Herausforderung der himmlischen Strafen wird auf einen solchen ebensosehr jedes Eindrucks ermangeln, als sie für andere unnütz, wenn nicht frevelhaft erscheint. Denn, abgesehen von der Wirkungslosigkeit einer Aufforderung an Gott, sein Richteramt auf menschliches Begehr auszuüben, meint es im Grunde seines Herzens doch wohl niemand aufrichtig mit einer Entsagung aller Hoffnung auf Glückseligkeit und göttliche Hilfe. Ein solcher Akt widerstreitet den Begriffen von der unendlichen Gnade Gottes und steht mit den Prinzipien der Vernunft und Religion ebensosehr in Widerspruch, als die bessere Gestalt des Eides mit ihnen übereinstimmt. Denn weder den Gesetzen der Vernunft, noch dem Geiste des Evangeliums widerstreitet es, einer gegebnen Erklärung hinzuzufügen, man habe dabei seine Pflicht vor Augen und vergegenwärtige sich sein Verhältnis zu Gott, welches dadurch geschieht, daß man den Höchsten zum Zeugen seiner Handlung anruft; denn letztres setzt voraus, daß man in dem Augenblick die Folgen seiner Handlung richtig würdigt

und auf Gottes Vergeltung gefaßt ist. Für einen solchen Zustand des Bewußtseins der Pflicht und der Abhängigkeit von Gott gilt Jesu Gebot: Euer Wort sei ja ja, nein nein, was darüber ist, das ist vom Übel. *Ἐκ τοῦ πονηροῦ*, sagt er, aber nicht *πονηρόν ἐστιν*, und allerdings bleibt der Eid, wenn auch ein schönes Zeichen des Glaubens an Gottes Allwissenheit und Gerechtigkeit, doch ein Resultat menschlicher Schwäche, welche zuerst das Bedürfnis desselben fühlbar machte; ein Gedanke, welchen die griechische Mythologie dadurch ausdrückt, daß sie den *Ὅρκος* einen Sohn der *Ἔρις* nennt. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkte hat auch Christus den Eid angesehn, den zu verbieten er so weit entfernt ist, daß er ihn vielmehr selbst leistet, als die Obrigkeit es durch den Mund des Hohenpriesters von ihm fordert. Dieser verlangt von ihm mit den Worten *ἐξορκίζω σε κατὰ τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος* eine eidliche Erklärung darüber, daß er Gottes Sohn sei, und Jesus trägt kein Bedenken, eine solche Erklärung zu geben, indem er des Priesters Frage mit den Worten *σὺ εἶπας* bejaht. Das griechische Wort *ἐξορκίζειν* bezeichnet eine Befragung auf den Eid, wonach der Antwortende durch einfache Bejahung oder Verneinung die Eidesleistung vollzog. Jesus würde gewiß nicht versäumt haben, durch sein eignes Beispiel bei dieser Gelegenheit sein Verbot des Eides zu befestigen, wenn er ein solches zu geben wirklich beabsichtigt hätte. Auch die Apostel bedienen sich bei mehren Gelegenheiten der Berufung auf Gottes Zeugnis zur Bekräftigung ihrer Aussprüche. Wenn daher Christus in der Bergpredigt sagt: Ihr sollt ganz und gar nicht schwören, so muß dieses scheinbar unbedingte Verbot gleich andern hyperbolischen Aussprüchen der heiligen Schrift gedeutet werden; dieselben stecken ebenfalls ein entferntes Ziel auf, welches nicht gerade erreicht werden, sondern nur dem christlichen Wandel dienen soll, um die Richtung danach zu nehmen; dahin gehört die Lehre: Verkauf dein Gut und gib es den Armen, eine Lehre, zu deren buchstäblicher Befolgung wenig Menschen geneigt sein möchten; sowie die jener anderen Vorschrift, nicht für die Bedürfnisse des folgenden Tages zu sorgen, mit dem Fortbestehn des menschlichen Geschlechts unverträglich sein würde. Wenn diese Aussprüche nur vor Geiz und Selbstsucht warnen sollen, so bezieht sich auch das gedachte Verbot des Eides hauptsächlich auf das

unnütze Fluchen derer, welche sich desselben zur Verzierung ihrer Rede bedienen, und auf das häufige und betrügliche Schwören der Pharisäer, welche sich förmliche Kategorien gebildet hatten von Eiden, die man zu halten verbunden und von andern, welche man zu halten nicht verbunden sei, wodurch sie Uneingeweihte leicht zu täuschen imstande waren.

Wenn die ersten Christen selten oder gar nicht schworen, so lag dies vielleicht mehr daran, daß sie durch den Ritus des Eides ihre verfolgte Religion zu verraten fürchteten, als daß sie in dieser Religion ein Verbot zu finden geglaubt hätten. Man hielt damals allgemein dafür, daß der Eid zwar erlaubt, daß es aber ratsam sei, nur in wichtigen Fällen und wo ein andres Auskunftsmittel nicht vorhanden sei, zu schwören. Lange Zeit war von einer Sündhaftigkeit des Eides nicht die Rede, vielmehr wurde der Gebrauch desselben unter Einwirkung der Obrigkeit, der er zur Erhaltung der Ordnung und Rechtspflege ein notwendiges, und der Geistlichkeit, der er zur Vermehrung ihres Einflusses ein dienliches Mittel zu sein schien, weiter ausgedehnt, als zweckmäßig war. Nur einzelne Sekten, wie die Pelagianer und Waldenser, erklärten sich wider die Ableistung des Eides, und erst später folgten ihnen mehrere, welche teils nur an der Herausforderung der göttlichen Strafe Anstoß nahmen, teils, nach dem Wortverstande des Neuen Testaments, jede Art von Eidesleistung verwarfen. Solche Eidweigerer sind in England so lange geduldet, wie die Erfahrung zeigt, daß sie die Versicherungen, anstatt des Eides gegeben, heilig halten; und wenn es wahr ist, daß noch kein Beispiel eines Mißbrauchs dieser Begünstigung vorgekommen, so ist dies ein ausgezeichnetes Resultat der unter ihnen herrschenden Erziehungsweise. Für gewiß ist anzunehmen, daß, wenn jene Ansichten auch manchen unsrer Sitten und Gesetze störend in den Weg treten, sie doch so viel Übles nicht stiften, als der entgegengesetzte Fehler, zu große Vervielfältigung und leichtsinnige Behandlung der Eide.

Plato sagt, daß Rhadamantus, welcher ein sehr gottesfürchtiges Volk regierte, alle Prozesse mit Schnelligkeit entschieden habe, sich jedesmal der Eidesdelation über die streitigen Punkte bedienend; aber, setzt Plato hinzu, bei einem weniger gottesfürchtigen Volke kann man vom Eide nur dann Gebrauch machen, wenn der Schwörende kein Interesse zur

Sache hat, wie der Richter oder der Zeuge. Gewiß hat der Schüler des Sokrates hierin recht, ja es ist selbst wahrscheinlich, daß auch ein so exemplarisches Volk, wie das, welches Rhadamantus regierte, der abstumpfenden Macht der Gewohnheit unterlegen, und daß die Justiz jenes Herrschers sich mehr durch Schnelligkeit als durch Gerechtigkeit ausgezeichnet habe. Es gibt keinen Eindruck, gegen welchen die Gewohnheit den Menschen nicht abhärtete und gleichgültig machte. Die Sonne geht täglich auf und erleuchtet die Welt, aber nur wenigen fällt es ein, daß dieses wunderbar sei, und nur selten nimmt jemand davon Veranlassung, an die Allmacht des Schöpfers zu denken; erschlägt aber der Blitz einen Menschen, so werden die, welche es sehn, mit Staunen und Gottesfurcht erfüllt und preisen die wunderbaren Wege des Herrn. Und doch, wie unbedeutend ist diese Kraft gegen jene der Sonne; nur äußert sie sich seltner. So hat auch die tägliche Gewöhnung an vielfältige Täuschung, die schwankende Grenze derjenigen Unwahrheiten, welche man sich erlauben zu können glaubt, die Empfänglichkeit für das ewige und unwandelbare Gebot der Wahrheit dergestalt abgestumpft, daß eine gewöhnliche Lüge kaum noch für unrecht gehalten wird, und daß man, wo es auf Sicherheit ankommt, immer häufiger eines künstlichen Reizes durch den Eid zu bedürfen geglaubt hat, um auf Augenblicke das ursprüngliche Gefühl für Wahrhaftigkeit wieder zu beleben. Dieser Reiz verliert wiederum seine Kraft, sobald er zu häufig angewendet wird. Eine zu große Vervielfältigung der Eide ist daher aus Gründen der Klugheit sowohl als der Religion zu verhindern. Sie gewöhnt den Menschen, indem er sich des göttlichen Namens häufig und zu unbedeutenden Zwecken bedient, das Heiligste mit Leichtfertigkeit zu behandeln; sie ist ferner geeignet, bei ungebildeten Leuten die Meinung zu erzeugen, daß sie nur schwörend die Wahrheit zu sagen verbunden seien, und bewirkt so, daß im übrigen desto rücksichtsloser gelogen und betrogen wird. Die sicherste Folge der zu häufigen Eidesleistungen aber ist die Gleichgültigkeit gegen den Eid selbst, dessen Kraft und Nützlichkeit in hohem Grade von der Scheu und Ehrfurcht abhängt, welche der Mensch bei seiner Ableistung empfindet. Viele haben geglaubt, wie jener Rhadamant, in dem Eide das expeditivste Mittel zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten zu finden, ohne zu überlegen, ob es

sich abnutzen würde. Die Geistlichen des Mittelalters schworen zwar selbst ungern, nicht etwa aus Gewissensskrupel, sondern weil sie verlangten, daß man ihnen ohnedies glauben sollte; doch begünstigten sie übrigens die Vermehrung der Eide, weil sie es möglich machten, die daraus entstehenden Streitigkeiten vor geistliche Gerichte zu ziehen und außerdem durch die angemaßte Gewalt der relaxatio juramenti es von sich abhängig machten, ob eine auf den Eid begründete Verbindlichkeit rechtsbeständig sein sollte oder nicht. Später fing man auch an, die Amtseide außerordentlich zu vermehren, indem man sie nicht nur beim Antritt des Dienstes, sondern auch bei jeder Veränderung desselben forderte. Dies alles brachte eine so erstaunliche Vervielfältigung der Eidesleistungen zuwege, daß dieselben bei dem großen Haufen notwendig im Kredit sinken mußten, zumal da auch von seiten der Obrigkeit nicht überall bei Abnahme der Eide mit derjenigen Feierlichkeit verfahren wurde, welche der Mehrzahl der Menschen bei Handlungen, auf die sie Wert legen sollen, unentbehrlich zu sein scheint. Die Gründe der Religion reichen für viele nicht mehr hin, um sie günstig für die Wahrheit zu stimmen, und harte Strafen auf den Meineid müssen bei diesen das Beste tun, da dieselben in dem Eide nichts weiter sehn als eine Versicherung in einer bestimmten Form, in welcher ihnen das Lügen bei strenger Strafe verboten ist. Die Härte der Strafe, die größere oder die geringere Wahrscheinlichkeit der Entdeckung und die Schande, welche die letztere mit sich führt, bilden alsdann das Gegengewicht für ein zum Meineid reizendes Interesse; welche Schale oft die leichtere sei, beweisen die käuflichen Zeugen in England und Amerika, welche ihre regelmäßigen Versammlungsorte haben, wo der, welchem es an Beweismitteln fehlt, sie abholen kann und dann gegen Entrichtung eines nach Maßgabe der Größe des objectum litis und der Gefahr für den Zeugen tarifmäßig festgesetzten Preises das Zeugnis, dessen er bedarf, erhält. Dergleichen Erscheinungen lassen bei dem Volke, wo sie angetroffen werden, einen hohen Grad von Roheit und Irreligiosität voraussetzen, und der beste Teil der für die Rechtspflege notwendigen Wirkung des Eides geht auf diese Weise verloren. Es ist daher in mehr als einer Hinsicht von großer Wichtigkeit, durch Verbreitung wahrer Bildung, durch zweckmäßige Bestimmungen über die Fälle, in denen der Eid

zulässig ist, und über die Art, wie er abgeleistet werden soll, auf Erhaltung und Vermehrung der Ehrfurcht vor demselben hinzuwirken.

Die Quelle fast aller unsrer heutigen Gesetzgebungen, das römische Recht, behandelt diese Materie nicht mit der Vorsicht, welche die Natur derselben zu erfordern scheint. Die Form des Eides war dort fast ganz der Willkür anheimgestellt, und Strafen des Meineides wurden erst in späterer Zeit angeordnet. Die Bestimmungen über die Zulässigkeit des Eides sorgten mehr für die Feststellung der Berechtigungen zu demselben und aus demselben, als für die Aufrechterhaltung seiner Heiligkeit. Bei dem zwischen zwei Parteien zugeschobenen Eid kam es auf die Persönlichkeit dessen, der schwören sollte, wenig an; der Eid wurde so gestellt, wie man glaubte, daß er den Gegner am stärksten binden werde, und konnte auch jemandem über facta, die er aus eigner Wahrnehmung nicht wußte, de credulitate deferiert werden, er wurde nicht als Beweismittel betrachtet, sondern nach den Regeln über Verträge beurteilt. Es war eine Art von Kompromißvertrag, wodurch der Schwörende gleichsam Schiedsrichter in der eignen Sache wurde. Man erwartete, daß Gottesfurcht ihn zur Gewährung dessen, was recht war, vermögen würde, und für den Fall der ungerechten Entscheidung bildete die Rache der Götter eine Konventionalstrafe, mit welcher der Beeinträchtigte sich begnügen mußte Denn das Gesetz, anstatt den Meineid ex officio zu verhüten, schützte vielmehr den Meineidigen in dem Recht, welches er sich erschworen hatte, und man glaubte konsequent zu sein, wenn man den Beweis des Meineides für unerheblich hielt, da der andere sein Recht kontraktlich von der Wahrheitsliebe des Schwörenden abhängig gemacht hatte und als Äquivalent für dasselbe die Genugtuung erhielt, den Gegner der göttlichen Rache verfallen zu wissen.

Bei uns wird der Eid nicht als Vertrag, sondern als Beweismittel angesehn, und der Meineid, das doppelte Verbrechen des wohlbedächtigen Betruges und der Gotteslästerung enthaltend, muß auf jede mögliche Weise zu verhüten gesucht werden. Zu diesem Zweck sind die Eidesleistungen der Zahl nach zu beschränken, ganz zu vermeiden, solange der Beweis auf andere Art geführt werden kann, und ist in den einzelnen Fällen, außer der rechtlichen Zuständigkeit des Eides, die Persönlichkeit des Schwörenden, die Wichtigkeit des ihn in Versuchung

führenden Interesses bei Beurteilung der Zulässigkeit des Schwures zu berücksichtigen.

Die Eide zerfallen, der Hauptsache nach, in promissorische und assertorische. Die versprechenden können dazu dienen, entweder gesetzliche Verbindlichkeiten zu bestärken, oder rechtlich nicht begründete zu sanktionieren; im ersten Falle sind sie meist überflüssig, im andern unstatthaft, wie denn auch von außergerichtlichen Versprechungseiden die bürgerliche Obrigkeit nicht nur keine Notiz zu nehmen, sondern sie auch bei Strafe zu verbieten pflegt. Nur das kanonische Recht gibt hier ein Mittel an die Hand, Prohibitivgesetze durch Privatübereinkommen zu umgehen und unwirksam zu machen, indem es bestimmt, daß eine nach dem Gesetz nichtige, ja selbst unrechtmäßige Verbindlichkeit durch das Hinzutreten des Eides Geltung erhalten sollte, weil dadurch eine besondere Verbindlichkeit gegen Gott zur Erfüllung des Versprechens erzeugt werde. Doch ist die Klausel rebus sic stantibus bei dem Eide zu subintelligieren; er steht und fällt mit der Verpflichtung gegen Menschen, deren Festigkeit er als akzessorisches Mittel zu verstärken gedient hat, so daß eine priesterliche Relaxation da unnötig ist, wo sie aufhört, ungerecht zu sein. Gott bedarf keiner menschlichen Versprechungen und schließt keine Verträge mit uns; ihm aber etwas Ungerechtes zu versprechen, ist ebenso frevelhaft als der Glaube, er verlange, daß wir es halten, töricht. Ist nun eine eidliche Bestärkung unrechtlicher Verhältnisse verwerflich, so ist sie für gesetzlich bestehende Verbindlichkeiten bei regelmäßiger Rechtspflege ohne Nutzen, indem das Recht durch sie nicht stärker wird. Betrachtet man daher, daß versprechende Eide schon an sich von geringerer Sicherheit sind, da der Schwörende seine zukünftige Lage nicht kennt und nicht weiß, wie groß zur Zeit der Erfüllung die Versuchung zum Eidbruch sein wird, so ist es um so mehr ratsam, sie, soviel es tunlich ist, zu beschränken und mit Ausnahme der nur zur Verstärkung der Beweiskraft dienenden promissorischen Zeugeneide nur in seltenen Fällen ihre Zulässigkeit an richterliches Ermessen zu knüpfen. Dahin würden das juramentum calumniae und andere juratorische Kautionen zu rechnen sein, in Fällen, wo die Stellung einer Realkaution nicht möglich ist. Ferner kann es von Wert sein, da, wo ein unsichrer oder durch Ereignisse unterbrochner

Zustand der Rechtspflege die Anwendung gerichtlicher Zwangsmittel erschwert, die in der Gewissenhaftigkeit des Schuldners liegende Garantie durch den Eid zu verstärken. Ähnliche Rücksichten können auch bei Rechtsverhältnissen obwalten, welche verschiedene Staaten berühren; so war es ein alter Gebrauch, den Verträgen zwischen Völkern durch Eidesleistungen größere Zuverlässigkeit zu geben.

Amtseide finden sich schon im frühsten Altertum und nahmen vielleicht ihren Ursprung aus der beim Anfange wichtiger Unternehmungen üblichen feierlichen Anrufung des Gottes, unter dessen Auspizien man zu handeln gesonnen war. Diese sowie die Huldigungseide scheinen mehr in unsern Sitten begründet, als bei der Unzweifelhaftigkeit der davon betroffenen Pflichten notwendig zu sein. Zwar kann ein Beamter leicht gewissenlos handeln, ohne sich gerade gesetzlicher Strafen auszusetzen, und möchte es deshalb gut sein, daß er durch das eidliche Versprechen einen verstärkten innern Antrieb zur Pflichterfüllung erhält: aber Augustus mochte vielleicht recht haben, wenn er über die Senatoren, welche seine Gesetze zu beschwören sich erboten, äußerte: „Auch ohne Eid werden sie den Gesetzen gehorchen, welchen sie beistimmen, und tausend Eide werden nicht hinreichen, ihren Gehorsam wider ihren Willen zu sichern.“ Für die Handlungen dessen, welcher nicht aus Pflichtgefühl seine Handlungen gegen das Vaterland erfüllt, ist der Eid eine schwache Bürgschaft und nur für Menschen, denen ihre Pflichten nicht klar sind, ein Punkt des Anhaltes.

Durch promissorische Eide wird eine Erklärung bestärkt, welche der Schwörende über seinen Willen und seine Absichten ablegt; assertorische dienen dazu, Gewißheit über eine vergangne oder gegenwärtige Tatsache zu verschaffen. Letztere sind zur Handhabung der Rechtspflege so unentbehrlich, daß es vielleicht kein Volk gibt und gegeben hat, welches sich ihrer nicht bediente; und wenn sie auch kein vollkommnes Mittel zur Entdeckung der Wahrheit sind, so hält man sie doch für das zuverlässigste, welches in unzähligen Fällen übrig bleibt, in der Meinung, daß ein jeder, der nur noch etwas Treu und Glauben hat, durch Betrachtung der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit zur Angabe der Wahrheit getrieben werden müsse.

Die beweisenden Eide sind teils zugeschobene, teils nach Erkenntnis

oder Gesetz zuständig oder notwendig. Gesetzlich notwendig sind die Eide, durch welche Zeugen ihre Aussagen zu bekräftigen verpflichtet sind, weil vor Gericht immer der höchstmögliche Grad von Klarheit erlangt werden soll und deshalb ein jedes Mittel angewendet werden muß, welches die Sicherheit in betreff der zu beurteilenden Tatsachen erhöhen kann. So einleuchtend diese Notwendigkeit ist, so könnte doch auch in dieser Abteilung viel für die Verminderung der Eidesleistungen geschehen und weisen sich die hierauf bezüglichen Bestimmungen der jüngsten toskanischen Gesetzgebung als empfehlenswert aus. Nach diesen werden die Zeugen vorläufig nur ermahnt, die Wahrheit wie im Eid zu sagen, und nicht ex officio, sondern erst dann vereidigt, wenn der, gegen welchen das Zeugnis gerichtet ist, darauf besteht. Ein falsches Zeugnis ist an und für sich ein so anerkanntes und hart bestraftes Verbrechen, daß jemand, welcher kein Interesse zur Sache hat, es sich nicht leicht zuschulden kommen läßt; und wer Vorteil oder Schaden von dem Ausfall des Erkenntnisses zu erwarten hat, ist ohnehin kein vollgültiger Zeuge und wird nur in seltnen Fällen vereidigt werden können. Doch muß die Befugnis der Parteien, die Beschwörung eines gegen sie gelten sollenden Zeugnisses zu verlangen, immer ein unantastbares Recht bleiben; auch könnte man es dem Richter überlassen, die Parteien auf Gründe aufmerksam zu machen, welche etwa die Vereidigung als ratsam erscheinen lassen. — Die Eide der Parteien selbst sind entweder vom Richter zuerkannt oder vom Gegner deferiert. Sie bezwecken teils als Haupteide direkt die Entscheidung von Tatsachen, auf die es ankommt, teils als Manifestations-, Diffessions-, Editionseide und unter andern Namen die Erleichterung der Ermittelung des Sachverhältnisses und der Verfolgung des Rechts.

Der zugeschobene Eid mit seinen verschiedenen Unterabteilungen beweist nach juristischen Prinzipien, mit Vorbehalt der Überführung des Meineids, ganz vollständig, da er mit Bewilligung beider Parteien über die Glaubwürdigkeit der zu beweisenden Behauptung entscheidet. Zwar sagt Kant, es fände keine Verpflichtung statt, den Anspruch des Rechtes der eidlichen Beteuerung des Gegners, welche keine Sicherheit gewähre, zu unterwerfen; deshalb steht es aber auch einem jeden frei, den Eid zu deferieren oder den Beweis auf anderm Wege zu führen;

steht ihm ein solcher nicht offen, so muß ihm, da er doch nicht dem Gegner den Beweis der Negation aufbürden kann, die Eideszuschiebung ein willkommnes Auskunftsmittel sein. Wenn nun dieselbe in vielen Fällen das einzige Beweismittel ist, so sollte auch desto aufmerksamer von Gerichts wegen darüber gewacht werden, daß sie immer nur in subsidium, als Beweismittel in Ermangelung anderer, angewendet und nicht etwa, um den Prozeß abzukürzen, von vornherein ihr Gebrauch den Parteien freigestellt werde, weil sie dadurch leicht die kontraktliche Beschaffenheit annimmt, welche sie im römischen Recht charakterisierte. Je heiliger der Eid bei einem Volke gehalten wird, desto lieber wird man sich der Delation desselben zum Beweise bedienen, aber desto mehr muß man auch darüber wachen, daß er nicht durch unnötig häufigen Gebrauch depraviert werde. In vielen Fällen wird es zulässig, vielleicht notwendig sein, den Kläger oder Exzipienten zu ermächtigen, seine Behauptung dadurch zu erweisen, daß er sie selbst beschwört. Ob ein solcher Fall vorhanden sei, muß, nachdem durch das Gesetz in allgemeinen Regeln vorgezeichnet sind, durch richterliches Erkenntnis festgestellt werden; und wird dies namentlich dann geschehen, wenn jemand den Beweis schon beinah vollständig geführt hat, oder bei gänzlichem Mangel andrer Beweismittel, durch Todesfall oder auf andre Weise, ohne sein Verschulden der Möglichkeit beraubt worden ist, den Eid dem Gegner zuzuschieben; ebenso wenn es notorisch ist, daß der Beklagte seinen Gegner durch Unredlichkeit oder grobes Versehen in Nachteil gesetzt hat, wo alsdann dem Kläger gestattet zu werden pflegt, durch das juramentum in litem die Höhe des erlittenen Schadens selbst zu taxieren. In Fällen, wie die oben gedachten, würde es einer Beeinträchtigung des Klägers gleichkommen, wenn man ihn nötigen wollte, seinem Beweise zu entsagen oder sein Recht noch durch Zuschiebung des Eides von der Gewissenhaftigkeit der andern Partei abhängig zu machen. Ebenso wird der Eid zum Erkenntnis gestellt werden müssen, wenn die Parteien sich über die Art, wie er normiert, oder darüber, wer ihn schwören soll, nicht einigen können.

Wenn nun schon da, wo es sich um Mein und Dein handelt, Eidesleistungen nur mit behutsamer Erwägung des in Versuchung zur Lüge führenden Interesses zuzulassen sind, so können sie gar nicht

stattfinden in Kriminalsachen, wo Freiheit, Leben und Ehre auf dem Spiele stehen und für die Gewissenhaftigkeit leicht ein zu starkes Gegengewicht bilden; und auch, abgesehen von der großen Verführung zum Meineide, wo eine Strafe darauf steht, die Wahrheit zu sagen, ist es unbillig, von dem Inquisiten zu fordern, daß er sich selbst anklage; ihn auf den Eid zu befragen, ist nicht ganz so schlimm, hat aber doch manche Ähnlichkeit mit der Anwendung der Tortur. Endlich ist auch im Kriminalprozeß ein solcher Grad von Klarheit nötig, daß die bloße Verweigerung der Ableistung des Reinigungseides nicht einmal ein hinreichender Beweis sein würde, um die Anwendung einer Strafe zu rechtfertigen.

Nächst der Frage, wenn der Eid zulässig, ist jene von Wichtigkeit, wie er abzuleisten sei. Ohne Zweifel muß dieses in der Form geschehen, welche die geeignetste ist, dem Schwörenden alle Gründe zu vergegenwärtigen, durch die er zur Angabe der Wahrheit bewogen werden kann. Wenn es nun gewiß ist, daß äußere Gegenstände in hohem Grade vermögend sind, im Sinne der Idee, welche sie repräsentieren, auf die Stimmung des Menschen einzuwirken, so war es auch richtig berechnet, wenn man, in früheren Zeiten häufiger als jetzt, den Schwörenden solche Gegenstände berühren ließ, welche den durch den Eid zu machenden Eindruck noch verstärken konnten. So war es die Sitte der Heiden, den Altar zu umfassen, der Hindu, das heilige Wasser des Ganges zu trinken, der Christen, eine Reliquie, das Kruzifix oder die Bibel zu berühren, auch wohl zu küssen; oder den Eid an einer besonders heiligen Stätte zu leisten, indem man, nicht ohne Grund, annahm, daß die Ruhe Gott geweihter Gegenstände den Menschen in eine andächtige Stimmung versetze, welche mit der Lüge unverträglich sei. Man suchte auch auf ähnliche Weise, und oft durch ziemlich barbarische Mittel, Vorstellungen des vielleicht nahen Todes zu erwecken, oder der schrecklichen Übel, welche des Meineidigen warteten, und dadurch einen dem Zweck angemessenen Eindruck auf die Nerven des Schwörenden zu machen. So schwor man auf die Klinge des Schwertes, auf die Gebeine der Verstorbenen, so ließen noch neuerlich die Mörder des Prokurators Fualdes in Frankreich die Zeugen Manson auf den Leichnam des Gemordeten und das noch blutige Messer Ge-

heimhaltung des Gesehenen geloben. Dergleichen Formen sind indes nicht auf das Allgemeine berechnet; je pikanter sie sind, desto leichter nützen sie sich ab, und in den Augen solcher, mit deren Denkungsweise sie nicht übereinstimmen, setzen sie leicht den Wert des Eides herab.

Doch möchte vielleicht bei der Ableistung etwas mehr Feierlichkeit, als wir anzuwenden pflegen, von guter Wirkung sein, wie denn auch nach der schon oben angeführten Gesetzgebung von Toskana die Eidesleistung jedesmal auf das Kruzifix und im Beisein eines Priesters geschieht und auch bei uns mit Zuziehung eines Geistlichen oder in der Kirche geschworen zu werden pflegt, in Fällen, wo die Persönlichkeit des Schwörenden es ratsam zu machen scheint oder die Wichtigkeit der Sache einen mehr als gewöhnlichen Grad von Sicherheit erfordert.

Nicht minder verschiedenartig als die äußre Form ist, je nach Art und Zeit, der Wortinhalt des Eides. Bei den Alten wird durchgängig die Idee ausgesprochen, daß der Schwörende sein Heil mit der Wahrheit seiner Aussage dergestalt in Verbindung bringt, daß er Übles erwarten muß, wenn er gelogen hat. So schwor man teils bei Wesen, von denen, teils bei solchen, für die man zu fürchten hatte, und die man durch den Meineid der Gefahr preisgeben würde. Für einen Christen scheint nach dem, was oben über die Natur des Eides gesagt worden, ein andrer Schwur als der bei Gott seine Wirkung ganz oder größtenteils zu verfehlen. Im Interesse des Richters aber liegt es, dem Bekenner einer jeden Religion den Eid in der Gestalt abzunehmen, welche durch den Glauben des Schwörenden anerkannt ist; denn nur so kann er erwarten, daß der letztre sich durch den Eid für gebunden halten wird, vorausgesetzt, das derselbe Gott die Eigenschaften zuschreibt, auf denen das Wesen des Eides beruht, und seine Geisteskräfte hinreichend entwickelt sind, um dieses Wesen begreifen zu können. — Die jetzt ziemlich allgemein bei uns rezipierte Formel: „So wahr mir Gott helfe", enthält zwar die als überflüssig erkannte Verwünschung: „Gott helfe mir nicht, falls ich lüge", wenn auch die Mehrzahl der Schwörenden es vielleicht so nicht meint; doch möchte es mißlich sein, an dieser althergebrachten Formel zu ändern, da es Leute gibt, welche glauben, sie hätten gar keinen Eid geleistet, wenn irgendeine der herkömmlichen Förmlichkeiten nicht beobachtet worden ist. Die Ansicht, daß ein Meineid

bei nicht beobachteter Form zu rechtfertigen sei, würde freilich, wenn sie nicht aus Beschränktheit und Aberglauben entspringt, mit der reservatio mentalis und den doppelsinnigen Eidesnormen der Jesuiten in eine Kategorie gehören; zur Schonung von Vorurteilen ist es aber zu empfehlen, daß ohne die äußerste Notwendigkeit keine der üblichen Formalien vernachlässigt werde, damit auch von dieser Seite alles geschehe, was zur Aufrechterhaltung und respektive Wiederherstellung der Achtung vor dem Eide förderlich sein kann.

Denn wie sehr es nötig sei, auf den letztgenannten Zweck mit der eifrigsten Sorgfalt durch jedes geeignete Mittel hinzuwirken, erkennen alle, welche diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit schenken. Bei den alten Sachsen, erzählt uns ein deutscher Schriftsteller früherer Zeit, war die Heiligkeit des Eides so groß, daß, wenn jemand eine Sache in der linken Hand hielt, und mit der rechten schwor, er habe sie nicht, man ihm glaubte; bei uns bedient sich ein jeder nur ungern und in Ermangelung jeder andern Auskunft der Eideszuschiebung als Beweismittels, obgleich die Gesetze dieselbe in großer Ausdehnung gestatten, und mancher betrachtet ihre Notwendigkeit als gleichstehend mit dem Verlust seiner Sache. Eine Ansicht, welche Grund erhält durch die Erfahrung, daß in häufigen Fällen beide Parteien sich erbieten, ihre einander widersprechenden Behauptungen zu beschwören, jede aber nur mit Widerstreben sich der Notwendigkeit der Delation an den Gegner unterzieht.

Verminderung der Anzahl der Eide, zweckmäßiges Verfahren bei der Ableistung derselben, angemessene Verwarnungen und strenge Bestrafung des Meineides vermögen viel zur Abhilfe des Übels beizutragen; bei dem allmächtigen Einfluß der Erziehung und Gewohnheit ist jedoch das kräftigste Mittel in der Verbreitung echter Bildung und Belebung des religiösen Sinns zu suchen, und in dieser Beziehung berechtigt die Sorgfalt, welche in unserm Vaterlande auf jene Gegenstände verwendet wird, zu den besten Hoffnungen für die Zukunft.

O. v. Bismarck, 23. April 1836.

2.

Über Sparsamkeit im Staatshaushalte, ihr Wesen und ihre Erfolge — auch durch geschichtliche Beispiele erläutert.

Die Güter, welche das Vermögen eines Volkes hervorbringt, werden zum Teil dergestalt konsumiert, daß aus ihrer Vernichtung nur eine vorübergehende Befriedigung des Verzehrers hervorgeht und der Wert des Verzehrten aus dem Vermögen der Nation wieder ausscheidet, ohne die Ergiebigkeit der vorhandenen Güterquellen zu erhöhen. Ein andrer Teil des jährlichen Zuwachses wird zur Ergänzung und Vermehrung des Kapitals der Nation verwendet, um unter dieser Gestalt einen neuen Bestandteil des Vermögens zu bilden und eine Erhöhung der zukünftigen Produktion zu bewirken. Der Aufwand geschieht also entweder unproduktiv, d. h. um Bedürfnisse und Genüsse zu befriedigen, oder produktiv, d. h. um die Befriedigung derselben für die Folge möglich zu machen.

Die letztere Art des Verbrauchs ist zur Bewahrung des Wohlstandes unentbehrlich, da sowohl das vorhandene Kapital sich abnützt, als auch die Bedürfnisse der Menschen mit der Entwicklung ihrer Fähigkeiten zunehmen und eine allmähliche Vergrößerung des Kapitals erfordern. Durch eine Vernachlässigung des produktiven Aufwandes würde man für die Zukunft mehr verlieren, als für die Gegenwart gewinnen; doch ist es ebensowenig weise, das Interesse der Gegenwart dem der Zukunft aufzuopfern. Der Geizige, welcher nur für zukünftige Bedürfnisse sammelt, die er nie befriedigt, ist ebenso unverständig als der Verschwender, der ohne Rücksicht auf die kommenden Zeiten verzehrt. Beide sind gleich weit entfernt von der Sparsamkeit, von der Eigenschaft, vermöge welcher jemand den Verbrauch seines Einkommens so einteilt, wie er auf die Dauer den größten Genuß davon erwarten kann, indem er sich denselben weder für die Zukunft verkümmert, noch ihm für die Gegenwart strenger entsagt, als nötig ist. Zu diesem Zweck muß er vor allen Dingen zwischen den Verwendungen für die gegenwärtigen Genüsse und denjenigen, welche auf Erzeugung der Mittel zur Befriedigung zukünftiger Bedürfnisse gerichtet sind, ein

richtiges Verhältnis herstellen und demnächst diese Verwendungen so einrichten, wie er die beabsichtigten Wirkungen mit den geringsten Aufopferungen hervorbringen kann.

Eine Nation so gut als ein einzelner wird in Ermangelung einer sparsamen Haushaltung mit ihren Kräften Entbehrungen leiden, öfter aus Not als aus Geiz; dieselben zu verhüten ist eine Aufgabe, deren Erfüllung mit im Zweck des Staates enthalten ist.

So weit die Verzehrung eines Volkes von der Willkür der einzelnen Mitglieder desselben abhängig ist, läßt sich im ganzen erwarten, daß der dem Menschen inwohnende Trieb nach Erwerb den Verbrauch des einzelnen so regeln wird, wie es mit der Erhaltung seines Vermögens verträglich ist. Auch muß es im allgemeinen einem jeden Privatmanne freigestellt bleiben, sich zu ruinieren oder den Genüssen, zu welchen sein Vermögen ihn berechtigt, zugunsten seiner Erben zu entsagen. Verschwendung und Geiz des einzelnen strafen sich unmittelbar an dem Urheber selbst, und nur in seltnen Fällen kann eine Kontrolle über die Verwendung des Eigentums weit genug ausgedehnt werden, um Verschleuderungen zu hindern.

Ein sehr bedeutender Teil des Verbrauchs eines Volkes wird aber nicht von denen geregelt, welche seine Folgen unmittelbar empfinden. Die Erreichung der wichtigsten menschlichen Zwecke ist nur möglich durch ein Zusammenwirken vieler unter gemeinsamer Leitung, und eine große Anzahl allgemeiner Bedürfnisse wird auf eben diesem Wege wohlfeiler und vollständiger befriedigt, als durch die Kräfte einzelner. Der dazu notwendige Aufwand wird von der Staatsgewalt angeordnet und die Mittel zu demselben durch Beiträge derjenigen aufgebracht, welche zum Genusse der daraus hervorgehenden Vorteile berechtigt sind. Er ist dem größten Teil nach nicht eigentlich produktiv, sondern die Mittel zu seiner Bestreitung werden der Produktion entzogen, um derselben die Bahn zu ebnen, die ihr im Wege stehenden Hindernisse wegzuräumen und die ihr etwa drohenden Störungen abzuwenden. Wird der öffentliche Aufwand daher größer, als er nach Verhältnis der Kräfte, deren Entwicklung er begünstigen soll, sein müßte, so gleicht er dem jenes Grundbesitzers, welcher einen so vortrefflichen Weg zum Transport seines Holzes anlegte, daß er seine ganze Forst zur Bestreitung der

Kosten desselben verbrauchte; und wie unermeßlich die Wirkungen einer richtigen oder falschen Leitung der Ausgaben des Staates sein müssen, läßt sich eben aus ihrer jetzt üblichen Größe beurteilen, welche sich in England unter Pitt's Verwaltung auf mehr als ein Drittel des Gesamteinkommens der Nation erstreckte. Es ist also eine wichtige Pflicht der Regierung, durch eine richtige Verwaltung des von ihr angeordneten Aufwandes der Nation auf die Dauer alle Vorteile zu verschaffen, zu deren Genuß dieselbe nach Maßgabe ihrer Kräfte befähigt ist.

Dieser Erfolg wird gar nicht oder nur unvollständig hervorgebracht werden können, solange man nicht eine richtige Ansicht von der Natur und den Wirkungen der Konsumtion des Staates hat. Man ist lange Zeit der Meinung gewesen, daß dieselbe dem Gesamtvermögen nichts koste, indem die Ausgaben des Staates wieder Einnahmen für die Empfänger bilden, uud auf diese Weise, solange sie nur an Landeskinder erfolgen, wieder in das Nationalvermögen zurückkehren. Man hat sich dadurch täuschen lassen, daß das Geld, welches die Regierung als Abgabe erhebt, um mit demselben diejenigen schadlos zu halten, welche dem Staate die eigentlichen Gegenstände seiner Konsumtion liefern, in der Form von Kaufpreisen für Dienstleistungen und Waren wieder an Mitglieder der Nation ausgezahlt wird. Das Geld wird bei diesem Prozeß freilich nicht aufgezehrt, wohl aber die Arbeit und die Güter, welche der Staat für dasselbe einkauft, und welche der Besteuerte für sein Geld hätte einkaufen und verzehren können. Man würde auf jene irrige Meinung vielleicht nicht gekommen sein, wenn der Staat seine Bedürfnisse in natura erhöbe, d. h., wenn z. B. die mit den Staatsämtern verbundenen Dienstleistungen oder die zur Kriegführung und den Staatsbauten erforderlichen Materialien und Arbeiten in natura von den Steuerpflichtigen, ohne Anspruch auf Vergütigung, geleistet werden müßten, wie es in kleinen Hirtenkantonen der Schweiz mitunter der Fall ist. Der Beamte, der Soldat, welche ihre Dienste, der Tagelöhner, welcher bei öffentlichen Bauten seine Arbeit, der Lieferant, welcher seine Lieferungen dem Staate darbringt, geben die Materialien her, welche der Staat verbraucht und vernichtet, und werden für diese Aufopferung durch das Geld des Steuerpflichtigen entschädigt, so daß dieser zuletzt den durch die Ver-

zehrung verursachten Verlust sowie die zur Realisierung der Entschädigung aufzuwendenden Kosten trägt. Das Geld, in welchem die Abgabe entrichtet wird, kehrt wieder in das Volksvermögen zurück, aber der Wert der Abgabe wird in dem für jenes Geld Angeschafften konsumiert. Nur in den Fällen, wo das, was der Staat für das erhobne Geld kauft, nicht soviel wert ist als dieses Geld, konsumiert er nicht den ganzen Wert der Abgabe. Wenn z. B. bei einem Getreidepreise von 1 Tlr. pro Scheffel die Regierung für 100 Tlr. 90 Scheffel kauft und mit ihren Pferden verfüttert, so vernichtet sie auch nur einen Wert von 90 Tlr. und gibt die überschießenden 10 Thlr. in das Volksvermögen zurück, aber nicht dahin, woher sie dieselben genommen, so daß sie lediglich das Eigentum an einem Werte von 10 Tlr. von dem Steuerpflichtigen auf die Empfänger der Staatsgelder überträgt. Eine Übertragung, welche sowohl ungerecht, als auch mit dem Aufwande von bedeutenden Kosten verbunden ist; denn die Erhebung der Abgabe rechtfertigt sich aus dem Zweck des Staates nur insoweit, als die dadurch beschafften Mittel verwendet werden, um allgemeinen Bedürfnissen zu begegnen, und die unersprießliche Arbeit, sowie andere noch bedeutendere Nachteile, welche die Erhebung von Abgaben mit sich führt, bilden einen beträchtlichen Verlust für den Nationalreichtum. Die Abgaben werden hauptsächlich von dem unbemittelten Teil eines Volkes getragen, da dieser die große Mehrzahl bildet; die Mittel desselben pflegen ziemlich genau für die Anzahl von Individuen auszureichen, aus welcher er besteht. Erschwert man ihm daher die Anschaffung seiner Bedürfnisse, indem man dieselben durch darauf gelegte Abgaben verteuert, so wird die Subsistenz derer, welche die Dürftigsten sind, verkümmert, während das, was von dem Wert der Abgabe nach Abzug der Konsumtion des Staates und der Kosten der ganzen Operation übrig bleibt, zum größten Teil wohlhabenderen Leuten zugute kommt, welche diesen Zuwachs zur Befriedigung minder dringender Bedürfnisse verwenden.

Es ist daher eine falsche Folgerung aus dem Merkantilsystem, wenn man behauptet, die Ausgaben der Regierung kosteten dem Volke im ganzen nichts und dienten vielmehr, solange das Geld im Lande bliebe, nur, um die Zirkulation zu heben und die Industrie zu beleben.

Diesen irrtümlichen Satz hat wohl nie ein Monarch mit so fester Überzeugung von der Richtigkeit desselben verfolgt als Louis XIV., welcher seinem Ausspruch „un roi fait l'aumône en dépensant beaucoup“ gemäß zum Wert von 900 Millionen Frank an Material und Arbeit zur Ausschmückung des Schlosses von Versailles verschwendete. Denn wenn er auch wohl nicht bloß pour faire l'aumône eine Armee von 400 000 Mann bezahlte, 900 Millionen für Versailles verausgabte und durch seine exzentrische Pracht ganz Europa in Erstaunen setzte, so muß man doch zu seiner Ehre annehmen, daß er sich vermöge jener Täuschung, in der er befangen war, über die Wirkungen seiner Verschwendung beruhigte und die Größe des Elends, welches er vorbereitete, ihm unbekannt war.

Der Aufwand des Staates vernichtet also ebensogut wie der der Einzelnen Bestandteile des Nationalvermögens, und zwar meistens nicht, um neue hervorzubringen, sondern damit die Nation ihr übriges Vermögen mit Sicherheit und Erfolg nach ihrem Belieben verwenden könne. Wenn also seine Einrichtung sparsam, d. h., auf die Dauer für das Wohl der Nation förderlich sein soll, so darf seine Größe nicht verhindern, daß das Volk jährlich durch Übersparen eines Teiles seines Einkommens sein Kapital ergänze und vermehre, und muß der Verbrauch so bewirkt werden, daß die damit erreichten Vorteile die gemachten Aufopferungen mehr als ersetzen.

Die richtigen Grenzen für das Quantum des öffentlichen Aufwandes zu bestimmen ist eine ebenso schwierige als wichtige Aufgabe. Der Privatmann findet in seiner Einnahme den Maßstab für seine Ausgabe; denen aber, welche mit der Anordnung der öffentlichen Ausgaben beschäftigt sind, ist die Sparsamkeit in betreff derselben nicht so unmittelbar durch den eignen Vorteil geboten, indem sie nicht aus ihrem eignen Vermögen wirtschaften, sondern mit einem unbeschränkten Kreditbriefe auf das Vermögen der ganzen Nation angewiesen sind. Bei der Unübersehbarkeit des letztern kann leicht durch übermäßigen Verbrauch ein Schaden geschehen, ohne daß er eher entdeckt wird, als bis seine Abhilfe schwer oder unmöglich geworden ist. Diese Gefahr macht es um so notwendiger, im voraus einen genauen Etat der Ausgaben, welche der Staat zu machen gedenkt, zu entwerfen. Daß

aus diesem alles fortbleiben müsse, was nicht wirklich Bedürfnis ist, versteht sich von selbst; aber schwierig ist es, auszumitteln, was Bedürfnis sei, und wird dies durch die Größe, Beschaffenheit und die Geschichte eines Landes bedingt. Je weiter ein Volk in der Kultur ist, desto größer sind auch seine Bedürfnisse, sowohl die eines jeden einzelnen, als auch die, deren Befriedigung durch die Staatsgewalt vermittelt wird. Der jährliche Bedarf eines Staates läßt sich daher nicht lediglich nach Maßgabe der statistischen Verhältnisse des Landes, ohne Rücksicht auf die Geschichte desselben, berechnen und feststellen; vielmehr hat sich im Laufe der Zeit, je nach dem Vermögen und dem Kulturzustande des Volkes und den Absichten der Regierung, in jedem Staate eine gewisse Summe teils rechtlich notwendiger, teils nützlicher Ausgaben gebildet, deren Deckung aus den vorhandenen Mitteln bewirkt werden muß.

Die Anforderungen, welche an die Wirksamkeit eines vollkommnen Staates gemacht werden, sind so groß, daß wohl noch kein Land imstande ist, ihnen ganz zu genügen, obschon der öffentliche Verbrauch fast überall so hoch gestiegen ist, als es ohne Beeinträchtigung eines mäßigen Fortschreitens im materiellen Wohlstande geschehen kann. Die Kräfte der Länder weisen dem Verbrauch engere Grenzen an, als das Bedürfnis; denn wo diese Kräfte bei der besten Anwendung nicht hinreichen, um ohne Gefahr der Erschöpfung alle Konsumtionen zu bestreiten, welche man als nützlich erkennt, da wird man besser tun, die Befriedigung minder gebieterischer Bedürfnisse vorläufig auszusetzen und für die Gegenwart Vorteilen zu entsagen, um in der Zukunft nicht zu darben. Ein unverhältnismäßiger Aufwand wirkt auch bei der besten Anwendung schädlich, indem er die Kräfte niederdrückt, deren Entwicklung er schützen und befördern soll.

Sind die Lasten so groß, daß die Staatsangehörigen oder doch der größte Teil derselben alles für den öffentlichen Verbrauch hergeben, was ihnen nach Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse von ihrem Einkommen übrig bleibt, so wird hierdurch schon die Vermehrung des Nationalvermögens gehindert, indem sich kein neues Kapital durch Übersparen von Einkommen bilden kann. Ein solcher Staat wird bald in Verlegenheit geraten, indem es ihm an jedem Reservefonds für

unvermeidliche Vermehrungen seiner Ausgaben fehlt. Ist aber ein so hoher Beitrag noch nicht hinreichend, so kann die Deckung des Restes nur durch eine Verminderung des Nationalkapitals bewirkt werden. Fälle der höchsten Not können zuzeiten eine Maßregel derart rechtfertigen. So erhob Preußen, als es im Jahre 1813 zur Wiedererlangung seiner Unabhängigkeit die Waffen ergriff, eine Kapitalsteuer von 3% des Vermögens seiner Untertanen, weil in jenem Augenblick ein höheres Interesse als die Vermehrung des Reichtums auf dem Spiel stand und notwendig machte, daß man in das Vermögen des Volkes hineingriff, wo und wie man es fand. Aber nicht nach dem, was die Untertanen einmal, sondern nach dem, was sie immer werden geben können, muß der Verbrauch abgemessen werden; denn auf die Dauer ist ein Finanzsystem, welches in dem Kapitale seine eigene Grundlage aufzehrt, nicht durchzuführen; es vernichtet nicht nur produzierte Güter, sondern auch die Fähigkeit, neue zu produzieren, gleich jenem in der Fabel, der die Henne mit den goldnen Eiern schlachtete. Nach unsern jetzigen Einrichtungen pflegt nun zwar das Kapital nicht direkt dem Träger der Staatslasten genommen zu werden, sondern die Verminderung desselben stellt sich in der Gestalt von Schulden dar, zu deren Verzinsung und Rückzahlung aber, dem strengen Rechte nach, das Kapital verwendet werden muß, wenn das Einkommen nicht ausreicht; und wo das Mißverhältnis noch nicht so groß ist, kann es durch fortgesetztes Schuldenmachen leicht dahin gebracht werden. Denn die Anleihen, durch welche das Defizit eines Jahres gedeckt wird, vermehren jedesmal, auch ohne daß sie zurückgezahlt werden, um den Betrag ihrer Zinsen die Bedürfnisse des nächsten Jahres. Der Verbrauch wächst also in demselben Maße, als die Fähigkeit, ihn zu bestreiten, abnimmt, zumal da die Anleihen um so kostspieliger werden, je dringender man ihrer bedarf. Wenn dergestalt die erlaubten Quellen versiegten, so hat man nicht selten gesehen, daß auf unrechtlichen und verächtlichen Wegen schwache und bald verbrauchte Hilfsmittel gesucht wurden; si aerarium ambitione exhauserimus, per scelera supplendum erit, läßt Tacitus den Nero sagen. Karl der Zweite von England empfing Geld von den Feinden seines Landes, um das Auslaufen seiner Flotte zu verzögern, und Louis XIV., als er gegen das

Ende seiner Regierung die Kräfte Frankreichs erschöpft hatte, errichtete die überflüssigsten und lästigsten Ämter, um aus ihrem Verkauf Geld zu lösen. So verächtliche Hilfsmittel sind nicht geeignet, die Folgen der Verschwendung aufzuhalten. Mit dem innern Wohlstande geht auch unaufhaltsam die schützende Kraft des Staates, seine Macht nach außen verloren, so daß eine jede verschwenderische Regierung nach und nach in jene Schwäche verfällt, welche die französische unter Louis XV. charakterisierte, und durch welche Schweden nach den Kriegen Karls XII. gezwungen wurde, einen nachteiligen Frieden nach dem andern zu schließen, weil es ihm an Geld fehlte.

Verminderung des Verbrauchs auf einen Betrag, welcher sich mit dem kräftigen Fortschreiten des Nationalwohlstandes verträgt, ist ein notwendiges, aber auch ein unfehlbares Mittel, die Kraft und Festigkeit des Staates zu erhalten oder wiederherzustellen. Eine solche Verminderung ohne widerwärtige Störungen der bestehenden Verhältnisse zu bewirken, ist freilich oft schwer und erfordert eine umsichtige Auswahl der dazu führenden Mittel. Pombal wollte den Flor Portugals wiederherstellen; aber seine Ersparungen waren mit ungerechten und gewaltsamen Maßregeln verbunden, er drang daher bei aller seiner Kraft nicht durch, und seine Einrichtungen waren nicht von Bestand. Nicht minder schwierig als die Mittel ist das Maß einer Verminderung aufzufinden. Der richtige Betrag der öffentlichen Abgaben läßt sich selbst in einem gegebenen Staate nicht bestimmt bezeichnen; doch kann man überall, wo eine Zunahme des Wohlstandes und der Volksmenge stattfindet, annehmen, daß die Lasten nicht zu groß sind. Wo der Aufwand des Staates dergestalt auf eine unschädliche Höhe gesetzt ist, da ist es in der Regel nicht ratsam, die Mittel zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse durch fernere Reduktionen noch mehr zu beschränken, da dieselben ohnehin nicht vollkommen zureichend zu sein pflegen. Auch hat nicht leicht in neuerer Zeit ein bedeutender Staat für zweckmäßig erachtet, das Quantum seiner Einnahmen freiwillig herabzusetzen, mit Ausnahme von England, welches indessen offenbar überlastet war, als es zur Zeit des Wiener Kongresses 72 Millionen Pfund Sterling an Abgaben zahlte; noch den jetzigen Etat von 46 Millionen halten viele für drückend, obgleich der Zustand der

niedern Volksklassen und der Irländer schließen läßt, daß viele dringende Bedürfnisse unbefriedigt bleiben. Man hört sogar die Abgaben um ihrer selbst willen als nützlich rühmen, wie vor kurzem ein Mitglied der französischen Deputiertenkammer die Behauptung aussprach, die Untertanen des Königs von Sardinien seien deshalb mit ihrer Regierung unzufrieden, weil dieselbe zu wenig Abgaben erhebe, und das Volk hierdurch in Schlaffheit und Untätigkeit versinke. Diese Ansicht, daß ein Volk nicht arbeiten werde, wenn es nicht durch die Notwendigkeit, Geld zur Bezahlung von Abgaben aufzubringen, dazu gezwungen würde, fußt auf der Voraussetzung einer hohen Genügsamkeit, verbunden mit ungewöhnlicher Trägheit. Wo eine solche Voraussetzung sich gerechtfertigt findet, liegt der Grund der geringeren Betriebsamkeit meistens an fehlerhaften Staatseinrichtungen, unsicherem Rechtszustande, Bedrückung des Volkes durch Monopole oder Leibeigenschaft, eher als in einem Mangel an Abgaben, denn hohe Abgaben sind nicht ein Mittel zur Hervorbringung, sondern ein Zeichen des Vorhandenseins von Reichtum, wenn nicht von Verschwendung. Abgesehn hiervon, sind gegenwärtig die Bedürfnisse der Staaten so groß, daß, wenn man ihre Befriedigung mit Nachdruck betreiben will, schon in ihnen Grund genug vorhanden ist, die Abgaben so hoch anzulegen, wie sie auf die Dauer erträglich sind. Das einzige Land, welches nicht nötig zu haben glaubt, seine ganze disponible Kraft auf Erreichung der Staatszwecke zu verwenden, mag wohl Nordamerika sein. Dieses liefert das auffallende Resultat, daß bei sehr mäßigen, nur in Zöllen bestehenden Abgaben jährlich ein barer Überschuß von mehreren Millionen Dollars in der Staatskasse bleibt. Die dortigen Verhältnisse sind indes in keinem europäischen Lande wiederzufinden. Nach seiner Lage und Beschaffenheit bietet jenes Land alle Elemente des natürlichen Reichtumes im vollsten Maße dar und der dort hergebrachten Verfassung ist der Vorzug der Wohlfeilheit nicht abzusprechen. Auch ist der Staat durch seine geographische Lage der Notwendigkeit überhoben, große stehende Heere zu halten und hat keine Schulden, zwei Gegenstände, welche die größere Hälfte europäischer Staatseinkünfte zu absorbieren pflegen. Die Justiz ist nach dortigem Gebrauch für die Staatskasse wenig kostbar; für den religiösen Kultus gibt die Regierung gar nichts, für die Schulen sehr

wenig aus. Dabei sind die außerordentlichen Einnahmen aus dem Verkauf von Staatsländereien sehr bedeutend. Ein großer Teil der Ausgaben ist auch in dem allgemeinen Etat nicht mit begriffen, sondern fällt den einzelnen Staaten, jedem besonders, zur Last, und von vielen Bedürfnissen, welche bei uns Staatsausgaben verursachen, nimmt die Regierung dort keine Notiz, indem sie es dem einzelnen überläßt, die Befriedigung derselben zu bewirken, wie es ihm Begehr und Angebot verstatten. Nur wenn auf diese letztere Weise diejenigen allgemeinen Zwecke, deren Erreichung auf dem öffentlichen Wege man aufgibt, mit geringerer Aufopferung und ebenso vollständig zu erlangen sind, ist eine Reduktion der Ausgaben für sparsam zu halten; unwirtschaftlich aber ist sie, wenn der einzelne weder so wohlfeil, noch so vollständig als der Staat die vor der Reduktion von diesem bestrittenen Bedürfnisse befriedigen kann. So empfiehlt Adam Smith die Anlegung von Chausseen und Kanälen der Privatkonkurrenz zu überlassen. Die preußischen Chausseen kosten dem Staate, außer dem Anlagekapital, jährlich 1 100 000 Tlr., während sie nur 800 000 einbringen. Hätte man also die Anlegung derselben auf die Unternehmungslust der Privatleute ankommen lassen, so würde der Bau von Chausseen vielleicht noch ebensosehr Projekt sein, wie der der Eisenbahnen, und die Hemmung des Verkehrs durch den teuren Transport würde dem Lande mehr gekostet haben, als die vom Staate auf den Chausseebau verwendeten Summen.

Nächst der Beobachtung des richtigen Maßes im Verbrauch ist es das wesentlichste Kennzeichen einer sparsamen Regierung, daß sie, durch zweckmäßige Leitung desselben, das günstigste Verhältnis zwischen den Aufopferungen der Steuerpflichtigen und den damit erreichten Vorteilen herzustellen sucht. Dies kann man bewerkstelligen, indem man die zu machenden Verwendungen so anordnet, wie sich die vorteilhafteste Wirkung davon erwarten läßt, und indem man die Mittel zu ihrer Bestreitung auf die für das Wohl des Volkes am wenigsten nachteilige Weise aufzubringen sucht.

Wie groß nach Verhältnis die Resultate sind, welche auch mit geringen, aber richtig angewendeten Kräften erreicht werden können, zeigt sich täglich im Leben; aber mehr als irgendwo erheischt im

Staatshaushalte der Umfang der aufgebotenen Mittel und der noch größere der Bedürfnisse, daß eine jede vorhandene Kraft auf die wirksamste Weise in Tätigkeit gesetzt werde.

Ein Teil der jährlichen Ausgaben, in England drei Fünftel derselben, dient zur Rückzahlung und Verzinsung von Anleihen; diese letztern aber, sowie die jährlichen Einnahmen, werden zur Vergütung für Dienste, welche dem Staate geleistet worden sind, und zum Ankauf verschiedener, für öffentliche Zwecke zu verzehrenden Güter verwendet. Der wohlfeilste Kauf ist für den Staat wie für den Privatmann nicht immer der sparsamste. Die besten und die dauerhaftesten Stoffe sind auch die teuersten; aber der Mehrbetrag an Kosten wird reichlich durch die Vollständigkeit und Dauerhaftigkeit des gestifteten Nutzens vergütigt. Wenn man die für den Staat nötigen Arbeiten mit dem geringsten Aufwande dadurch erhält, daß man sie Unternehmern überläßt, so führt sie der Staat doch da, wo er in betreff der Güte ganz sicher sein will, durch seine Beamten auf eigene Rechnung aus. Bei der Ausführung öffentlicher Unternehmungen, wie bei dem Ankauf der regelmäßigen, für den Staat erforderlichen Dienste, können durch Kargheit die ganzen darauf verwendeten Kosten verloren gehn. Ein Hafendamm, welchen man mehr mit Berücksichtigung der Wohlfeilheit, als der höchsten Vollkommenheit anlegte, wird vom ersten Sturme zerstört werden und so einen reinen Verlust des Aufwandes ohne Entschädigung nach sich ziehn. Auf ähnliche Weise muß man auch gewärtigen, daß die dem Staate geleisteten Dienste dem dafür gezahlten Preise angemessen sind. Soll ein Amt gut verwaltet werden, so müssen auch die damit verbundenen Vorteile so beschaffen sein, daß sie die Anstrengungen eines fähigen und brauchbaren Mannes hinreichend belohnen, sonst wird ein solcher lieber auf andre Weise als im Staatsdienst von seinen Fähigkeiten Nutzen ziehn. Je höher ein Gewinn ist, von desto mehren wird er gesucht werden, und desto eher findet sich unter den Bewerbern derjenige, welcher durch seine Leistungen die Aufopferungen des Staates am reichlichsten vergütigt. Diese Wirkung ist nicht ausschließlich die des Gehaltes, sondern oft zum größern Teil die der mit den Staatsämtern verbundenen Macht und Auszeichnung; je geachteter in einem Lande der Stand der Beamten ist, von desto

mehren und würdigern Männern wird er gesucht werden. Wo aber die einzelnen Länder gut verwaltet werden, da kann ihre Zahl sehr beschränkt sein, und hierdurch, wie durch die Vereinfachung des ganzen Getriebes der Verwaltung, erspart man mehr, als die Kosten der Gehaltserhöhung betragen, und entzieht obenein den produktiven Beschäftigungen ein kleineres Maß von Kräften. **Diminuez tant qu'il sera possible le nombre des gens d'église, officiers domestiques, de judicatures et pécuniaires, car telles gens consument la graisse de vos états et ne les amplifient de rien, et multipliez les marchands, laboureurs, artisans, pasteurs etc.** läßt Sully den König Philipp den Zweiten in dessen angeblichem Testament sagen. So wird ein Staat, welcher nur tüchtige Beamte anstellt, von einer geringern Anzahl derselben seine Geschäfte besser und zugleich wohlfeiler verwaltet sehn, als ein andrer, welcher viele Leute mit geringem Gehalte und von proportionierter Unfähigkeit in seine Dienste nimmt; zumal da die auf einen untauglichen Beamten verwendeten Kosten nicht nur ohne Ersatz verloren gehn, sondern obenein noch die durch schlechte Verwaltung bewirkten Verluste erkaufen. Redlichkeit muß ebensogut bezahlt werden als Geschicklichkeit; denn ein untreuer Verwalter findet auch bei geringem Lohn ein gutes Auskommen. Die russischen Beamten sind sehr gering besoldet; ob aber nicht dort vor Gericht der Reichste immer recht hat, ob nicht Beamte, welche die Verwaltung von Kassen haben, ihren Posten ungern mit einem höhern vertauschen, und Briefe an Behörden, wenn sie kein Geld enthalten, unerbrochen bleiben, vermag nur jemand, der die dortigen Verhältnisse genau kennt, zu beurteilen.

Hat eine Regierung erkannt, wie die Leistungen, deren sie bedarf, mit dem geringsten Aufwande erkauft werden können, so muß sie auch die Ausübung derselben so regeln, wie sich der fruchtbarste Erfolg davon erwarten läßt. Je mehr ein Beamter die seiner Verwaltung anvertrauten Gegenstände unter Augen hat, desto vollkommner ist er imstande, seine Tätigkeit denselben zu widmen. Nötigt ihn z. B. die räumliche Ausdehnung seines Geschäftskreises, große Reisen zu machen, so sind diese mit einem an sich unfruchtbaren Aufwand von Kräften und von Zeit verbunden; und die Zeit, welche ein Staatsbeamter nützlich anzuwenden verhindert wird, vermehrt die Opfer des

Besteuerten, da die Staatsdienste weniger nach ihrem wirklichen Erfolge, als nach der darauf verwendeten Mühe und Zeit bezahlt werden können, und die ganze Nation verliert das, was während der Dauer der Störung für sie Nützliches hätte geschehen können. Durch Vereinfachung der Formen und richtige Verteilung der Geschäfte kann unnützer Zeitverlust der Beamten vermieden und ihrer Tätigkeit größere Wirksamkeit verliehen werden. So werden viele Zwecke der Verwaltung mit geringerem Aufwande vollständiger erreicht werden, wenn man die Sorge für örtliche Bedürfnisse soviel als möglich an örtliche Ämter knüpft. Die Kommunalbehörden sind imstande, am schnellsten und sichersten die in ihrem Bereich sich zeigenden Bedürfnisse, sowie die Maßregeln, welche die vollständigste Befriedigung erwarten lassen, zu erkennen und mit dem geringsten Aufwande auszuführen. Je höher die Bildung der Nation steht und je höher ihre Meinung von der Weisheit und Kraft der Regierung ist, desto sichrer wird die letztre erwarten können, daß die Kommunalbehörden ihre Pflicht tun, und ein desto weitres Feld wird sie der Tätigkeit derselben einräumen können.

Einen meist bedeutendern Aufwand als die Besoldung der Beamten macht die Unterhaltung des Heeres zum Schutz des Staates nötig. Dasselbe ist nach den Kräften wie nach der Politik des Staates von verschiedner Größe; immer aber erfordert die Unterhaltung des Verteidigungszustandes einen bedeutenden unproduktiven Verbrauch, sowohl von rohen Stoffen als auch von Arbeit, durch welche diese Stoffe in Kriegsbedürfnisse verwandelt werden. Ein vielleicht noch wesentlicherer Verlust entsteht aber dadurch, daß die Kräfte einer großen Anzahl arbeitsfähiger Menschen und Pferde, welche ihren eignen Unterhalt und noch viel mehr hervorbringen könnten, auf mehr oder weniger lange Zeit von produktiven Beschäftigungen abgehalten werden, ohne daß sie zu verzehren aufhören. Dieser Verlust wird um so geringer ausfallen, in je kürzerer Zeit man es möglich macht, ein Individuum zum Streiter auszubilden, so daß es, unbeschadet seiner Eigenschaft als Soldat, dem Gewerbe zurückgegeben werden kann. Der preußische Soldat steht ein bis drei Jahr und später einige Wochen unter der Fahne, wodurch seine Lebensweise im ganzen wenig gestört wird; der russische wird auf 20 bis 25 Jahr bereichernden Beschäf-

tigungen entzogen und ist nach der Entlassung seiner Heimat entfremdet und zu Gewerben untauglich. Gewiß setzt eine höhere geistige Entwicklung und eine tüchtige Elementarbildung den gemeinen Mann in den Stand, die zur Ausübung des Kriegshandwerkes nötigen Fertigkeiten mit mehr Leichtigkeit zu erlernen, als sonst der Fall sein würde.

Außer der Sorge für die Aufrechterhaltung des Kulturzustandes der Nation liegt dem Staate auch die für ein naturgemäßes Fortschreiten desselben ob. In zivilisierten Staaten spricht sich das Bedürfnis einer höhern Entwicklung der Fähigkeiten dringender aus als bei rohen Völkern, und je höher die Stufe ist, auf welcher eine Nation steht, je weniger sie noch mit dringenden Bedürfnissen zu kämpfen hat und je wohlfeiler sie diese befriedigt, desto mehr wird sie auf ihre fernere Ausbildung verwenden wollen und können.

Die Anstalten zur Belebung des Verkehrs und der Industrie, wie zur Beförderung der Bildung müssen meist, wenn sie erheblichen Nutzen gewähren sollen, so großartig sein, daß gewöhnlich nur die Gesamtheit der Nation vermögend genug ist, um die Kosten davon bestreiten zu können. Auch können solche Anlagen, wenn ihr wesentlichster Nutzen nicht dadurch aufgehoben werden soll, daß sie der Mehrzahl unzugänglich werden, für den Unternehmer selten so große pekuniäre Vorteile abwerfen, daß Private leicht in Versuchung kämen, ihre Kapitalien darauf zu verwenden. Wenn daher die gedachten Anstalten nicht bloß Folgen, sondern Hebel der Nationalwohlfahrt sein sollen, so muß der Staat sich ihrer kräftig annehmen. Für diese Abteilungen des Haushaltes ist die Frage nicht, mit wie wenig man sie bestreiten könne, sondern wieviel man habe, um es darauf zu verwenden, denn noch nirgends sind wohl die vorhandnen Mittel für diese Zwecke zureichend. Kein Staat hat wohl in neuerer Zeit so viel für die Erleichterung des Verkehrs und die Bildung des Volkes getan, als Preußen, und doch befinden sich in geringer Entfernung von unsern Küsten ausgedehnte und fruchtbare Landstriche, wo wegen der Schwierigkeit, die Produkte zu verführen, das Grundeigentum ohne Wert ist, und wenn auch unsre Bildungsanstalten denen der andern Völker überlegen sind, so fehlt es doch auch bei uns noch an einer hinlänglichen Anzahl von Schullehrern und an Mitteln, um alten Predigern eine

angemessene Existenz zu gewähren. Je wohlfeiler man die notwendigen Ausgaben zur Erhaltung der Kultur bestreitet, desto mehr kann man auf die nützlichen zur Beförderung derselben verwenden. Jene sind immer zugunsten dieser zu beschränken; denn eine Verminderung der letztern, wenn sie nicht unverhältnismäßig zu den Kräften des Staates sind, ist keine Ersparung, selbst dann nicht, wenn man sie rein vom Standpunkte des Finanziers betrachtet, da sie dazu dienen, die Beitragsfähigkeit der Nation für die Folge zu erhöhen; sie sind den Bestellungskosten gleich, welche einen Mehrertrag der Ernte zur Folge haben. Die Erleichterung des Verkehrs vermehrt direkt das Vermögen der Nation, durch Verminderung der Produktionskosten. Aber auch durch das Emporheben der Bildung und der Sittlichkeit auf eine höhere Stufe kann viel dazu beigetragen werden, die Verzehrungen des Volkes minder kostspielig und erfolgreicher zu machen. Es lernt die richtige Art der Anwendung der Mittel kennen, welche seiner Privatdisposition überlassen sind, und verringert die Aufopferungen, welche zur Erreichung von Staatszwecken nötig sind; denn je richtiger die Nation die Wohltätigkeit der öffentlichen Anstalten und des Aufwandes für dieselben zu würdigen imstande ist und je mehr man der allgemeinen Redlichkeit vertrauen kann, desto weniger bedarf es künstlicher und teurer Formen der Erhebung. Im Kirchenstaate bildete sich nach der Restauration ein regelmäßiges Bureau für Verfälschungen, welches, von einigen Beamten begünstigt, Anweisungen auf öffentliche Kassen, Gratifikationen und Pensionen austeilte; dieselben wurden lange honoriert, und der Betrug erst entdeckt, als man auf diesem Wege ein aufgehobenes Monopol wiederherstellen wollte. Sind nun Exzesse, welche von einer so großen Demoralisation zeugen, auch nicht immer zu befürchten, so machen doch überall Defraudationen und Schleichhandel eine kostspielige Beaufsichtigung nötig, welcher es mit der größten Mühe doch nur unvollkommen gelingt, den tiefeingewurzelten Übeln zu steuern.

Neben den Bedürfnissen des Staates, welche in jedem Jahre ziemlich gleichmäßig wiederkehren, können Umstände eintreten, welche eine plötzliche Erhöhung des Aufwandes, und oft eine sehr bedeutende, nötig machen. Der Eintritt und die Größe solcher Ausgaben sind

meistens weder von der Willkür abhängig, noch vorherzusehen; sie können daher in den gewöhnlichen Etat nicht aufgenommen werden, sondern jedesmal, wenn sie eintreten, müssen die Mittel zu ihrer Deckung auf außerordentlichem Wege aufgebracht werden.

Ist für die ordentlichen und vorher bekannten Bedürfnisse das Quantum, mit welchem sie bestritten werden können, ausgemittelt, so ist es die nächste Sorge der Regierung, dasselbe mit der geringsten Beeinträchtigung des Nationalvermögens anzuschaffen.

Einkünfte und Domänen haben den Vorzug, daß sie niemanden persönlich belasten und keinem sein Erworbnes entziehen; sie können aber heutzutage für den Bedarf eines bedeutenden Staates nicht hinreichen, und wo das Begehr nach Grundeigentum groß genug ist, würden die Güter, aus welchen sie gezogen werden, im Besitz von Privatleuten reichen Ertrag geben und mit weniger Kosten ausgebeutet werden. Die preußischen Domänen - betragen 8 Millionen Morgen, welche nicht viel über den zehnten Teil des gesamten öffentlichen Bedarfs einbringen; wenn sie also das ganze Bedürfnis des Staates befriedigen sollten, so müßten sie fast drei Viertel des Areals der preußischen Monarchie einnehmen. Ebenso sind Regalien und Monopole unzulänglich und zwar mitunter aus polizeilichen Rücksichten wünschenswert, aber wegen ihrer Wirkung nicht als sparsame Maßregeln zu betrachten, indem die davon betroffenen Zweige der Industrie ebenfalls von Privatleuten mit größerm Gewinn und geringern Kosten betrieben werden könnten. Selbst zu produzieren ist also für den Staat weder eine hinlängliche, noch die sparsamste Weise, seine Bedürfnisse anzuschaffen, vielmehr ist es wohlfeiler, wenn er seinen Bedarf aus dem, was die Untertanen produziert haben, entnimmt. Damit aber hierdurch dem Vermögen der Nation nicht mehr Schaden zugefügt werde, als notwendig ist, muß man da nehmen, wo am leichtesten entbehrt werden kann und dann den Übergang aus dem Privatvermögen so bewirken, daß der Nation womöglich nicht mehr entzogen wird, als der Staatskasse zugute kommt. Um jenem ersten Erfordernis möglichst vollständig zu entsprechen, ist besonders eine gleichmäßige Verteilung der Abgaben nötig, damit nicht dem einen das Notwendige entzogen werde, während der andre noch hat, was er ohne Beschwerden missen könnte.

Eine Anzahl nach Verhältnis ihrer Kräfte gleichmäßig Angestrengter trägt mit Leichtigkeit eine Last, welche bei ungleicher Verteilung die einen erdrücken und den übrigen zu schwer sein würde. Durch direkte Besteuerung des reinen Einkommens ließe sich das richtige Verhältnis der Lasten zu dem Vermögen eines jeden am vollkommensten herstellen. Das Einkommen des einzelnen pflegt dem Staate aber nicht bekannt zu sein, und es ist daher schwer, die Abgaben demselben anzupassen. Man sucht dies dadurch zu erreichen, daß man das Einkommen des Besteuerten entweder nach seinem Aufwande oder nach seinen Güterquellen taxiert und demgemäß eine bestimmte Summe als Klassen- oder Grundsteuer von ihm fordert, oder indem man das Einkommen da, wo es als Ausgabe ans Licht tritt, durch Konsumtionssteuern zu treffen sucht. Die Steuern jener ersten Art zeichnen sich durch Leichtigkeit und Einfachheit der Erhebung aus; sie dürfen aber, bei der Unzuverlässigkeit der Schätzungen, auf welche sie basiert sind, nur sehr niedrig sein, zumal da ihr einmal veranlagter Betrag sich nicht so leicht mit dem Vermögen des Belasteten ändert, und dieser sich ihnen auch im Falle des Unvermögens nur selten entziehen kann.

Konsumtionssteuern haben den Vorteil, daß sie sich mehr dem Vermögen des Zahlenden anpassen, da es in der Gewalt eines jeden steht, sich denselben zu entziehen, indem er sich der belasteten Konsumtion enthält. Damit dieses möglich bleibe, darf die Steuer nur Gegenstände treffen, welche nicht notwendige Lebensbedürfnisse bilden; denn wenn diese durch daraufgelegte Abgaben verteuert werden, so wird ihre Anschaffung weniger Menschen möglich als bisher, und so die Existenz der Dürftigsten verkümmert. Nicht so nachteilig wirkt die Entbehrung von Luxusartikeln. Der hierunter gewöhnlich verstandene Luxus der Reichen ist zwar vorzugsweise in Anspruch zu nehmen, wirft aber auch bei der höchsten Besteuerung nicht viel ab, da es nur wenige Reiche gibt; deshalb sind es die gewählteren Genußmittel des gemeinen Mannes, welche besonders zweckmäßige Objekte der Besteuerung abgeben, als Branntwein, Bier, Tabak, Zucker, Kaffee. Andere Abgaben müssen freilich zu Hilfe kommen, wo dergleichen Konsumtionssteuern nicht ausreichen; denn diese können nicht beliebig ausgebeutet werden, sondern haben ihre gewisse Höhe, bis zu welcher es zweckmäßig ist, sie zu erheben. Welche

diese Höhe sei, ist nur auf empirischem Wege auszumitteln, doch ist es gewiß, daß die schwersten Abgaben nicht die einträglichsten sind. Die Abgaben verteuern, gleich den Produktionskosten, das Produkt, welches sie treffen; geschieht dies in dem Grade, daß einer großen Anzahl der bisherigen Konsumenten die Anschaffung desselben nicht mehr möglich bleibt, so vermindert sich die Verzehrung und infolgedessen die Produktion, so daß das Objekt der Besteuerung zum Teil wegfällt, und zwar um so mehr, je höher die Abgabe ist. Eine Erhöhung der Steuer steigert daher niemals den ganzen Ertrag verhältnismäßig, vermindert ihn wohl gar, wenn sie übermäßig ist, obgleich sie den Besteuerten größere Entbehrungen auferlegt und dem Aufwand derselben eine andre als die natürliche Richtung gibt, welche wahrscheinlich minder befriedigend ist, da sie nicht freiwillig gewählt wurde. — Umgekehrt wird durch Herabsetzung einer Abgabe die entlastete Ware wohlfeiler und ihre Anschaffung mehren Leuten möglich als vorher. Durch das so vermehrte Begehr wird eine Erweiterung des betroffenen Verkehrs erzeugt, welche bewirkt, daß die Staatskasse keinen Ausfall empfindet, indem sie den herabgesetzten Betrag der Abgabe häufiger einnimmt als den frühern. Dies wird auch durch die Erfahrung bestätigt; die Einnahme aus den preußischen Chausseen hat nach der Herabsetzung des Tarifs nicht abgenommen, sondern der belebtere Verkehr hat die Reduktion der einzelnen Sätze gedeckt. Ebenso ist bei den Ermäßigungen, welche die britische Regierung vorgenommen hat, die Verminderung der Einnahme niemals so groß ausgefallen, als man es sich nach dem bisherigen Ertrage der Taxe jedesmal berechnet hatte. Bis zu einem gewissen Punkte ist also die Herabsetzung der Abgaben der Staatskasse nicht schädlich, während durch sie obenein der größre Vorteil erreicht wird, daß bei geringern Abgaben ein jeder weniger beschränkt ist, seiner Produktion und Konsumtion diejenige Richtung zu geben, welche für ihn die natürlichste und vorteilhafteste ist.

Wie durch die Wahl des Gegenstandes und die Höhe der Abgabe, so kann auch durch eine richtige Methode der Veranlagung und Einziehung dem Nationalvermögen viel erspart werden. Die Kontrolle der Steuerpflichtigen und der Empfänger, die unvermeidlichen Hemmnisse des Verkehrs, welche die Beaufsichtigung der erstern mit sich bringt,

sowie die Bewirkung des Überganges der Abgabe in die Staatskasse sind mit Aufopferungen verbunden, welche nicht unbedingt nach Verhältnis ihrer Größe Nutzen stiften, und soweit sie größer als notwendig sind, einen reinen Verlust ohne Ersatz bilden. Die Besteuerung von Gegenständen, welche eine kostspielige Kontrolle nötig machen, ist nicht immer zu vermeiden; man muß daher diese Kontrolle durch die Einrichtung der Erhebung möglichst erleichtern. So würde die Beaufsichtigung der Konsumtionssteuern etwas weniger als unmöglich sein, wenn man die Abgabe unmittelbar von dem Konsumenten erheben, den ins Unendliche sich verteilenden Portionen nachspüren, ihre Größe ermitteln und demgemäß die Steuer anlegen wollte. Man läßt deshalb die Produzenten, bei welchen sich die steuerbaren Güter in großen, leicht zu messenden Quantitäten beisammen finden, den Vorschuß leisten und überläßt es ihnen, die Abgabe, soweit sie können, von dem Konsumenten wieder einzuziehen. Die Einfachheit dieses Verfahrens entschädigt für die Nachteile, welche die Auslage des Produzenten mit sich bringt. So wird der Zucker in den Raffinerien, der Spiritus in den Brennereien, der Tabak auf den Feldern des Anbauers am sichersten und gleichmäßigsten von der Steuer getroffen. Zugleich können hier die Steuern insofern fördernd auf die Produktion wirken, als ihre Höhe nicht nach der Menge der fabrizierten, sondern nach der der rohen verwendeten Stoffe bemessen wird. Sie entmutigt den Fabrikanten nicht, indem sie nicht sogleich mit dem erhöhten Ertrage an Produkten wächst, vielmehr bleibt die vermehrte Ausbeute, welche er durch eine vervollkommnete Fabrikationsmethode dem rohen Stoffe abgewinnt, ein reiner Ertrag für ihn. So wird die Branntweinsteuer nicht nach dem Ertrag von Spiritus, sondern nach der Menge des Maischgutes veranlagt, und ihre Höhe ist vielleicht die Veranlassung zu der schnellen Ausbildung des Brennereibetriebes gewesen, wenigstens finden wir in den Nachbarländern Preußens bei demselben Überfluß an landwirtschaftlichen Produkten und derselben Neigung, Branntwein zu trinken, wenn man ihn hat, nicht dieselbe Vollkommenheit der Fabrikation.

Auch bei den Zöllen kann durch Vereinfachung der Erhebung viel an Zeit und Mühe, der Beamten wie der Besteuerten, erspart werden. Deshalb darf ein Zolltarif nicht zu viele und verwickelte Klassi-

fikationen enthalten, und muß der Wert der steuerbaren Ware auf die einfachste Weise bestimmt werden, wie man denn meistens das Gewicht, als am leichtesten zu ermitteln, zum Maßstabe zu nehmen pflegt. Die mit der Erhebung verbundenen Belästigungen und Störungen der Industrie bilden ebensowohl einen Verlust als die Abgabe selbst. Ein niederländisches Gesetz verordnete, daß der Besteuerte dem Zollbeamten seine Ware überlassen müsse, wenn dieser 10 % über den von dem ersteren angegebenen Wert dafür bietet. Durch Maßregeln der Art wird dem Besteuerten auch der Gewinn von dem, was man ihm läßt, verkümmert, während er notwendigerweise schon den einbüßt, welchen er mit dem abgegebenen Quantum hätte machen können.

Dieser letztere Verlust wird um so geringer sein, je näher am Augenblick des Verbrauchs ein Produkt von der Abgabe getroffen wird; denn je länger der Zeitraum ist, welcher vergeht, ehe der Produzent die ausgelegte Abgabe von dem Konsumenten durch den Verkauf wieder einziehen kann, desto höher laufen die Zinsen an, welche er von seiner Auslage berechnet und ersetzt verlangt. Doch kann wiederum die Erleichterung der Kontrolle ein umgekehrtes Verfahren vorteilhafter finden lassen.

Ist der Gegenstand der Abgabe, ihre Höhe und der Maßstab, nach welchem sie berechnet werden soll, festgestellt, so wäre es wünschenswert, daß der volle Betrag der Abgabe für die eigentlichen Staatszwecke verwendet werden könnte. Je vollständiger dieses erreicht wird, mit je geringern Kosten man die Übertragung der Summen aus dem Privatvermögen in das öffentliche möglich macht, desto mehr verdient ein Finanzsystem das Lob der Sparsamkeit.

Die teuerste Art der Perzeption ist vielleicht die Verpachtung der Einkünfte wegen des übertriebenen Gewinnes der Pächter und ihre Rücksichtslosigkeit bei der Beitreibung der Steuern. Wie sehr Frankreich durch dieses System gelitten, läßt sich aus Sully's Angabe schließen, daß zu seiner Zeit das Volk 150 Millionen gezahlt habe, um der Staatskasse 30 zu verschaffen.

Wo die Regierung die Abgaben durch ihre Beamten erhebt, kann wieder durch eine zu große Anzahl der letztern viel dazu beigetragen werden, dem Staate die von den Untertanen bezahlten Summen zu

verkürzen, wie denn in Frankreich, wo die Erhebungskosten noch jetzt fast 15 % betragen, unter dem Ministerium Necker's 250 000 Menschen mit dem Empfang der Abgaben, wenn auch nicht ausschließlich, beschäftigt gewesen sein sollen. Die Menge der Gehalte, die Weitläufigkeit des Geschäftsganges, die bei so vielen subalternen Beamten unvermeidlichen Nachlässigkeiten bilden eine schwere und unfruchtbare Last für die Nation. Es war daher eine der wichtigsten Ersparungen Sully's, daß er die überflüssigen Ämter im Fach der Finanzen einzog; in welchem Verhältnis dies geschah, ist aus dem Beispiel der Stadt Paris zu entnehmen, wo er die Zahl der Haupteinnehmer von sieben auf einen reduzierte.

Solange das Geld in der Staatskasse liegt, bleiben seine nützlichen Wirkungen suspendiert. Dieses Übel wird verringert durch Abkürzung des Zeitraums zwischen dem Empfang der Abgabe und der Verwendung derselben. In Frankreich unter dem Ministerium Villèle empfing die Staatskasse fortlaufend 150 Millionen Frank, bevor die damit zu leistenden Zahlungen anfingen, so daß sich also eine Summe von diesem Betrage fortwährend außer Kurs befand.

Doch muß der Staat immer Mittel zu seiner Disposition haben, um solchen Bedürfnissen zu begegnen, deren Eintreten sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen läßt. Diese können durch einen Ausfall der gehofften Einnahme oder durch eine unvorhergesehene Vermehrung der Ausgaben entstehen. Für die geringern pflegt man einen Dispositionsfonds in den ordentlichen Etat mit aufzunehmen; gewöhnlich aber erfordert ihre Deckung so bedeutende und schnell disponible Mittel, daß es nicht möglich ist, dieselben durch eine plötzliche Erhöhung der Steuern anzuschaffen. Man bedient sich deshalb zweier Auswege, um die hinzukommende Last auf die Einnahme eines längeren Zeitraums zu verteilen, der Sammlung eines Schatzes oder der Aufnahme von Darlehn.

Der Schatz wird aus aufgesparten Teilen der Einkünfte früherer Jahre gebildet, während eine Anleihe zukünftige Einnahmen antizipiert. Das als Schatz niedergelegte Kapital wird der produktiven Anwendung entzogen, so daß dem Lande die Zinsen desselben entgehn. Daher mag es im ganzen wohl sparsamer sein, große unvorhergesehene Bedürfnisse vermittelst einer Anleihe zu bestreiten, indem alsdann die erforderliche Summe bis zur Zeit des Gebrauchs noch gewinnreich angewendet

werden kann. Schulden braucht man erst im Augenblick des Bedarfs zu machen, und nur gerade so viel, als nötig ist, während der Schatz sehr lange liegen kann, ehe er gebraucht wird, und dem noch ungekannten Bedürfnis nicht der Größe nach angepaßt werden kann. Auch ist es wohl kaum möglich, einen so großen Schatz anzuhäufen, daß derselbe zur Führung eines Krieges nach heutiger Art allein ausreichte. Dagegen hat das System der Anleihen die Nachteile, daß es leicht zu einem Aufwand über die Kräfte verleitet, daß es den Staat mit Zinszahlungen belastet und so gerade zur Zeit der Not, wo man des Darlehns bedarf, wie nach dem Kriege oder einer Mißernte, die Staatslasten vermehrt, während der Schatz in Zeiten des Friedens und der Wohlhabenheit nach Bequemlichkeit gesammelt werden kann und so in der Not eine Hilfe bietet, ohne daß die schon Bedrängten noch härter beschwert werden. Ferner werden die Kosten einer Anleihe bedeutend durch den Gewinn vergrößert, welchen der Darleiher aus dem Geschäft verlangt. Derselbe wird um so geringer sein, je mehr Sparsamkeit und Ordnungsliebe der Regierung das Zutrauen der Kapitalisten erwecken und je weniger dringend das augenblickliche Bedürfnis des Staates ist. Alle diese Gründe können das Aufsparen einer mäßigen Summe als Schatz rätlich machen; eine solche anzuwenden, findet sich oft Gelegenheit, und sie hilft zur Zeit des Bedürfnisses über die Verlegenheit hinweg, im ersten Augenblick einer unvorhergesehenen Not unter jeder Bedingung Anleihen abschließen zu müssen. Aber eine solche Anhäufung der Gelder muß nicht Zweck eines Finanzsystems sein, sondern nur ein Mittel, um gewisse Ausgaben mit geringerm Nachteil für das gegenwärtige und zukünftige Vermögen der Nation bestreiten zu können. In früheren Zeiten galt die entgegengesetzte Meinung; das Sammeln des Schatzes wurde als Hauptkennzeichen und Zweck einer sparsamen Staatsverwaltung angesehn. Die Schwierigkeit, mit welcher ehedem die Staatsgewalt die Betreibung ihrer Einnahmen, besonders bei außerordentlichen Bedürfnissen, bewirkte, trennte den Staatshaushalt mehr von der Volkswirtschaft, so daß bei seiner Einrichtung mehr darauf gesehn wurde, wie man Geld in der Staatskasse, als wie man ein wohlhabendes Volk haben möchte. Heinrich VII. von England, obgleich seine Schatzkammern gefüllt waren, zog häufig mit der Armee im

Lande umher, um die Abgaben beizutreiben und die durch seine Erpressungen veranlaßten Aufstände zu dämpfen. Der Staatshaushalt hatte damals mehr Ähnlichkeit mit dem eines Privatmannes; man maß nicht die Einnahme nach dem Bedürfnis, sondern die Ausgabe nach der Einnahme ab, und der galt für den Sparsamsten, welcher von dem eingenommnen Gelde das meiste erübrigte, um damit einen großen Schatz und ein starkes Heer zu unterhalten.

Dies war indes nicht möglich ohne Verminderung der überflüssigen Ausgaben und Handhabung der strengsten Ordnung im Staatshaushalt, zwei Eigenschaften, deren hoher Wert daran kenntlich ist, daß sie selbst bei den unrichtigen volkswirtschaftlichen Ideen der früheren Zeit ihre gute Wirkung nie verfehlt haben, sodaß sparsame Regenten immer, nicht nur mit geringen Mitteln eine große Macht ausüben konnten, sondern auch, bei den größten Kraftanstrengungen nach außen, die innere Wohlfahrt des Landes beförderten. Nicht die reichsten, sondern die sparsamsten Regierungen haben ihre Völker glücklich und groß gemacht. Die weise und sparsame Verwaltung des Kardinals Ximenes und seiner beiden Herrscher legte den Grund zu Spaniens Größe und machte es möglich, daß dieses Reich durch eigne Kraft die Hegemonie Europas erlangte, während es unter der verschwenderischen und verkehrten Leitung der Könige aus dem habsburgischen Hause, im Besitz der unermeßlichen Schätze beider Indien, in Armut und Schwäche versank. So wurden häufig die von einer sparsamen Regierung gesammelten Kräfte durch verschwenderische Nachfolger zersplittert; der Aufwand, zu welchem das Vertrauen auf ererbte Reichtümer verleitet, erschöpft bald einen Vorrat, dessen Abgang nicht mehr durch eine haushälterische Verwaltung ergänzt wird. Sully erkannte mit einer für sein Zeitalter bewundernswerten Richtigkeit die Mängel der damaligen Finanzverwaltung und suchte ihnen nach Kräften abzuhelfen. Die zu hohen Steuern, sagt er, die Bedrückungen der Gewerbe, die Verteuerung notwendiger Bedürfnisse, die Monopole, die übermäßige Anzahl von Beamten, die unklugen Kriege sind die Ursachen des Verfalls der Staaten. Er verschaffte sich genaue Kenntnis von den Einnahmen des Staates und den Quellen derselben, und war der Erste, welcher genaue Etats von den in einem Jahr zu erwartenden Einnahmen und den damit zu bestreitenden Aus-

gaben entwarf. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, zu erkennen, wo eine Überlastung mit Abgaben stattfand, und die Unterschleife und Verschleuderungen ans Licht zu bringen, welche in den verschiedenen Zweigen der Staatshaushaltung stattfanden. Er hatte die Verwaltung eines Landes übernommen, welches durch Empörungen und Bürgerkriege zerrüttet und zum Teil verarmt war, aber indem er die erwähnten Mißbräuche abschaffte und die strengste Ordnung in das Finanzwesen brachte, konnte er bei einer glänzenden Hofhaltung und neben der Bestreitung aller laufenden Ausgaben mit 35 Millionen Einkünften in zehn Jahren 200 Millionen Schulden bezahlen, Straßen und Kanäle anlegen, einen Schatz von 30 Millionen sammeln und den Staat in einen Achtung gebietenden Verteidigungszustand setzen, ohne die Lasten der Untertanen zu vermehren. Die Früchte seiner Sparsamkeit konnten, trotz der Verschwendungen des Marschall von Ancre, noch Richelieu instand setzen, eine große Rolle im Dreißigjährigen Kriege zu spielen, bis der Ehrgeiz Ludwigs XIV. völlig vernichtete, was noch an guten Folgen der Verwaltung Sully's vorhanden oder von der Colbert's hervorgerufen war. — Glücklicher ist Preußen in der Folgenreihe seiner Regenten gewesen. Wenn der Aufwand, welchen Friedrich I. zur Aufrechterhaltung der königlichen Würde für notwendig hielt, nachteilig auf den Wohlstand seiner Untertanen wirkte, so war eine Regierung wie die seines Nachfolgers vollkommen geeignet, solche Übel wieder gut zu machen. Die Verwaltung Friedrich Wilhelms I. zeichnete sich ebensosehr durch Ordnung und Sparsamkeit aus, als die Hofhaltung seines Vaters durch Glanz und Pracht. Er schaffte die überflüssigen Ämter bei Hofe und in der Verwaltung ab, war in allen Zweigen der Staatsgeschäfte selbst tätig und begründete in denselben, durch seine Instruktion für das Generaldirektorium, eine strenge Ordnung bis ins geringste Detail. Seine Sparsamkeit sammelte die Kraft, welche das Genie seines Nachfolgers so glänzend in Anwendung brachte. Wenn es wahr ist, sagt Friedrich der Große von ihm, daß man den Schatten der Eiche der Kraft der Eichel verdankt, aus welcher sie erwuchs, so muß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seiner weisen Haushaltung die Quelle des Glückes suchen, dessen das Königshaus sich noch jetzt erfreut. Die Sparsamkeit dieses Regenten wurde vielleicht

nur von der seines Sohnes übertroffen. Denn wenn das Wesen derselben darin besteht, mit geringen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen, so hat wohl kein Fürst diese Tugend in höherm Grade besessen, als Friedrich II., welcher als Beherrscher von zwei bis vier Millionen Menschen elf Jahre lang gegen die größten Mächte Europas Krieg führte, und während seine Feinde dem Bankrott nahe kamen, niemals Schulden machte, sondern auch unter den bedenklichsten Umständen und nach dem verheerendsten Kriege sich reich und freigebig zeigte, wo es darauf ankam, den Gewerbefleiß und die Bildung seines Volkes zu heben und bei alledem einen Schatz sammelte, wie ihn niemals ein andrer Regent besessen hat. „Die Fürsten", sagt er, „müssen dem Speer des Achilles gleichen, welcher das Übel heilte, welches er verursachte; wenn sie den Völkern Unheil bereiten, so ist es auch ihre Pflicht, es zu vergüten."

O. v. Bismarck, 15. 5. 36.



Register.

Druck von
C. Schulze & Co., G. m. b. H.
Gräfenhainichen

